Landes-
bibliothek
Coburg

D 11/16 12

Coburger
Landes-
Bücherei

Geist

und

Sitten der Vorzeit

in komischen Erzählungen

von

Friz Frauenlob.

Berlin, 1792.

In Karl Matzdorffs Buchhandlung.

Coburger Landes-Bücherei

D II 12|96

Landes-
Bibliothek
Coburg

Inhalt
der Erzählungen.

Die spåte Heirath Seite 3.

Der Königliche Braut-Tausch 48.

Nettchens Robinsonade 103.

Die Frau in Stiefeln und der Mann in frem-
den Beinkleidern 137.

Der schwache Ehemann und starke Liebhaber 175.

Das redende Gespenst 198.

Die Haushälterin und — nichts weiter. 243.

Inhalt der Erzählungen.

Der willige Nothzwang und der gern gebrochene Schwur — Seite 269.

Der unwissende Ehemann — 279.

Die glückliche Beichte auf dem Todbette — 298.

Die alltäglichste Geschichte von der Welt — 302.

Die seltne Liebe und die noch seltnere Strafe — 225.

Dem

unverführbaren Lese-Publikum

der

unschuldige Verfasser.

Geist und Sitten der Vorzeit

in

komischen Erzählungen.

Die späte Heirath.

In der Lombardey, kurz vorher, ehe Luther dem heiligen Vater in Rom, wider den Willen Sr. Heiligkeit, bewies, daß die Schlüssel des Himmelreichs nichts mehr und nichts weniger, als die Schlüssel von der päbstlichen Schazkammer wären, lebte, so sagt eine alte Chronik, ein alter, biederer Kumpan, Hilario genannt, zu teutsch, Wohlgemuth. Eine reiche Erbschaft hatte ihn, seit seinem dreißigsten Jahr, in den Stand gesetzt, sein Leben, bei einer etwas vernünftigen Haushaltung, in selbstbehaglicher Gemächlichkeit zu genießen, und selbst die Leckerbissen des Lebens, (die, wie man sagt, nur auf großer Herren Tische kommen) wenn sein Haut-gout nur nicht zu verfeinert war, zu kosten. Er war zwar nicht gelehrt genug, um das Copernikanische System zu erfinden; noch wizzig gnug, um eine Iliade zu schreiben: aber

sein gesunder Sinn, den er durch einige Modebücher verliebten Inhalts, und so gar durch einige Predigten, gebildet, langte immer hin, um über die Anrichtung einer Tafel, über Moden und Kleider, über die Geschichten des Tages, über Menschen und Sitten, im beliebten Geschmack des Zeitalters, zu urtheilen, und sich, nicht ohne Anstand, darüber auszudrükken: und sein Wiz war immer noch lebhaft genug, um einem funkelnden Auge, einer blühenden Wange, einem hübschen Fuß, ein nicht übelgewandtes Compliment zu machen. Uebrigens lebte er fromm und gottselig; besuchte fleißig die Messe, beichtete alle Monat, und schlug allemal ein Kreuz, so oft er in den Fasttagen, vor einer Fleischbank, vorüberging.

Ein Fehler nur haftete auf seinem Gewissen; schwarz, wie der Fleck, den der Engel Gabriel dem Mahomet, als er ihm den Bauch aufschnitte, um ihn zum Propheten zu waschen, doch nicht ganz weggebeizt hatte, weil er zu tief im Herzen saß. Dieser Fehler war kein anderer, als — der süße Minnetrieb, der ihn bisweilen jenseits der Keuschheitslinie hinauswarf. — Manche Mädchenrose war unter seiner Hand geknickt; manches Weibchens Keuschheitsschloß hatte er entsiegelt. Denn leider! die Priester mögen so laut rufen, als sie wollen: Ein jeder halte sein Faß in Ehren! Wir arme, sündenvolle Layen, sind doch nichts als Fleisch und Blut. Wiewohl auch dieses

Fehlers würde sich Hilario, (so wohlgeartet war er von Natur) nicht theilhaftig gemacht, oder denselben wenigstens nicht so oft wiederholt haben; hätte ihm sein Beichtvater nicht, mit jedem Monat, für einige Scudi in dem Becken, und gegen die kleine Buße von drei Rosenkränzen, die er für jeden unerlaubten Beischlaf herunterbeten mußte, oder auch dem ehrwürdigen Pater selbst, für eine kleine Silberzulage, an seiner Stelle, herunterzubeten auftragen konnte, Gnade Gottes, der heiligen Jungfrau Beystand, und Vergebung der Sünden, verheißen.

Da aber gewisse Sünden den Sünder eher zu verlassen pflegen, als er sie; so gelobte auch Hilario in seinem fünf und funfzigsten Jahr, als er merkte, daß die Rosen unter seiner Hand nicht mehr so rasch zerknickten, und die Keuschheitsschlösser ihm auch allmählich verschlossen blieben, seinem sündlichen Leben ein Ende zu machen. Ob dieser tugendhafte Entschluß die Wirkung der zuvorkommenden Gnade, oder der natürliche Einfall eines klugen Mannes war, der nicht will, wo er nicht kann, darüber schweigt die Chronik, und es dürfte, wegen der Entfernung der Zeiten, für uns zu spät seyn, darüber zu entscheiden.

So wie die Diebe, nachdem sie lange Zeit vom Raube gelebt, endlich doch nach eignem Heerd sich sehnen, so wollte auch unser alte Junggeselle, Hi-
'rio, nachdem er so lange in fremden Teichen umher

gefischt, endlich seinen eignen Weiher sich anlegen: — er wollte heirathen; und, nachdem er seit seinem zwanzigsten Jahr Saamen und Frucht in die wilden Winde verstreut, sich in das gesetzmäßige Gehege der heiligen Ehe einzäunen, und in dem immer warmen Treibhaus des ehelichen Bettes junge, fruchtreiche Bäume ziehen, Gott zu Ehren, und den Menschen zur Freude!

Dies war seine Sorge bei Tage, sein Traum in der Nacht, sein innigster Wunsch zu der heiligen Jungfrau. Zweimal des Monats ging er zur Beichte, doppelt gab er den Armen, seit er den gottseligen Entschluß faßte, an der Seite eines keuschen Ehegemahls den schwachen Rest des Lebensflämmchens zu verglimmen. Denn so wünschte es sein Herz: und was das Herz wünschte, rieth ihm auch, wie natürlich, mit allen ihren Gründen die kalte Vernunft. Denn die Vernunft ist immer das electrische Glöckchen an unserm Herzen: wenn dies dran schlägt, so tönt das Glöcklein treu den electrischen Schlag zurück; und alle ihre Gründe und Gegengründe schaut und wägt die Vernunft nicht anders, als wie sie das aus dem Herzen ausströmende Fünklein illuminirt; also aber sprach sie zu dem ehesüchtigen Hilario:

„Große Schriftsteller der Alten und der Neuern „sagen's und die Dichter singen: der Trauring sey

„der wahre Talismann der Glückseeligkeit, das „Brautbett das Rosen-Lager der Freude, und die „Ehe der Labequell des Lebens, die Blume, die dis„seits des Himmels blüht. Dreimal selig, wer in „dem schönsten Frühling der Jahre mit einem schö„nen, jungen Weibchen zu Neste trägt. Wie der „Epheu den Baum umrankt, so dicht, so fest, so „treu schmiegt sich ihm sein Weibchen an, und sproßt „und blüht und fruchtet mit ihm. Es rollen die Don„ner, es schlängeln die Blitze, es stürmen Orkane; — „sie stehen und blühen in's glückliche Alter hinein. „— Wie die götter- und menschen-erfreuende Traube „am Weinstock, also die Sprößlinge des keuschen Ehe„bettes rings um sie her. Der Vater sieht sich in den „kleinen Buben verjüngt, die Mutter in den Mäd„chen erneut. Mag dann der Hagestolze seine Tage „in freudenloser Liebe, mit Mädchen ohne Zucht, mit „Weibern ohne Keuschheit hinbringen, und entwe„der wie die Vögel unter den Zweigen, wie das „Thier im Walde mit der ersten besten Sie sich begat„ten; oder gleich den diebischen Hummeln, mit ehr„lichen Leuten den süßen Honig der Liebesfreuden „verstohlen theilen. Der Ehemann allein verlebt „seine Tage in Unschuld, seine Nächte in Himmels„seligkeit: er hat das große Loos in der Lotterie des „Lebens gewonnen; das Glücksrad schleudre ihn jetzt „himmelan, jetzt höll-hinab; ihm bleibt sein Weib, „und mit ihr jede Seligkeit.

„Zwar was ist so engelrein, das nicht die Zunge
„der Verläumdung befleckt? Haben nicht falsche Wiz-
„linge mit unverschämter Stirne, ein (böses) Weib
„die Hezpeitsche des Schicksals, den Kerker des Le-
„bens, den Nagel zum Sarge, eine Igel bei Nacht,
„eine Bremse bei Tage genannt? Aber den Weisen
„verwirren nicht die Reden der Thoren! Verflucht
„sey noch im Grabe jeder Wizling, der mit gleißen-
„der Lüge die Menschen täuschte!

„Alle andere Güter des Lebens verspendet mit
„irrender Hand das blinde Glück: ein Weib, sagt
„weislich Salomo, ist die unmittelbare Gabe des
„Himmels. Alle übrigen Gunstbezeugungen des
„Glückes gleiten, schwinden wie Schatten dahin:
„ein Weib bekleibet bis ans Grab: an ihrer sanften
„Hand wallet der Mann, froh und leicht, den Blu-
„menhügel des Lebens hinunter: und schön und wahr
singt ein alter Minnesänger:

Des Lebens Preis ist doch ein Weibchen nur.
Für sie, für sie erwacht in Edens Flur
einst Adam; einsam legte er sich nieder,
und seufzte: Ach! erwachte ich nie wieder.

Er lag, und schlief, und träumte sich, als todt;
Da flisterte das erste Weibchen. Gott
rief ihm, so däucht es ihm, ein zweytes Werde.
Er lebt, sieht sie, und fühlt sich Gott der Erde.

„O Weiber! holde, freundliche Gottheiten der „Erde! Wie kann, wem an der Seite ein theures „Weibchen liegt, des Unglücks Stoß empfinden? „O thäten Männer stets, was kluge Weiber rathen, „die Erde wäre noch ein Paradies; und alle Thoren „wären Weise. Ward, durch Rebecca's klugen Rath „dem jüngern Bruder vor dem Aeltern nicht der Segen? „ Verdankte der Thor Nabal nicht der schlauen „List Abigails das Leben, das er schon verwirkt? „Judiths Heldenmuth erschlug den stolzen Feind „des Volkes Gottes; und rettete dich, Bethuel, vom „nahen Untergang. Die schöne Esther spricht Ein „Wort, und weint zwey schmachtende Thränen dazu: „und eine ganze Nation verdankt ihr Glück und Le„ben! Und wenn Gott selbst die Welt beglücken „will, dann wählt er einer Jungfraun Leib*).

So kräftig sprach die Vernunft zu unserm Hilario! und wann sprach sie stärker? wann wog ein Philosoph die Gründe und Gegengründe seiner Hypothese genauer ab? alle Glückseligkeit des ehelichen Lebens kannte, schäzte er nach richtigem Maas, nur nicht seine Kräfte, sie zu geben und zu genießen. Entzückt von den edlen Reizen tugendhafter Freuden und eines

*) Die angeführten biblischen Stellen sind ganz in dem Geist der damaligen Zeiten, wo die Sprüche und Beyspiele der Bibel den Menschen eben so geläufig waren, als uns — Stellen der Dichter, oder Beyspiele aus der alten Geschichte.

keuschen Lebens wünschte er nun mit verstärkter Sehnsucht, nichts mehr, als die große Herzstärkung des Lebens, ein liebes Weib. Aber ein weiser Mann thut nichts ohne seiner Freunde Rath. Auch Hilario zögerte nicht, seine alten treuen Spiesgesellen zu versammlen, und über einen so wichtigen, so feinen Punkt, ihr Urtheil zu vernehmen. Zum Schein. Denn fest und unbeweglich war sein Entschluß, wie er's immer ist, wenn man den Freund zu Rath zu ziehen pflegt.

Theuren Freunde und alte Gefährten meines Lebens! so hub er an, und stöhnte einen andächtigen Seufzer! Schon fünf und funfzig Winter flohen über dieses Haupt dahin, und der Kneuel des Gespinns der schwarzen Schwestern ist gewiß nicht mehr groß für mich. Mancherley Sorgen, mancherley Gram haben vielleicht manchen Faden, der noch lange halten konnte, gewaltsam abgerissen! Wie ich bis dahin gelebt, leider! in mancher Thorheit, mancher Sünde, das wisset ihr, und mehr noch mein ehrwürdiger Beichtvater. Aber der gnadenvolle Himmel, der auch den verlornen Sohn liebt, hat mir endlich die Augen aufgethan: mit inniger Reue schau ich auf mein vergangenes Sündenleben zurück: und habe nach langer und reifer Ueberlegung beschlossen, so wie es Gott und die heilige Kirche befiehlt, ein Ehegemahl zu nehmen, und den priesterlichen Segen über mich

sprechen zu lassen. Da aber viel Augen mehr sehen, als eines, und viel Köpfe mehr denken als einer: auch treuer Freunde Rath, wie der weise Salomo sagt, goldene Aepfel in silbernen Schalen sind; so wählet ihr für mich, und euer Spruch und Rath soll mir seyn, was dem jungen Tobias auf der Reise zu seiner Braut, der englische Führer war. Er führete ein liebes Weibchen heim! Die heilige Jungfrau segne euren Rath, daß bald auch Eins an meiner Seite siz'.

Nur bitt' ich euch, bei eurer Wahl für mich, so manches heilsam zu bedenken. Nicht alt, nicht häslich sey, die ihr mir ausersehet. Ihr selber habt's so oft, bei frohem Becherklang, an diesem Tisch gesungen:

„Alten Fisch
„auf den Tisch;
„jung und nett
„in das Bett.

Meine Seele haßt, wie den Tod mit dem Knochengerippe, die saftlose dürre Umarmung einer alten Jungfer mit fleischarmer Brust und Lenden, und mit einem Gesicht, wie der Winter, wenn er die Blätter von den Bäumen abstürmt. Der Winter der Liebe tischt seinen Gästen nur altes Fleisch und dürre Knochen auf, und wehe dem, wer nicht eigne Wärm' mitbringt! er friert beim heißen Ofen gar.

Aber auch keine schlaue, lieberfahrne Witwe schlafe mir zur Seite! denn Wittwen sind zu klug

für Junggesellen. Wer, sagt man, durch vielerley Schulen gegangen, wird endlich überweise; und zweimal verheirathete Weiber wollen auch bei dem Liebesgewerbe stets die Meister seyn. Aber ein junges, zartes, unerfahrnes Mädchen schmiegt sich dem erfahrnen Liebhaber, wie ein Ohrläppchen um den Finger; — sie geht wohin er will — und ihre unschuldvolle Unwissenheit giebt ihm doppelten Wonnegenus.

Belächelt nicht, alte Bekannte, eures Hilario behutsame Vorsichtigkeit. Es kommt dabei auf nichts geringres an, als meiner Seelen wahres, ewiges Heil; das wir, so rufen's uns ja Priester und Beichtväter zu, mit Furcht und Zittern schaffen sollen. Denn fänd' ich nicht in meines Weibes Armen der Liebe heiß erwünschte Seeligkeit; dann! (Hilf mir Gott! das Fleisch, ist schwach!) dann könnte ich zu sträflichem Ehebruch verleitet werden, und in der entsetzlichsten aller Todsünden dem Teufel in den Rachen stürzen. Oder lebte ich an der Seite eines Weibes mit verschlossener Mutter, in Kinderloser Ehe, und stünde da, wie der Gärtner, der den Baum gepflanzt, begossen, gepflegt, und nun voll Unmuths über die vergebliche Arbeit keine Früchte daran erblickt; dann wäre grad' der vornehmste Zweck der Ehe verfehlt. Denn nicht aus böser Fleischeslust, (es wissen's alle Heiligen) wählt sich Hilario ein Bettgenos, sondern um noch in Kindern und Kindeskindern Gott und die

Heiligen zu preisen, und das Reich unserer alleinseligmachenden Kirche zu vermehren. Auch glaubet nicht, der Einfall einer späten Heirath sey nur ein leeres Hirngespinst des langweiligen Alters. Es ist Zeit, die höchste Zeit zu heirathen; wenn ein rasches Blut in uns einem züchtigen gottseligen Leben entgegen wirkt. Wem durch ein Geschenk der mittheilenden Gnade ein hoher Grad von Liebeskälte zu theil ward, der lebe wie die Heiligen im Himmel, wo man nicht freyet und sich nicht freyen läßt. Wer aber den Pfahl des Minnetriebs im Fleische trägt, der lege Pfahl und Fleisch in's Ehebett, denn besser ist's, sagt St. Paulus selbst, ein Weib zu nehmen, als zu brennen.

Und wenn ich denn einmahl von Heirath spreche, so laßt auch meiner Wenigkeit in etwas mich erwähnen. Noch, (Dank sey es dem Himmel und mit bescheidener Wahrheitsliebe mag ich's wohl mich rühmen) noch fließt ein: frisches Blut in meinen Adern, und mein Herz schlägt seinen raschen, gesunden Schlag. Denn wenn gleich die all-verwitternde Zeit diese Silberehre auf mein Haupt gestreut; so blüht doch oft auch unter'm Schnee ein liebliches Grün; und im Treibhaus blühen, mitten im Winter, Florens duftende Kinder.

Ihr wißt nun, theuren Brüder, meinen Entschluß. Mit freiem Munde und ohne Hehl hab' ich

ihn euch jetzt vorgelegt. Vergeltet gleiches mit gleichem: und jeder sage seines Herzens Meinung.

So sprach Hilario, und alle standen, mit langem vorgestrecktem Kinn, wie wenn man prophetische Wunder hört, und horchten lächelnd, mit verbissener Lippe; die schalkhaften Augen oft einer aufeinander heftend. Die listigen Gesellen alle liebten den Schleichhandel der Liebe, und haßten das ehrliche Gewerbe der Ehe; und Freund Hilario hatte bis dahin so mancher schönen Contrebande mit ihnen genossen. Um so viel wunderbarer däucht' es ihnen, da er ihnen urplötzlich, und unter so sonderbar frommen Vorwänden, den kühnen Heyrathsentschluß erklärte. Doch da sie seinen felsenfesten Glauben an die alleinseligmachende Mutterkirche kannten, der auch bei ihnen, (so oft freilich ganz andere Wünsche und Beschäftigungen als religieuse, sie nicht daran hinderten) noch nicht ganz erloschen war, (denn sie waren zwar Freigeister in der Liebe, aber es fehlte ihn noch etwas Philosophie zum Atheismus in der Religion), da Freund Hilario sich nicht selten in der Messe oder im Beichtstuhl befand, wenn seine lustigen Spiesgesellen — an ganz andern Oertern waren; so faßten sie sich, und wollten der frommen Seele kein Aergerniß geben. Nach vielem und langem Sprechen und Widersprechen, Erklären und Erläutern, Rathen und Widerrathen, wo, wie auf

einem polnischen Reichstag, jeder der erste und keiner der letzte seyn wollte, und also kein richtiges Senatusconklusum erfolgen konnte; nahm endlich Höfling Sabino das Wort. Schlauheit im Auge und Feinheit auf der Lippe, hub er also an: Man hört's an euren Worten, Herr, daß Klugheit bey den Alten wohnt. Aber da ihr demohngeachtet den Spruch des Salomo befolget, und in eurer wichtigen Sache, eh' ihr sie beschließt, eurer Freunde Rath anhören wollet, so muß ich euch, verzeih's der weise König mir, gestehen, so wahr Sabino euch ergeben ist! „Es kann hierin niemand unter uns euch besser rathen, als ihr selbst euch schon gerathen habt." Denn weis' und fromm, und ganz gewis von einem Schutzheiligen euch eingegeben, ist euer Entschluß, ein Ehgemahl zu wählen: so viel Ueberlegtheit in euren Vorsatz, so viel Behutsamkeit in den Maasregeln, so viel Tugend in dem ganzen Beginnen — ist nur die Wundergabe eines Heiligen.

Zwar, hab' ich meine besten Tage am Hofe zugebracht, und die Menschen und ihre Sitten und ihre Herzensschleichwege studirt: und immer fand ich, daß es eine große Weisheitsregel ist, den größern und reichern nie entgegen zu seyn, und nie sie's merken zu lassen, daß sie fehlen, oder auch nur fehlen könnten. So oft mein gnädiger Mäcen behauptete, der Schnee sey schwarz, die Sonne finster: so oft schob

ich die Wahrheit von der Zunge, tief, tief nach hinten in den Nacken, und sprach mit unbezweifeltem Beyfall: Sie haben recht Ihr Gnaden! — Wer's so nicht macht, der esse nicht mit großen Herren Kirschen! die Steine fliegen ihm zu bald nur in's Gesicht. — Ein edler oder reicher Thor hat niemals Unrecht. Im Ahnenwapen, und im vollen Koffer liegt alles Recht und alle Wahrheit. Doch, Herr, das sind Steinwürfe, die euch nicht treffen. Ich hab' in Gegenwart der Thoren, so oft die Wahrheit in den Brunnen werfen müssen, — um sie vor eurer Weisheit, eurem Biedersinn, einmal hervorzuziehen*). Denn wer vermag's, die langverhaltne Wahrheit, ewig zu verschweigen! — bei allen Heiligen, jedes eurer Worte war auf der Goldwage der Vernunft abgewogen, und das Zünglein eurer Wahl schwanket nicht zur Rechten und nicht zur Linken. Euer Wille ist auch der Meinige, und (und so hoff' ich's) Gottes und aller klugen Menschen. Wenigstens muß alle Welt euren Muth rühmen, noch auf der Neige eurer Tage zu heirathen, und frische Rosen auf einen verwitterten Stamm zu pfropfen. Aber um so größer wird der Ruhm des Stammes seyn, wenn

*) Das etwas Weitschweifige in dieser Einleitung des Hofmanns deutet auf die charakteristische Geschwäzzigkeit der damaligen Zeiten, wo man, ohne Auswahl und Eleganz von jedem Dinge sagte, was man wußte, blos deswegen, weil man so wenig wußte.

wenn die Rosen nun mit allem ihren Glanze auf ihn blühn. Wohlan denn, folget eurem heiligen Trieb, und laßt das rasche Blut in euren Adern nicht verstocken. Ein schönes Mädchen flügle bald durch die electrische Berührung eines sammetweichen Händchens seinen Lauf; und wie die Flüsse aus dem Ozean, so strömen aus der Quelle eurer Kraft, Kinder und Enkel und Enkelgeschlechter, daß jeder alte Hage stolz, der sie erblickt, mit neidisch-klopfendem Herzen ausrufe: Selig die Lenden, die euch gezeugt! Selig der Saamen, dem ihr entkeimt.

Ernst, und mit verbissnem Lächeln, hatte bis dahin Horazio gesessen, aber jetzt nahm er das Wort.

Ein großer heidnischer Weltweiser (zwar von blutwenig Glauben an unsre Mutterkirche, allein von großem Sinn für Recht und Wahrheit) befiehlt uns, jedes wichtige Unternehmen lang und reif zu überdenken, und dem Dinge, wornach einer strebet, recht in's Auge zu sehen. Was aber ist unter allen menschlichen Dingen wichtiger, als eine Heirath, wo man sich auf immer, entweder mit Ketten oder mit Rosen bindet, und seine ganze irrdische Glückseligkeit entweder verschenkt, oder verräth; wo Himmel oder Hölle des Lebens auf dem Kaufe stehn.

Also, Theurer Hilario! vor allen Dingen schaut, nach dieses Weisen Rath, dem Weibchen in's Gesicht, das euer Ehbett schmücken soll: „lasset das

Senkbley der Prüfung in alle Tiefen des weiblichen Herzens hinunter, und forschet, ob sie keusch oder lüstern, geschmeidig oder trotzig, sanfter oder hitziger, wäßrigter oder feuriger Natur ist. Freylich, Vollkommenheit muß ein Mensch nirgends in der Welt, am wenigsten aber bei dem Geschlecht der Töchter Evens suchen. Und steigt bei der, die ihr für euer Bett erkies't, die Wage der Tugenden nur nicht Himmelan, die Wage der Fehler, Höllhinab: dann segnet das Gestirn, das euch so glücklich strahlte. Ach! vielgeliebter Hilario! den Stand, den ihr mit so glühenden Zauberfarben schildert, — den Stand kennt Horazio nicht aus der Dichter Liedern nur, denn seit zehn Jahren sitzet er in dem ehernen Käfig, der euch ein Götterpallast dünkt. Der Himmel weiß es, und alle Heiligen zeugen's mir, wie oft ich den Tag verwünsche, wo diesen Ring der Mann im schwarzen Rock mir angesteckt. Und diese Falten auf der Stirne, und diese Furchen auf der Wange — sie sind die Züge von den vielen Freuden, die mir das Ehebett gewährt: und jeder, wer vorüber geht, liest drauf: Heirathe nicht! Und doch, wen preisen seines Weibchens halber, die Freunde glücklicher, als mich? Wo ist ein sanfteres, liebevolleres Geschöpf, als sie, Horazios Juliette? Wer spricht sanfter, lächelt süßer, tanzet artger als Juliette? So rühmen sie! doch wer den Schmerz erduldet, der klagt mit Recht. . .

Ich weiß, ich weiß es, glaubt es mir, wer Ueberfluß von Freuden hat, der lege sich in's Ehebett, der Strom wird bald zum Bach, der Bach zur Sandbank werden.

Indessen Freund! thut, was eurem Herzen gefällt: Horazio ist eurem Glücke nicht entgegen: nur fahr't, das bitt ich euch um eurer selbst, nicht allzurasch: sonst bleibt ihr stecken, wo ihr es nicht wünscht. Doch ihr seid klug genug, euch selbst zu rathen.

Nur Eins noch Freund! In diesem grauen Haar einen Myrthenkranz? so spät im Jahre noch, kühn den Ozean hinauf zu segeln? bei allen Heiligen! ein Weib hat viel Bedürfnisse: und Rossekraft und Sperlingsschnelligkeit braucht's bey dem Mann, der die unentbehrlichsten befriedigen will. Denn Freund, nehmt euch das keuscheste Weib in's Bett; — sie fordert ihren Frohn der Ehepflicht: und ewiges Unheil euch, wenn ihr sie nicht erfüllen könnt. Ich seh's Hilario! Ihr runzelt trüb die Stirn. Allein das ist die Mine, mit der man Wahrheit hört. — Thut, was euch lüstet. Was ich sprach, sprach ich mit wohlgemeintem Sinn.

Er hatte noch das letzte Wort auf der Lippe, als Hilario ihn hizzig unterbrach: Schon gut, schon gut, Horazio! Wir andern alle sind Thoren, und deine weisen Schriftsteller entscheiden ohnfehlbar richtiger, als gesunder Menschensinn, und des Welterfahrnen Sa-

bino Rath. So rief er zornig, und drehte sich zu Sabino. Was deucht dir nun o Freund! Nicht wahr, du kennst das Leben, und seine Freuden nicht? Horazio's gall-süchtige Miltz wird sie dich richtiger schätzen lehren.

Mit seinem kaum merkbaren Hohngelächel; aber wie es schien, mit einer Wuth, mit der der heilige Vater den Bannstrahl auf einen Gotteslästerer schleudert, fuhr schnell Sabino auf: Fluch dem, der das Geschlecht der Mutter Gottes, und den von Gott geordneten Ehestand schmäht!

So sprach er: und die ganze Tischgesellschaft stimte ihm mit vollem Munde bey: alle kurz vorher so verschiedenen Meinungen vereinigten sich, wie die verschiedenen Ströme im Ozean, in der Entscheidung des Sabino: Horazio sollte heirathen, wen, wie und wenn er wollte.

Wie der Sünder, von zartem Gewissen (zart nach, stumpf vor der That,) wenn er sich in dem Beichtstuhl des heiligen Paters der drückenden Sündenlast entledigt hat, so froh war der fromme Hilario, als er über den wichtigen Heirathsentschluß den Rath seiner Freunde vernommen, und sich durch sie so erwünscht dazu aufgemuntert sah. Und nun war seine ganze Seele nur Ein Heirathsgedanke. Jedes Mäden, welches in seinem ganzen Junggesellenstande jemals Eindruck auf ihn gemacht, stellte sich

seiner gespannten Einbildungskraft von neuem dar, und strahlte dem entzückten Auge mit verschönertem Reiz. Jede war noch einmal auf kurze Zeit die Beherrscherin seines Herzens. Seine ganze Seele war, wie ein optischer Kasten, wo Bilder an Bilder, in mannigfaltiger Ordnung gereiht, vor dem weitstarrenden Auge des neugierigen Knaben vorübergehen; er starrt, er hascht, er hüpft nach jeder schnellhingleitenden Gestalt, und alle seine Sinnen taumeln in entzückter Trunkenheit. Wenn er vor seiner Thür stand, wenn er auf der Straße spazierte, wenn er in der Messe, ja gar, wenn er im Beichtstuhl war, so flog sein Auge unwillkührlich jeder weiblichen Gestalt nach, und spähete nach irgend einem der offenen oder versteckten Reize, die er sich in seiner Gattin wünschte.

Allein was ist auf diesem Erdenrund vollkommen? An der Schönheit der Einen konnte auch ein Appelles selbst, der so viel griechische Schönheiten mit prüfendem Auge maß, nichts zu tadeln finden; aber nur um so schwärzer schilderte der böse Leumund ihre Sitten. Eine andere besaß alle Tugenden ihres Geschlechts; aber ihr fehlten alle seine Schönheiten. Diese hatte viel Wiz, aber wenig Verstand; jene viel Verstand, aber wenig Wiz; diese sprach Engel-schön: aber sie hatte schlechte Zähne; jene hatte die schönste Perlenreihe von Zähnen, aber ihre Worte waren eben so viel Schmuz auf die schönen Perlenreihen. Bald fehlte

es am Aeußerlichen, bald am Innerlichen! bald am Geist, bald am Körper.

Und so schwankte unser alte Jungesell von dem einen Ideal zum andern, und entschied sich jetzt für die schalkhaften, jetzt für die schmachtenden Augen; jetzt für den schlanken, jetzt für den vollen Wuchs; jetzt für die schöne Hand, jetzt für den kleinen Fuß, jetzt für den Verstand, jetzt für den Wiz, jetzt für die Schönheit, jetzt für die Tugend.

Aber so wie Ein Lichtstrahl alle sieben Farben in sich enthält, so schien ihm endlich die junge Honoria Redi, alle äußerlichen und innerlichen Reizze, alle Tugenden und alle Schönheiten, in sich zu vereinigen.

Der Chronikschreiber, dem wir bis dahin Schritt vor Schritt gefolgt, geht alle nur denkbare Schönheiten des weiblichen Körpers vom Haupt bis zur Hüfte, von der Hüfte bis zum Fuß, nach dem A. B. C. durch, zeichnet sich von jedem Buchstaben sieben aus, und legt sie alle der Honoria Redi bey. Ihre Tugenden zergliedert er nach der Ethik des Aristoteles, und findet durch alle Prädikamente, daß ihr keine derselben fehlte.

Da aber unsre feine Welt diese Sophistereien nicht liebt, auch weder den Aristoteles noch seine Ethik, noch die Prädikamente kennt; so gehen wir hier von unserm Chronikschreiber ab, und begnügen uns, zu sagen, daß der alte Hilario, der,

wie wir gesehen, alle Mikroscope und Telescope der Liebe brauchte, und Sinne und Vernunft, Gott und Menschen, Priester und Layen, wegen seines künftigen Gemahls um Rath fragte, nach so lange unentschiedener Wahl, das Pferd gewiß nicht unter der Decke gekauft, und in seiner Hongria alle jene Vollkommenheiten, wenn nicht gefunden, wenigstens zu finden geglaubt.

Wer war nun froher, als Hilario! kein Sterblicher, dünkte ihm, könnte seine Wahl tadeln. Er eilte, seine Freunde zum zweitenmal zusammen zu rufen, um ihnen zu sagen, wie sehr Gott und die Heiligen ihren Rath gesegnet.

Der Himmel, sprach er, gab mir selbst den großen Entschluß in das Herz, ein Bettgenos mir zu erkiesen. Und was er selbst beschloß, hat er auch selbst vollführt. Der Herr hat seinem Knecht ein Weibchen zugeführt.

Als ich eines Tages, nach vollendetem inbrünstigen Gebet um den glücklichen Fortgang meines großen Unternehmens, aus der Messe kam: da begegnete mir ein Mädchen, jung, schön, unschuldig, klug und keusch; nicht reich, nicht hochgeboren; in Blick, in Wuchs, in Rede und Handlung, an Körper und Sitten, grade so, als Hilario aus tausenden sich auserwählen würd'. Denn so wie Hanna ihren Samuel; so hab' ich sie vom Herrn mir

erbeten. Sie, sie nur, will ich ehelichen; und an ihrer Seite, fern von den sündlichen Lüsten der Welt, in heiliger Ruhe und süßer Gemächlichkeit, meine Tage dahinbringen, und meinem Gott dienen, der sie selbst mir durch seinen Engel zugeführt.

Könnt ihr mir theuren Freunde! den großen Schatz erheben helfen, und sie von ihren Eltern mir erlangen: dann ist jeder Wunsch dieses sehnsuchtsvollen Herzens gestillt und Hilario lebt in Himmelsseligkeit auf Erden.

Doch ein Gewissenszweifel naget mir das Herz. Große Casuisten und tiefgelahrte Theologen haben immer behauptet, es sey zu viel für einen Sterblichen, der Erde und des Himmels alle Seligkeit zu kosten: wenn aber, wie man sagt, die Freuden eines keuschen Ehebetts, so süß, so voll berauschend sind wie Engels-Wonnegenus; und ich dann über dieser Erdenfreude, des Himmels und des ewigen Seelenheils vergäß'?... Weh! weh! dann meiner armen Seele!

Nur diesen Stein nehmt mir vom Herzen noch, und beruhigt mich des frommen Zweifels halber.

Justino, der lange schon die fromme Verliebtheit des alten Hilario belächelt hatte, nahm endlich das Wort: Theurer Hilario, wenn ihr nur dieses fürchtet, dann hat der Himmel selbst euch schon von dieser Furcht entbunden: und unser aller in-

brünstiges Gebet für euer Seelenheil ist schon erfüllt. Denn glaubt es, nur um des ewgen Heils der Männer willen, hat Gott den Stand der Ehe eingesetzt: und wen er liebt, (und einen frommen Hilario liebt er gewiß) den züchtigt er. Nein zweifelt's nicht; eine Schule der mannigfaltigen Tugenden wird euch das Ehebette seyn; an eurem Weibchen giebt der Himmel euch den sichersten Probierstein der Sanftmuth, der Geduld, der Keuschheit, der Enthaltsamkeit. Gewiß wird sie durch die mannigfaltigen Tugendübungen, die sie euch auferlegt, eure Wünsche für den Himmel nur beflügeln, und euch den Himmel höher schäzzen lehren, als die sündenvolle Erde. Schon manchen Heiligen verdankte die seligmachende Kirche einem Weibchen; die größte Wonneseligkeit dort oben ist, daß man nicht freit und sich nicht freien läßt.

Noch Eins nur Freund. Nicht zu scharf aufs junge Wild den Bogen gespannt: denn leicht, leicht könnt er brechen! Doch ein so weiser und so frommer Mann als ihr, bestimmt sich selber Maas und Grenz.

Wohlan denn! frisch auf den Weg: heirathet die Honoria und überlasset das Heil eurer Seele dem Himmel und eurem Weibchen.

So sprach er: und ging mit einigen andern Freunden zu dem Vater der Honoria, und warb um sie für Hilario. Der Antrag ward gethan und ohn' Bedem-

ken angenommen. Alt und arm, wie sie waren, freuten sich die Eltern nur, ihr theures Honorchen unter das goldne Häubchen zu bringen, und den Nachstellungen so vieler junger Herrchen zu entreißen.

Das züchtige Mädchen ward, wie billig, zulezt gefragt: und sie sprach ihr gehorsam Ja. Nun sollten wir die hochzeitlichen Zurüstungen des alten Hilario schildern, wie sie der Chronikschreiber vom ersten Tage nach erhaltenem Ja bis zu dem Hochzeittag, der Reihe nach beschreibt. Allein wir sagen so viel nur: siebzehn Tage liefen Diener und Mädchen, Köche und Köchinnen, Weiber zum Waschen und Weiber zum Bohnern, in des alten Hilario's Zimmern auf und nieder: putzten, und säuberten, kochten und brieten, nähten und strickten: aber so oft er des Tages von einem Besuch bei seiner Himmelsüßen Honoria zurückkam, und den Fortschritt der hochzeitlichen Zurüstungen beobachtete, entdeckte er bald auf dem polirtesten Spiegel noch ein Stäubchen, bald auf dem gebohnertesten Schrank einen Fleck; bald war ihm die Farbe zu den seidnen Gardinen nicht hell, bald die Laaken zu dem Brautbett nicht fein genug: bald tadelte er den Tischler, und bald den Schneider, bald den Koch und bald die Köchin. Endlich kam der längsterflehete, heißersehnte Tag der Hochzeit: und Hilario führte, in der Mitte jubelnder Freunde, seine Braut zur Kirche: und Männer und

Weiber und Junggesellen lächelten ihm ahndend nach. Im glänzenden Meßgewande rauschte der Priester auf den Altar, und ermahnte die erröthende Braut, keusch und züchtig zu leben, wie Sara und Rebecca. Dann flehete er den Himmel an, den großen Ehesegen: „Seyd fruchtbar und mehret euch," an dem gottseligen Paar zu erfüllen; legte ihre Hände in einander, und versiegelte das feierliche Bündniß durch den heiligen Ring.

Und wo war nun mehr Freude, als in Hilario's Hause. Weit öffneten sich die bekränzten Thorflügel; in schönen Reihen zog das Hochzeitgefolge hinein: und Braut und Bräutigam prangten im stattlichen Schmucke daher. Die Flöte seufzte in schmachtenden Tönen die süßen Seufzer der harrenden Liebe: die laute Trompete ließ die Wonne-Jubel des erhörten Liebhabers ertönen.

Auch Dichter fehlten nicht, mit silberner Hand (versilbert mit einigen blanken Scudi's,) in die rauschenden Saiten zu greifen, und die Freuden des glücklichsten Gatten, die Reize der schönsten der Bräute, zu singen.

„Bachus selbst, (so sangen sie) schmückt mit seiner Gottesgegenwart das hochzeitliche Fest: und die „himmlische Göttin der Liebe schüttelt mit strahlender Hand die Fackel Amor's: und lächelt freundlich „jedem Gaste zu; giebt, wie dem Göttersohn Aeneas

„einst, Jugendblick dem Antlitz und Heldenkraft den „Schenkeln des frommen Bräutigams. Gott Hymen „sah, seit er Vulkan und Venus in das Joch der Liebe „knüpfte, keinen liebevollern Bräutigam, keine „schönere Braut. Ihr Barden, die ihr in der Mu„sen-Chor himmlische Lieder töntet, ihr selbst fühlt „euch im höchsten Taumel der Begeisterung nicht „stark genug, das Glück des wohlgewählten Paars, „die Freuden dieses Brautbett's zu besingen. Wir „sehn, wir sehen sie, die Reihen des strahlenden En„kelgeschlechts, das dieser Nacht den Ursprung dankt."

Aber die schöne Honoria saß da in wunderstattlichem Gepränge, und warf verliebte Blicke auf ihren Hilario. Esther selbst, von begeisterten Propheten gepriesen, war minder schön, als sie dem stolzen Herrscher des Orients sein Herz entwandte: glorreich strahlend, wie die steigende Sonne am saphirnen Himmel, und frisch und blühend, wie der Wonnemond.

Stolz und Freude herrschte in jedem Zuge des entzückten Bräutigams, der heute dem Paris selbst Helenen nicht beneidete. Aber süßer taumelte seine Seele in dem Vorgefühl der nahen Brautnacht, und aller ihrer winkenden Freuden: still und in sich selbst versenkt saß er da, und träumte, mitten in dem Jubelgeräusch der Gäste, wenn dieses Gefühl ihn ergriff; und schien den Gott des Tages zu flehen,

die zögernden Flammenrosse zu beflügeln, und Raum zu geben, der schönsten der Nächte.

Unterdeß stampften die frohen Tänzer mit hochaufhüpfenden Füßen den wiederhallenden Boden: die vollen Becher gingen aus einer Hand in die andre, und keiner gab ihn leer zurück; laute Rundgesänge, der Braut, dem Bräutigam und der Liebe zu Ehren, schollen fern über die Straße hin: süße Wohlgerüche dufteten aus dem Brautgemach her: und Freude und Vergnügen schienen heut bei Hilario ihr eigenes Fest zu feiern.

Roger allein nahm an der hochzeitlichen Wonne nicht Theil, Roger allein, der treue Hausgenosse des Bräutigams. Ein verliebter Gram nagt an seiner Seele, und schwillt mit Seufzern die Brust. Seine künftige, liebenswürdige Gebieterinn herrschte, ach! seit er sie sah, in seinem Herzen. Er schmachtet, und find't nirgends Ruhe. Kaum hat er sein Geschäft vollendet, so geht er still und traurig seinen Weg; dann fällt er auf sein Bett, und haßt das Licht, das ihm sein süßes Herzgespiel nicht sehen läßt. Wir lassen ihn voll Mitleids hier der Liebe harte Qualen dulden, bis seines Herzens Herrscherinn mit ihm in gleicher Flamme schmilzt, und kräftiger ihm hilft als unsre heißgeweinten Thränen.

Nunmehr senkte, (so singen gelehrte Dichter) Phöbus den strahlenden Wagen am Horizont hinab,

und stieg, gleich einem Bräutigam, wenn er den schmachtenden Armen der Braut, die seiner in dem Bette harrt, entgegen eilt, mit glutentflammtem Antlitz in seiner Thetis Schooß. Nacht und Dünkel zogen ihre allverhüllenden Gardinen um die schlafende Welt. Die Gäste tranken noch dreimal auf die Gesundheit des hochzeitlichen Paares, stammelten ihren verbindlichen Dank, und taumelten unter frohen Gesängen nach Haus.

Und nun eilte der Bräutigam, sich jeder verengenden Hülle zu entkleiden! So brannte er, der schönsten Wonne zu genießen. Aber er vergaß auch nicht den Wagen zu bespannen, mit dem er fahren sollte. Ein Körbchen seelestärkendes Getränk (das Oel, womit uns weise Aerzte den knarrenden Wagen der schlaffen Natur von neuem rollen gelehrt) stand vor ihm auf dem kleinen Tisch, und er befeuerte sich draus mit Muth zu dem großen Werke der Kraft.

Unterdes ward von den kichernden Mädchen die blumigte Decke über das Brautbett gespreitet, die Kammer der Freude mit frischem Wohlgeruch durchdüftet, die Braut des festlichen Prachtschmuckes entkleidet, und in das unschuldvolle Weis der Liebe gehüllt. Mit klopfendem Herzen lauschte Hilario durch das verräthrische Schloß. Kaum waren die glückwünschenden Mädchen hinaus, da stürzte er mit allem Ungestüm verhaltner Sehnsucht der Liebe in die Arme

der errötheuden Braut. Und was nun folgte, sagt die Chronik nicht.

Bis tief, tief in den Tag hinein, so fährt sie fort, wachte Hilario: dann sprang er mit süßer Erschrockenheit rasch auf vom schöngestickten Lager, so frohen Muths, so leichten Herzens — als hätt's ihn keine Kraft gekostet, trank einen Schluck des Wundertranks, küßte mit verliebtem Kosen Mund und Wang' des jungen Weibchens, und trillerte ein lustig Lied dazu. Allein da jede Arbeit Ruhe will, so streckte auch Hilario die matten Glieder auf das Bett' und harrete in süßer Erschlaffung, des weckenden Kusses der schönen Schläferin.

Aber Kummer und Sorgen drückten das Herz des verliebten Haushofmeisters des jungen Ehepaars. Der Schlaf floh Rogers Augen, und seine Seele der Friede. O lehrte jemand ihn auf diesem weiten Erdenrund, die Flamme, die in seinem Busen brennt, entdecken, oder auch verhelen! — Das Oel der Hoffnung allein linderte die brennende Wunde, der Hoffnung, daß Zeit und Gelegenheit, die Zeugemütter alles Glücks und Unglücks, das schöne Loos für ihn entscheiden werden. Unterdes sinnt er auf ein schönes Sonnet für die Gebieterinn seines Herzens, schreibt es zierlich ab, faltet es künstlich in eine seidne Bandschleife, welche er dem Cammermädchen Honoriens von der Toilette geraubt, und legt es auf das Herz.

Drey volle Tage waren unter Küssen und Umarmen, unter Umarmen und Küssen, dem jungen Paar dahingeflogen. Und nun erhob sich die Braut aus der festlichen Kammer, — an ihrem Arm der alte Liebesritter, der mit halblahmer Lende an der Seite schlich. Jedes Auge, dem sie begegneten, lächelte; jede Stirn erheiterte Freude.

Der Haushofmeister allein zeigte sich nirgends. Geliebt und geehrt, wie er von seinem Herren war, konnte diesem sein Zustand nicht anders als nahe gehen. Er bat sein junges Weibchen, an seiner Seite Rogern zu besuchen, und jeder zartesten Empfindung voll, gehorcht sie schnell Hilario, und geht mit seinem stattlichen Gefolg von Mädchen, an seinem Arm geführt, zu Rogern hin. Die Weiblein schließen, kummervollen Blicks, rings um den armen Kranken einen Kreis; dicht an ihn setzet sich die himmlischfreundliche Honoria. Mit weichem Sammethändchen tastet sie den kranken Puls, der rasch und fieberhitzig rollt; ein Seufzer und ein Blick des Liebenden, endeckt dem feinen Arzt die Krankheit und der Krankheit Siz: mit verstohlner Hand schiebt Roger ihr das Sonnet in die Tasche, und seufzet schmachtend zu der Himmlischen, ihn von der Todespforte der Verzweiflung, bald zurükzurufen in das Leben der Liebe.

Wie der Gesunde durch die Berührung des Kranken, also war Honoria mit der Liebe angesteckt, seit sie des kranken Rogers Puls betastete. Aber Gift und Tod der Ruhe ihres Herzens, war ihr das Sonnet. Da lag die Nacht hindurch, zur Zeit, wenn alle Ehemänner wachen, und ihre Weiber wachen heißen, schlaff, träg und ungeregt, Hilario, und schnarchte, bis der trockne Keuchhusten ihn aus dem trägen Schlaf aufschüttelte: und wie viel Befriedigung er dann dem jungen Weibchen gewährte, das denke selbst, o Leser, dir! Ein Ach! gegähnt nach überstandnem Husten, ist lange so erbaulich nicht für Weiber, als ein's im süßen Liebeskampf geseufzt! In ehrbarer Dummheit verhustete oder verschnarchte dann Hilario die schönen Schäfer-Augenblicke; bis die Morgenglocke ihn von dem vergeblich schwellenden Busen, von dem vergeblich lokkenden Schoß; in die heilige Messe rief.

Unterdes wiegte sich, von getäuschter Erwartung müde, Honoria in süßen Wonneträumen von dem verliebten Jünglinge: bald drückte sie ihm Küsse auf den Mund, bald streckte sie die Arme nach ihm, bald seufzte sie ein O! und Ach! bald stönte sie mit leisem Ton den vielgeliebten Namen!

Und wenn der alte Träumer neben ihr die reizenden Geberden und Seufzer nicht verschnarchte oder verhustete, dann freuete er sich mit pochendem Herzen

der treuen Liebe seines Weibchens, und lohnte sie — mit einem kalten Kuß.

Und nun kommt näher, freundliche Schönen! und laßt Honoriens Beispiel euch bewegen, mit süßem Mitleid Liebe zu belohnen. Ha! hätte Roger statt ihres sanften weichen Herzens eine stolze, tugendprangende Tyrannin gefunden; der Arme hätte sich gewiß, wie weiland Franke, das Genie, an einem ihrer Strumpfbänd' aufgehängt, oder im nächsten Giesbach ersäuft. Aber sie, der Spiegel eures Geschlechts! nein! nein! sie war so grausam nicht, den, der sie liebte, zu ermorden.

Doch weiter in den Text, (zu wichtig war die Lehre mir.) Einige Philosophen haben behauptet, das Vergnügen sey das höchste Gut. Und dieser Philosophie lag unser alte Ritter fleißig ob: vorzüglich aber schien er, seit er Honoria heimgeführt, das Vergnügen durch alle Pforten einlassen zu wollen. Sein Haus war eins der prächtigsten der Stadt; seine Equipage eine der glänzendsten. Keine Diener gingen in so stattlicher Liverey einher; kein Kutscher strozte in so langem Schnurrbarth, als Hilario's. Nur selten war ein Gastmahl oder Ball, den nicht das junge Ehepaar mit seiner stattlichen Gegenwart schmückte.

Nicht fern von der Stadt besaß Hilario einen der schönsten Gärten, den rings ein hoher Mauer-

wall umzog. Pan und Priapus selbst hätten sich nicht geschämt, in seinen Hainen und Grotten zu wohnen; und ein Epopeendichter würde alle Musen zu Hülfe gerufen haben, wenn er ihn schildern wollte.

In diesen Garten begab sich unser Ritter oft mit seinem jungen Weibchen: dies war der Ort der süßen Liebespflege, wenn die Sonne aus dem heißen Hundstern brennende Strahlen auf die Erde schoß. Hier wandelte, hier tändelte, hier schlief er, fern von dem Geräusch der unruhigen Stadt, solus cum sola, mit Honorien; Hier o Wunder! gelang ihm bisweilen dreymahl im Jahr, was mancher Ehemann, zur Freude seines Weibes, in jeder Nacht vollendet. Auch führte er allein den Schlüssel zu dem Garten.

Doch ach! welches Meer ist ohne Stürme? und welches Menschenleben ohne Trübsal? Wie kurz dauern die Freuden der Welt? Mitten unter seinen Reichthümern, mitten unter den Freuden der Liebe, und bey dem frommsten Leben, verlor der Ritter das Licht der Augen: er ward blind, und brachte den traurigen Rest des zögernden Lebens in finsterm Gram dahin.

Und nun ergriff mit Harpyenklaue die grause Eifersucht sein Herz: Honoria durfte ihm nicht mehr von der Seite weichen: und Tag und Nacht hielt er sie selber eingeschlossen, verkürzte ihre Vergnügen, schränkte ihre Herrschaft ein. Des weinte, und

seufzte, und klagte das unglückliche Weib: aber sie weinte, seufzte, klagte vergebens. Denn ach! das schöne, himmlisch-reizzende Gesicht, schön, himmlisch-reizzend genug, um, wenn eine Thräne darüber rollt, selbst einen Mord dem Herzen abzubitten, — vermochte er nicht mehr zu sehen. Aber nicht minder peinlich, als sie, schmachtete ihr theurer Roger. — Und beyder Unglück nährte nur die Gluth. Nicht lange, so verstanden sie sich — nicht nur halb. Und minder deuchte ihnen nun der Liebe Qual.

Ha! alter Ritter! was hülfen beyde Augen dir, und sähest du damit vom Ost zum West. Der Liebe Tiefen erschaust du doch nicht. Und besser ist's, blind und getäuscht, als sehend seyn, um eigne Schande und Verdruß zu sehn.

Argus selbst, mit seinen hundert Augen, ward er nicht von der Schönheit überlistet? So manchem Ehegemahl geschieht, was dir geschah: nur hört, und sieht und weiß er's nicht. Der Glückliche!

Endlich, nach manchem sanften Liebesgeschmeichel, nach mancher heuchlerischerpreßten Thräne, gewann Honoria des Alten Herz, und er erlaubte ihr einmal den Schlüssel zu dem Garten selbst zu tragen. Honoria, (wer geht nicht gern da, wo man eine Brükke findt) drückt den ausländischen, unnachahmlichen Schlüssel gleich in biegsames Wachs ab, und schickt den Abdruck zu dem schönen Roger, der ihn

alsbald vom kunsterfahrnen Schmidt abbilden läßt; und Petrus Himmelsschlüssel thun, seit er sie führt, nicht größere Wunder, als dieser wachserne Schlüssel-Schatten that, wie der geschwäzzige Chroniker uns gleich berichtet. Wohl singt Ovid: Was wagt die Liebe nicht? und welche Kunst, und welche List steht ihr nicht zu Gebot? Ringsum bewacht, ringsum von Mauern eingeschlossen, spricht Thisbe mit dem Piramus noch durch die Mauerriz. Drum höret an, was Liebe hier gethan!

An einem der schönsten Sommertage fühlt unser Alte unaufhaltsamen Liebestrieb: er wecket mit verliebtem Ungestüm sein Weibchen auf; und also koset er sie aus dem Schlaf. „Erwache, süßer Gegenstand der Wünsche meines Herzens! schleuß auf „dein holdes Augenpaar! Auf! auf der Weiber „schönste du! Hör, wie die Tauben ihren Täubern „schon verliebte Seufzer klagen! der Winter ist nicht „mehr! die Sonne strahlt vom hohen Himmel Freud' „und Liebe in die Welt. Erwache süßer Gegenstand „der Wünsche meines Herzens! der Reizze kleinster, „womit du mir strahlst, entflammt mein Blut zu „rascher Jugendkraft! Komm, komm, und laß des „süßen Minnespiels genießen uns! Komm! meines „Lebens Freude! meines Alters Trost!"

Kaum hört' die zarte Ehehälft' den Wunsch des zärtlichen Gemahls, gleich winkt sie ihrem schönen

Roger, voran zu gehen, und mit dem nachgeahmten Schlüssel den Weg der Liebe zu eröffnen. Er eilt, er fliegt, und sieht, im Schatten eines Baumes hingestreckt, das schöne Weib, den alten Blinden an dem Arm, hin durch die Blüthengänge schlendern, und wirft, der nahen Wonne Pfänder, ihr tausend Küsse zu: — sie aber spricht in Worten mit dem blinden Ehegemahl, und in Geberden mit dem schmachtenden Seher.

Jezt fühlte der Alte an dem lieblichen Geduft einiger Orangebäume, daß sie nah an einer der geheimsten Grotten waren. „Hier, Liebchen! laß uns „niedersezzen, so seufzte er ihr zu, und ungesehen, „unbelauscht der Liebe süße Früchte brechen. O „daß meine Seele so gewiß einst ruhe in Abrahams „Schooß, als dich mit aller meiner Liebe dies Herz „umfaßt. Ehe'r, Himmel! laß mich sterben, ehe meines Täubchens Liebesflamme einem Andern brennt. „Denke, Theure, ja bedenke, wie edel, wie uneigennüzzig dies mein Herz für dich geklopft; nahm ich „dich nicht arm und nackt, und ohne Morgensteuer, „aus der Eltern Schooß? Ach! ich suchte (ja du „weißt es) keinen andern Schaz, als dein liebevolles Herz. Alt, blind und abgestorben jeder Lust „der Welt, wie ich nun bin, ertrag ich jeden Streich „des Schicksals gern, wenn du nur, Weibchen, du — „mir ewige Treue bewahrst. Zuvörderst dann, mein

„liebes Weibchen! bedenke, wie ein tugendhafter „Wandel die Verheißung dieses und des künftigen „Lebens hat! Dich krönen die theuren Englein im „Himmel! dich nennen Dichter und Weise mit „strahlenden Namen der Vorwelt, Lucrezia, Pene„lope. Und (was dein Herz mir ewig sichern muß) „mein ganzer Reichthum lohne deine Liebe: denn sieh! „dieser Kuß und diese Umarmung, und dies — versie„gelt dir den theuern Eid, und morgen schon, wenn „du's also willst, daß ich's gerichtlich dir verschreibe. „Glaube nicht, theures Herz! deinen Hilario ge„fühllos für so viel Beweise deiner Treue. Nicht „Eifersucht — nur wahrer Liebe Drang erfüllt mein „Herz mit jeder zärtlichsten Besorgniß. Denn wenn „einmal deine Reizze mein keusches Blut erhizzen, „dann vermag ich's nicht, von deiner Seite mich zu „trennen. Und wer, der einmal diese süße Früchte „gekostet, schmachtet nicht in ewiger Lüsternheit nach „dem himmlischen Wonnegenus?"

So ermahnte der alte Hilario sein theures Weibchen: aber mit aller Grazie verschämter Weiblichkeit erwiderte ihm die schlaue Honoria: der Himmel weiß es! theurer Hilario! ich habe eben so wohl meine Seele zu retten, als du. Und meine Ehre, deren gewissenhafte Bewachung du mir so theuer anbefiehlst; mein Leben selbst bin ich bereit für sie zu opfern. Dir hab' ich vor dem Traualtar hier diese

Hand gegeben; und ewig soll sie dein seyn. Und dünkt mein Wort dir noch nicht heilig genug, dann höre diesen Schwur: die Erde soll sich unter mir aufthun, und mich lebendig in die Hölle stürzen! ja ich will, was noch schrecklicher ist, als die Hölle selbst, den Tod der Mörder und Ehebrecher sterben, und in einem Sack genäht, in den Fluthen des Meeres ersaufen, wo es am tiefsten ist; eh' ich meiner Ehre den geringsten Fleck anhange. Denn wisse es: ein ehrlich Mutterblut fließt in diesen blauen Adern: der bloße Name „Ehebruch" erschreckt mich schon. Aber ihr eifersüchtigen Männer entlehnet den sträflichen Verdacht, womit ihr unschuldige Weiber verfolgt, von keinem andern, als nur von euch selbst. Woher sonst anders diese Sorgen und diese Zweifel? Das ist die wahre Glocke, die uns Eheweibern läutet, und wehe der, die eine andre zu hören hoft.

So schwur sie mit hochaufkreischender Stimme; und warf unterdeß dem lauschenden Roger verliebte Blicke zu. Er verstand den Wink, und stieg schnell einen hohen, fruchtbeladenen Birnbaum hinan; und harrte des langersehnten Glückes der Liebe.

Hand in Hand, und unter Küssen und Umarmungen, kam der alte Ritter mit dem treuen Weibchen endlich bis zu dem Baum der Erkenntniß; und auf dem Wege sang er neuentzückt:

Sanft und mild' und treu,
sey, o Weibchen, stets: —
Sanft und mild und treu
will ich dir stets seyn.

Verrätherisch-lächelnd der verliebten Thorheit des Alten, und mit einem klopfenden Herzen harrte Roger auf dem Baum der nahen seel'gen Augenblicke. Nicht lange schmachtet er nun noch; denn kaum war das verliebte Pärchen an den Baum gelangt, so schrie Honorie mit schrecklichem Gekreisch: O alle Heiligen! o reine Himmelskönigin! wie sticht's, wie schneidt's mir im Unterleibe! Hilf Himmelskönigin! helft alle Heiligen! Ach! eine Frucht nur hier von diesem Baume, — sie stillt den Schmerz des Todes gleich. Oft schon erprüft' ich ihre Wunderkraft. O Schmerz des Todes! O!

Wie vom Gewitter angedonnert, erschrack, starrte Hilario bei seines theuren Weibes schweren Leiden; und seufzte ein Ach Gott! Ach Gott! nach dem andern zum Himmel empor. Kein Diener, kein Mädchen, kein Mensch in der Nähe — was kann er, alt und blind und schwach, zu seines Weibchens Linderung thun? Kaum hat sie sich vom ersten Schmerz erhohlt, so fährt sie kreischend schon von neuem auf: Ja sterben, sterben muß ich hier; und doch hängt dort die große Wunderkraft, die mich vom Tode erretten kann. O wenn du, theurer Ehegemahl, nur

noch einen Funken Liebe für mich hast, dann faß hier diesen blätterreichen Zweig, und bieg, so stark du immer kannst, ihn zu dir hin: dann (o verzeih' dem Weibe, das dich liebt, die Liebe zu dem Leben, das nur durch dich ein Glück ihr ist!) dann steig' ich von dem Rücken meines geliebten Hilario den Wunderheil-Baum hinan, und pflücke seine Lebensfrucht.

O daß, du treuste aller Weiber, diese zitternde Hand dich aufzuheben noch vermögte: Ja! ja! du weist, kein Tröpfchen Blut rollt hier in diesen Adern, das ich nicht gern verströmte, zu lindern deine Pein! doch was des Alters Schwachheit noch vermag, sey dir gewährt; sprach's, und bog unter manchem Seufzer, manchem Knochenschmerz den alten steifen Rükken: rasch sprang das kranke Weib hinauf; und rascher klimmte sie von dieser Knochenbrücke bis zu dem grünen Laubdach, wo Roger ihr die Arme beut.

Verzeiht, ihr Frauen! die ihr dieses leset, dem alten Chroniker: zürnt ihm nicht, und nicht mir; schlicht und wahr ist der Geist der Zeiten, schlicht und wahr des Geschichtschreibers Styl; treu, wie er schrieb, erzähl' ich's nach. Loose ist mein Mährchen, aber tugendhaft mein Herz. Was hier das treue Weibchen und der schöne Haushofmeister in dem gewölbten Schattendache des Baums thaten — das übergeh' ich aus Bescheidenheit, und euer Ohr bleib' von mir unverletzt. Ja, sagt' ich's euch auch, ich weiß es,

ihr verständet's dennoch nicht. — Sie wollte fliehen, das treue Weib! ja fliehen wollte sie; doch saget selbst, wohin? der Platz war beiden schon beinahe zu eng, und wo man eng sitzt, muß man sich wohl drängen; darum setzte sie sich in der Angst auf Rogers Schooß, und er hielt sie, und ließ sie auch nicht fallen, und sie — sie rettete sich hier — in seinem Schooß — von einem Beinbruch, den die kühne Flucht gewiß gebracht ihr hätte. So riethe die Klugheit ihr.

Unterdes stand Hilario unten an dem Fuß des Baums, und starrte, wie wenn er noch das Licht der Augen hätte, zum Wunderbaum hinauf, und harrete, Honorchen bald gesund und froh, erquicket durch des Baumes Frucht, in seinen brünstigen Arm zu schließen.

Aber wunderbar sind die Wege des Schicksals! Seit langer Zeit trug Hilario auf beiden Augenhöhlen eine Wundersalbe, die eine fromme Pilgerin ihm aus dem Morgenlande für baare dreihundert Scudi's mitgebracht, und die er täglich, ehe er sie auflegte, mit einer geweihten Hostie berühren muste. Eben jetzt, wo er in seinem ganzen Leben vielleicht am wenigsten den Gebrauch der Augen wünschen durfte, fiel durch der Salbe heilige Kraft der Staar ihm von den Augen. Er sah' und sah den Baum hinauf, und glaubte kaum zu sehen, was er sah. Gleich

wunderbar, gleich unbegreiflich dünkt ihm, was er sieht, wie das, womit er sieht. Doch endlich fährt er also auf, voll Wuth der Eifersucht: Tod, Hölle und alle Furien! was machst du da, loses Weib? „Ich machen . . . hier? . . . antwortete schluchzend das „betret'ne Weib. Ich machen . . . hier . . . und mit „diesem Namen mich zu schelten, mich . . . dein treues „Weib! harter Undankbarer, grausamer Ehegemahl! „Dies ist die Liebe, dies . . . die du mir schwurst? und „mit den Lippen, warm noch von dem Schwur, „schiltst du also dein treues Weib? Ist dies der Lohn, „daß ich, wie mich's die fremde Pilgerin gelehrt, „durch einen kühnen, muthigen Kampf mit einem „Mann, (so wie einst Jakob mit dem Engel rang, „und überwand) das Licht der Augen dir zurückge„geben? Ist dies der Lohn, daß ich die Zauberkraft „der Hölle selbst für dich erprüft? Unseel'ges Weib, „unseel'ges Weib, die ich nun bin! denn zu viel Lieb' „ist mein Verbrechen nur?"

„Ha, falsche Schlange! wenn dem also ist, wenn „ich dich nicht mit dieser Augen Licht den hohen „Eidschwur brechen sah, den du am Altar mir ge„schworen, den du eben jetzo mit treuloser Zunge mir „schwurst, nicht sah, wie mich mein eigner Diener „selbst entehrt, beschimpft: dann nehm' der Himmel „mir zum zweitenmal der Augen Licht! und stürze „mich zum zweitenmal in Nacht! dann hat er dieses

„Wunder nicht gethan, wodurch er mir dein treulos
„Herz entdeckt? Du aber, o meineidiges Weib! fahr'
„so gewiß zur Höll' hinab, als du das heilige Sa-
„krament verletzt."

„O Himmel und alle Heiligen (fiel ihrem alten
„Ehegemahl das treue Weibchen in die Rede), er-
„leuchtet diese Augen, die ihr meinem Theuren
„wiedergabt, mit dem wahren Licht, daß diese Zau-
„bergestalten vor ihm verschwinden. Denn ach! o
„vielgeliebter Gatte! säh'st du, was jedes andere
„Aug' hier sieht, du kränktest mit so losen Reden
„nicht dein treues Weib."

„Treulose Lügnerin! nur zu gewiß, zu ungezwei-
„felt seh ich was ich seh. Ein Engel Gottes hat
„das Auge mir entsiegelt, damit ich Zeuge deiner
„Untreue wär, daß ich auf ewig dir mein Herz
„entreiße, und ganz dem Himmel schenke."

„O unseeliges, ach unseeliges Weib, die ich nun
„bin. Ein Zauberschleier verdeckt die Wahrheit dir,
„und meiner Liebe höchste Probe muß in meines theu-
„ren Mannes Augen strafliche Missethat scheinen?"
So schluchzte Honorchen: und ein Thränenstrom
nach dem andern rollte die falsche Wang' hinunter.
Denn Thränen sind die immerfert'gen Nothhelfer
der Schönen.

Auch unsres alten Liebesritters hartes Herz ver-
mochte ihnen länger nicht zu widerstehn: Schmerz

und Reue mahlten sich auf seinem Gesicht, und also hub er an: „Vergessen; laß, o theures Weib! den „Ungestüm der Liebe Dyn. O quäle länger nicht „dein treues Herz. Komm, steig herab von dem „verwünschten Baum; hier hast du meinen Arm, „und dieses Siegel meiner ewigen Liebe. Bey allen „Heiligen! ich dacht nur was ich sah; und sahe „was ich dacht'."

„Ach theurer Hilario! nun endlich (Dank dem „Himmel!) sprichst du wahr; dein treues Weib auf „bloßen Verdacht des sträflichsten Verbrechens an„zuschuldigen? Wie konntest du's? denn wisse, Theu„rer! noch manche Truggestalt wird lang' dein Auge „täuschen, das noch den jungen Sonnenstrahl nicht „ganz erträgt. Heißt's nicht im Evangelio, der „Blinde, dem der Herr doch selbst mit eigener Hand „die Augen öffnete, sah' Menschen für Bäume an? „urtheile dann, o Theurer! nicht zu rasch; nicht al„les Ding ist was es scheint, nicht alles scheint was es ist. So sprach das kluge Weib, und hüpfte mit dem Sprunge der Liebe dem alten Ritter in die Arme, und alle Lust, die auf dem Baume sie gegeben und empfunden, und die im trunkenen Auge noch schwamm, schien nun dem Alten nur so laut, so laut zu sagen, wie treu, wie innig sein Honorchen ihn stets liebt. Mit tausend Küssen bedeckte er die

treulosen Wangen, noch glühend von Rogers Umarmung; und schwur ihr aufs neue ewige Liebe.

Seitdem quälte der Alte sein treues, hocherprüftes Weib nicht mehr mit Vorwürfen, und sahe manches nicht, was andere sahen; so nah er's auch zu sehen schien; denn seit dem schrecklichen Zaubergesicht trauete er nicht dem jungen Auge, das ihn zu seines theuren Weibchens Kränkung so grausam schon getäuscht. Dreymal drey Monate nach der Geschichte des Baums brachte Honorchen dem alten Hilario einen jungen Erben; aber er und sein Weibchen setzten den kleinen Hilario auf die Rechnung der neuen Kräfte, die ihm wie Simson, da sein Haar ihm wieder wuchs, der Himmel zugleich mit dem Gesicht verliehen.

Der Königliche Braut-Tausch.

König Heinrich von Castilien hielte einen prächtigen Hof. Alles Große, Schöne und Angenehme, was einen Thron glänzend machen kann, war um den seinigen versammlet. Sein Pallast schien die Zauberwohnung der Pracht, das Feenschloß des Vergnügens, das Rosenlager der Freude zu seyn. Vor andern aber schmückte sich hier das schöne, allverübte Laster des süßen Mienentriebs mit allen seinen verführerischen Reizen, und thronte an dem spanischen Hofe, wie Armida in ihren Gärten. Die Weisheit selbst, wäre sie an diesem Hof erschienen, hätte sich beide Augen zudrücken, beide Ohren verschließen müssen — um von so vielen und unwiderstehlichen Reizen sich nicht besiegen zu lassen, und Schild und Panzer leichtsinnigen Amouretten Preis zu geben. Lieben — war die Sitte der Männer, sich lieben lassen die Sitte der Damen. Tourniere und Spiele, Bälle und Tänze, Feten und Gastmähle beflügelten die leichtfüßigen Stunden; schön stand dem Ritter

der

der im Tournier erstrittene Lorbeer bey Tage; doch schöner die Myrthe, womit des Nachts die Dame des Herzens im unblutigen Minnekampf ihn kränzt.

Aber leider! So wie bey einem großen Gastmahl, mitten im Jubelgetümmel der Gäste, die Wirthin, die das Mahl bereitet, am wenigsten genießt (die Sorgen der Zubereitung hindern sie daran,) also König Heinrich an seinem Hofe, dem Paphos Europens. Wer unter allen seinen Dienern rings um ihn des Nektars und Ambrosia's der Minne am wenigsten genoß, war er. Gekränzt mit manchem Lorber in der Schlacht und im Tournier, sproß nie das Myrthenreis um seine Stirn. Der Ritter mit dem hölzernen Schwerdt, der Krieger mit der zerbrochenen Lanze, thun nicht größere Thaten im Gedränge der Schlacht, als Heinrich in den Kämpfen Cytherens. Alle Episoden der Liebe konnte er seiner Dame gewähren; der pathetische Act des Drama's fehlte stets. Wie der ehrgeizige Krieger aus der Schlacht zurückkehrt, wo er keinen der gewöhnten Lorbeern brach; so stand die erfahrnere Dame von seinem Bette auf, — und das unbelehrte Mädchen kehrte nicht weiser aus seinem Arm zurück. Vergebens boten die größesten Schönheiten des Hofes alle ihre Reitze für ihn auf. Die empfindlichsten Reitze empfand er nicht; die genießbarsten genoß er nicht. Die schönsten Blüthen,

die reifsten Früchte im Garten der Venus winkten ihm vergebens: er kam nie über den Zaun hinaus. Wer bemitleidet nicht den armen Heinrich? die Minen von Potosi wiegen nicht einen befriedigten Minnewunsch auf. Ein Thron ist freilich — nicht zu verachten; aber glücklich zu seyn braucht's noch etwas mehr. Ein König ohne Liebesgenus ist kein König. In eines schönen Mädchens sanftem Herzen zu herrschen, ist das beneidenswürdigste Herrscherglück; und die süßesten aller Vorrechte genießet der, wer einem holden Munde süße Küsse aufdrücken, einen wollustschwellenden Busen entschleiern, und Aphroditens Becher schlürfen darf; und hier, sagt man, sind Pflüger oft mehr Könige, als die Monarchen einer halben Welt. Doch laßt uns rascher seyn in unserer Erzählung, als König Heinrich im Geschäft der Liebe.

Fürsten reiben ihre Krätze sonst so leicht dem gehorchenden Volk und leichter noch dem wandelbaren Höfling an. Aber ihren liebe-lahmen König in der nächtlichen Trägheit an der Seite der Schönen nachzuahmen, dazu waren Heinrichs Höflinge nicht gefällig genug. Dies wird Don Pedro gleich beweisen. Einen edlen gedrängten Wuchs, eine stolzgebogene Nase, die schwarzesten, funkelndsten Augen in ganz Castilien, ein Paar rundgewölbte Backen, wie strebende Pfeiler, und zwey kraft-geschwollene Waden — schien Gott Amor selber ihm verliehen zu ha-

ben, seiner Kämpfe viele zu bestehn. Auch schätzten alle Damen ihn auf den ersten Anblick als den Mann für sie. In jedem Netzchen, das geworfen ward, war immer Eine Masche wenigstens für unsern Damenheld. Und wer wuste bei so vielen gründlichen Verdiensten der Figur jede neuste Mode früher, urtheilte feiner über Schleifen und Bänder, und geschmackvoller über Toilette und Puz? Wer brodirte mit schönerm Wiz die Geschichten des Tags? Wer wandte schlauer, verschleierter, feiner ein hyperbolisches Kompliment auf einen vollen Busen, auf einen niedlichen Fuß, und jede geheimern Reitze Cytherens? Wer war so sehr Franzose, eh' noch Franzosen waren, als Don Pedro? Und wer wundert sich nun noch, daß alle Weiberherzen in Burgos (denn hier hielt König Heinrich Hof) für Don Pedro schlugen?

Aber bei allem Ruhm im Reiche Cytherens blieb ihm ein Herz noch unbesiegt. Doch selbst auch dies schlug manchen warmen Schlag für ihn, und Isabelle, die schöne Innhaberin desselben, muste allen Mädchenstolz aufbieten, um es ihm selbst nicht hörbar schlagen zu lassen.

Ein Paar der schönsten blauen Augen, die in einem niedlich-geründeten Alabaster Köpfchen schmachteten, eine Taille, die, wenn sie ging, den Umarmungen des Geliebten entgegen zu schwanken schien,

ein gewisses süßes Hinschmachten, welches über ihr ganzes Wesen verbreitet war, — fesselte unsers Don Pedro Herz mit allen Banden der Liebe an Isabellen; denn das ganze männliche Burgos lag schon zu ihren Knien. Aber war's Stolz, war's jungfräuliche Schamhaftigkeit, war's Mädchen-Eigensinn oder Schlauheit (denn die Schönen haben immer kleine Nebenabsichten im Hinterhalt; ihre Tugend ist mehrentheils Wasser mit Wein, und die reinste — Wein mit Wasser) Isabelle kämpfte ihrer eigenen Empfindung für den schönen Ritter entgegen, und strebte, ihre Zärtlichkeit in die Mienen eines angenommnen Frohsinns täuschend zu verhüllen. Auch schien es ihr der stolzeste Mädchengedanke, der ihrem Herzen nicht in geringerm Grade schmeichelte, als dem Alexander und Cäsar gewonnene Schlachten und besiegte Nazionen: „Ein Held, der „Sieg auf Sieg im Felde Cytherens gehäuft, dem „an Heinrichs Hof und im ganzen Burgos alle Weiberherzen huldigen, schmachtet unerhört zu Isabellens Füßen; und sie verweigert — eine bessere Omphale — dem neuen Herkules die Spindel, um die „er sie vergebens fleht."

Wie von dem Frühlingshauch der Schnee der Berge, so schmolz das Herz des siegprangenden Helden der Liebe vor Isabellens unwiderstehlichen Reizen; und selbst ihr Widerstand war nur der größte

Reiz. Gewöhnt zu fordern, nicht zu bitten, gewöhnt zu siegen, noch ehe er angegriff, ward Don Pedro, (o Wunder der Liebe!) vor der schönen Hartnäckigen — ein blöder Schäfer. Oft stand er vor ihr da, den Blick voll verschämter Schüchternheit zur Erde gesenkt, drehte den Hut in der Hand wohl zehnmal rings im Kreis; plözlich unterbrach er die Verlegenheit mit einigen halb-vernehmbaren Lauten, . . . stockte . . . schwieg, und schien, wie blöder Schäfer Sitte ist, unendlich viel, unendlich innigst zu verlangen, — wenig zu hoffen, — nichts zu fordern.

Vergebens lockten ihn so viele schöne Willigen in den verlassenen Schoos zurück. Ein mitleidsvoller Blick der Unerbittlichen gab ihm der Wonne mehr, als dieser ihrer Reize Vollgenuß. Sie lockten, sie seufzten, sie harreten vergebens: aus Herzensleere und Verzweiflung warfen sie sich in andre Arme, und suchten den schönen Ungetreuen zu vergessen.

Doch ach! Don Pedro hat ihr Herz: sie kosten in den fremden Armen nicht der Liebe Vollgenuß; denn Schönen, die aus Langerweile untreu werden, sind wie die Blumen, die, vom eigenen Boden verpflanzt, am fremden Stab vertrocknen, wo der gewöhnte Sonnenstrahl sie nicht erquickt. Don Pedro sahe seine Nebenbuhler, und schien sie nicht zu sehn. Doch lassen wir Don Pedro und seine Ungetreuen, und sehen, was an Heinrichs Hof geschieht:

Heinrich war, wie viele andre seines Halb-Geschlechts, in's heilige Ehejoch gespannt: er schlief bei einem Königlichen Gemahl, ja, ja — er schlief — wir wissen's schon. Blanka (so hieß Spaniens Königin) war (wer glaubt's?) nicht Königin genug, um durch irgend einen wakkern Höfling so manche leere Nacht hindurch den trägen Schläfer zu ersetzen. Was Wunder, wenn die Spanier nach einem Thronfolger vergebens seufzten. Keuschheit, gepaart mit Unvermögen, erzeugten niemals einen Bettler, — vielweniger noch einen Königssohn. Verwittwet, bei dem Leben ihres Königlichen Eheherrn, stand Blanka da, ein unfruchtbarer Baum voll Saft und Kraft. Denn ungeseegnet war des Gärtners Hand.

Unwillig sah der heilige Vater Pabst sich um die reiche Taufgebühr des vergeblich erwarteten Königs-Kindes getäuscht, und schrieb der keuschen Unfruchtbaren einen Scheidebrief, worin er ihr erklärte, daß da der Segen Gottes: Seyd fruchtbar und mehrt euch! nicht über ihrem Ehebette gewaltet, sie den unfruchtbaren Stamm des Königlichen Leibes in jedes andere als Heinrichs Bett verpflanzen könne. Der arme Untrügliche! Wie konnte er glauben, er, der bey abgelegtem Gelübde der Keuschheit die seligmachende Mutterkirche mit acht Knaben und eben so viel Mädchen aus seinen heiligen Lenden beschenkte, daß Heinrich auf dem Königlichen Thron, wo selbst

der heilige Joseph, (dem doch Gott die Gabe der Liebeskälte verlieh) die Jungfrauschaft der Mutter Gottes nicht unbefleckt erhalten haben würde, nicht, wie ein Königlicher Ehemann soll, der süßen Liebe pflegte.

Zürnende Thränen empörten Unwillens im flammenden Auge, nahm Blanka den fatalen Scheidebrief, und warf ihn auf das Königliche Bett. „Verzeih's mir, reine Mutter Gottes! seufzte sie: die unbefleckte Jungfrauschaft, die dir den goldnen Thron im Himmel gab, entreißt den meinen mir. Doch ach! Du weißt's, und dein mitleidiges Herz hat oft mit mir gefühlt, wieviel ich an der Seite meines fürstlichen Ehegemahls geduldet. Gewiß! dein Joseph war von sanfterer Art. Nur einen Knaben — kein Gotteskind, nur ein gewöhnlich Menschenkind — wünscht' ich auf diesem Schooße zu wiegen! Ach! alle deine Wunderkraft, die Blinden ihre Augen und Lahmen ihre Füße giebt, vermochte nicht, mich meiner Bitte zu gewähren.

O Heinrich! besser wärest du Statthalter Christi auf dem Stuhl in Rom, und predigtest der Christenheit die Lehren der Keuschheit und der Nüchternheit, als daß du eine Königliche Braut so lange mit vergeblichen Umarmungen gequält! die deines geringsten Dieners Weib beneidete.

O Bett! du Leichenbaare meiner Jungfrauschaft! du nahmst den süßen Namen Mädchen mir, und

ließest leider mir die Wirklichkeit. Mit angenehmern Wünschen legte einst die Braut die zarten Glieder in der Hochzeitnacht auf dein geblümtes, goldgestick-tes Lager; nie ach! hast du das Lächeln belohnter Liebe gesehn. Aber wohl ist manche Thräne zwischen deinen seidenen Vorhängen geflossen; mancher Seuf-zer verstöhnt! Sey dann auf immer leer von jeder ehelichen Freude. Ich werde nicht einsamer seyn im einspännigen Wittwengestell, als ich an eines Kö-nigs Seite so manches Jahr in dir gewesen."

Die keusche Blanka verließ mit mehr Unwillen ihren Hof als ihren Königlichen Gemahl, und zog sich in die Wittweneinsamkeit zurück. Die Verläum-dungschronik von Burgos will sagen, ihre Einsam-keit sey nicht ganz einsam gewesen, sondern sogar die Ursache einer geheimen Bevölkerung geworden. Wir lassen die Sache unentschieden: wollen aber als from-me Christen das Beste glauben.

König Heinrich vermißte zwar nicht seine Ge-mahlin (denn wer vermißt wohl viel, was er nicht brauchen kann) aber Kastilien verlangte eine Köni-gin, und der Thron einen Erben. Man zögerte nicht, eine Königin kommen zu lassen: denn Königinnen sind leichter zu haben — als — gute Weiber.

Der Staatsrath von Castilien versammlete sich, und der lange hin und her geworfene Würfel der Po-

litik blieb endlich auf der jungen Infantin von Portugall stehen.

Die letztern Traktaten des Königs von Kastilien mit Portugal waren noch nicht zum endlichen Schluß gediehen. Der neue Entschluß des Staatsrath gab ihnen den Ausschlag. Die Infantin ward in einer angehängten Klausul, wie in einem postscriptmäßigen Nachtrag, an Heinrich verhandelt. Die junge Prinzessin freute sich auf das erste Gerücht von ihrer bevorstehenden Heyrath, wie Mädchen immer sich freuen, wenn sie unter die Haube kommen. Doch hätte sie freilich mehr Grund zur Freude gehabt, wenn unter die Haube kommen diesmal eben so viel geheißen hätte, als einen Mann kriegen. Durch einen Schluß des Reichs und durch die Gnade des Königes ward Don Pedro ausersehen, die Königliche Braut nach Castilien heimzuführen.

Der bravste General ermüdet endlich in der Tapferkeit, wenn er einen Platz, den er mit aller Kunst und allen Kräften bestürmt, nicht zur Uebergabe bringen kann: wollten nicht selbst die edlen Griechen nach einer vergeblichen Belagerung von zehn Jahren Troja verlassen? Auch Don Pedro ward des Seufzens und Schmachtens, des Hoffens und Harrens in seinem Liebesgesuch bey der spröden Isabelle endlich müde.

Schon seit einiger Zeit hatte seine platonische Liebe für die schöne Unerbittliche eine etwas epikurische Wendung genommen: alle ihre Reize verloren allmählich und allmählich in seinem Auge die überirrdische Glorie, mit welcher seine gespannte Einbildungskraft sie bis dahin gleichsam umzaubert hatte: er fing an, was ihm bis dahin unmöglich, ja entheiligend geschienen hatte, die Unvergleichbare einigen andern Damen und Mädchen in Gedanken gegenüber zu stellen, und schien von Zeit zu Zeit zu finden, daß anderer Schönen Kuß wohl einen Blick aus Isabellens etwas trübem Auge, ihre stets zuvorkommende Schmeicheleyen wohl ein halbfreundliches Wort aus Isabellens nicht ganz regelmäßig-gebautem Munde, ihre einladende Lebhaftigkeit wohl die zurückscheuchende, zögernde Läßigkeit Isabellens, ihr Wonnevollgenus Isabellens unerweichliche Sprödigkeit einigermaaßen aufwiegen könnte. Dennoch besuchte er sie nicht minder oft, aber nur etwas weniger verlegen, — als vorher. Isabelle, ihres stolzen Sieges gewiß, schien diese leise Nüanze nicht zu merken: vielleicht hielt sie diese geringere Verlegenheit nur für einen muthigern Versuch, ihr Herz zu bestürmen.

Unterdes sann Don Pedro eben darauf, Angriff und Vestung ganz aufzugeben. Er war nur noch um die Art verlegen, es ohne einen auffallenden Absprung zu thun.

Die ihm von dem Staatsrath und dem Könige aufgetragene Gesandschaft zog ihn ganz unvermuthet aus dieser kleinen Verlegenheit, wie ein plözlich aufsteigender günstiger Wind das Schiff von der Sandbank.

Er beurlaubt sich von Isabellen mit einer so ruhigen, so wenig schmachtenden Miene; sein Auge blickte sogar nicht Schmerz der Trennung oder süße Hoffnung des Wiedersehns! er sprach die Worte „Abschied, Trennung, Wiedersehen," Worte, deren jede Sylbe von wahrhaft-verliebten Herzen mit einer Ohnmacht begleitet zu werden pflegen, so flüchtig, so nachdrucklos, so komplimentenmäßig aus! Jenes Hinschweben, jenes Hinschmachten des blöden Schäfers Don Pedro, welches Isabelle heute, um in der Sprache der Mysticker der Liebe zu reden, in seiner tiefsten Tiefe und in seiner höchsten Höhe zu sehen gehofft hatte, zeigte sich gerade heute in einer so flachen Ebbe, — daß der blöde Schäfer beynahe nichts mehr und nichts weniger als ein bescheidener Kavalier, und der ganze Abschied mehr die ceremonieuse Beurlaubung eines Höflings von einer Hofdame, als die Trennung Don Pedro's von Isabellen zu seyn schien.

Der schönen Hartnäkkigen schlug zum erstenmal das stolze Herzchen vor besorgnißvoller Unruhe wegen des so grausam behandelten Ritters; sein ganzes Be-

nehmen war ihr nach allen ihren Erwartungen wie ein Donnerschlag in eine volle Kornscheure. Ihr sonst nur liebe-schmachtendes Auge schien jezt halb Kummer, halb Unwillen auszudrücken: auf die sonst ganz blassen Wangen stieg ein leises, dem schlauen Ritter nicht unbemerktes Roth auf, was einer gewissen Vogelart (die übrigens gar nichts von mädchenhafter Empfindsamkeit an sich hat,) wenn sie gereizt wird, das rothe Krönchen aufzuschwellen pflegt: ihre Stimme war etwas minder zuversichtlich, als gewöhnlich: dann und wann stockte sie sogar in ihren Antworten, und schien bald mit mehr Kälte, bald mit mehr Wärme sprechen zu wollen, als sie wirklich sprach.

Die Hand, welche sie dem Ritter zum Kuß darreichte, schien etwas länger an seinem Munde hängen zu wollen, als der Ritter diesmal für gut fand; und selbst während des Kusses klopften ein Paar Pulsschläge an derselben mit einer gewissen unruhigen Heftigkeit; denn der aufgedrückte Kuß schien auch in seiner intensiven Kraft nicht so innig zu seyn, als er sonst zu seyn pflegte, und noch weniger als er gerade heute seyn sollte. Auch zog sich die Hand unwillkührlich rasch von dem sogar nicht festanhängenden Munde ab, daß der Ritter beynahe etwas merkbar grob lächelte.

Er verließ sie endlich, ohne einen jener Blicke der Sehnsucht zurück zu werfen, womit man bei dem Abschiede von einem geliebten Gegenstande ihn gleichsam in sich selbst hineinzusehen, und in Lebensgröße abkopirt, mit sich reißen zu wollen scheint.

Ein Paar wehmuthsvolle (nicht mehr triumfirende) Blicke wurden dem Abgehenden nachgeschickt. Und nun war sie allein, — allein, wie sie sich noch nie gefunden hatte.

Sonst, wenn sie ohne Don Pedro war, genoß sie der stolzen Erinnerung seiner Schmeicheleyen, seiner Schläferblödigkeit: freute sich wohl gar mit einem mädchenhaften Hohnlächeln seiner kleinen Verlegenheiten. Und so saß sie bisweilen halbe Tage da, wie ein Held unter Lorbeern und Trophäen, allseelig in dem Bewußtseyn ihrer unbezweifelten Siege über den schönsten Ritter in ganz Spanien; sann auf neue Plane, seine immersteigende Liebe für sie jezt in der Redoute, jezt auf dem Ball, jezt im Schauspiel vor den Augen des weiblichen und männlichen Publikums zu Burgos zur Schau zu tragen, und des vollen Triumfs der bewundertsten Schönheit des Spanischen Hofes zu genießen. Nicht selten weidete sie auch ihr Seelchen nicht unbehäglich an den allbesiegenden Reizen des Ritters, an seinen schlanken Wuchs, an dem feuervollen Auge, an dem vollgelockten, natürlich-nachläßig-geringelten Haar, und

an manchem andern, was junge Mädchen mehr ahnden, als fühlen, und lieber denken, als sagen.

Aber so wie dem Geizigen nicht sowohl der Gedanke des Genusses seiner Reichthümer, als der Gedanke der bloßen Möglichkeit dieses Genusses schmeichelt: so schien wenigstens auch Isabellen nicht sowohl der günstige Anblick der Schönheiten des Ritters, als der Gedanke, die Besizzerin desselben zu seyn, zu ergözzen. Ich sagte, bedeutend „schien" und dem stolzen Herzchen deuchte es selbst so. Aber dies Herz müßte unter keinem Mädchenbusen geschlagen haben, wenn dieser Stolz nicht reichhaltig mit Liebe versezt, oder vielmehr das ganze Gefühl nicht Liebe, mit diesem Stolz gefärbt, gewesen wäre.

Alle diese Triumfgefühle der übermüthigen Sprödigkeit waren nun wieder dahin. Sie zitterte für das Herz des Don Pedro, dessen völlige Besiznehmung sie nur deswegen verzögert hatte, weil sie es sich zu gewiß glaubte. Verblüht däuchten ihr nun alle Lorbern, zerstöhrt alle Tropheen, mit denen sie sich bis dahin vor halb Spanien geschmückt: sie sagte es sich zum erstenmal laut und unverhohlen, daß sie den Ritter liebte; und der Ritter würde sich, wenn er sie durch das Schlüsselloch der Thüre auf ihrem Sofa hätte sizzen sehen können, durch ein Paar tiefgeholte Seufzer und zwey schwerrollende Thränen aus dem großen himmelblauen Auge für alle seine so lang- er-

duldeten Liebeswehen im vollwichtigen Maaße gerächt gesehen haben. Das unwiderstehliche Gefühl, daß der Ritter sie nicht mehr liebe, stieg bis zur quälenden Bangigkeit; durch den Gedanken, daß Don Pedro, jung und schön, die Infantin, nicht minder jung und schön, mit welcher er eine so beträchtliche Reise machen sollte, sehr leicht ihr vorziehen, oder wenigstens durch so viele angenehme Zerstreuungen der Königlichen Prachtreise, und alle die Schmeicheleien, womit man ihn an dem Portugiesischen Hofe im Namen des Königs von Spanien überhäufen würde, — von dem Gedanken an sie auf eine so lange Zeit, und eben dadurch so leicht auf immer — abgezogen werden könnte. — Der reiche Geizhals, der sein mit den ausgesuchtesten Gütern Indiens beladenes Schiff auf der See weiß, schläft nicht so unruhig, träumt nicht so ängstlich, wenn er den Orkan draußen toben, und Dächer uud Fenstern zerschmettern hört, als Isabelle für Don Pedro's Herz fürchtete, oder vielmehr es ganz verloren gab.

Die ganze folgende Nacht sank kein Schlummer auf ihr Auge: gekränkter Stolz und unglückliche Liebe, Furcht und Verzweiflung, und bisweilen auch Neid gegen die neue Besitzerin oder Besitzerinnen des Don Pedro, und Rachsucht gegen seine kalte Gleichgültigkeit, kämpften in Isabellens Seele durch einander; und der Vorwurf eigener Verschuld

dung däuchte ihr in diesen quälenden Augenblicken gewissermaaßen Erleichterung: Und o! seufzte sie, seit wie lange hätte ich mir dies Herz auf immer fesseln können, für dessen Verlust ich nun so ängstlich zittere? — wäre ich nicht zu tugendhaft gewesen! Wer sollte nicht Gefahr laufen, die Tugend für einen bloßen Namen zu halten, wenn sie ihre strengen Verehrer so lohnt.

„Aber vergebens sucht ein Mädchen das ver„wöhnte, rohe Männergeschlecht durch Tugend zu „fesseln; ihre Sinnlichkeit verlangt etwas mehr.

„Ich, muß ich's mir nicht selbst zuschreiben? „Welches Mädchen war jemals so lange spröde? „Sind es nicht schon anderthalb Jahre, daß Don „Pedro mir sein Herz mit jedem Tage darbot? „und mit welcher Treue, welcher Standhaftigkeit, „welcher reinen Liebe? Er, der gefeuertste al„ler Ritter an Heinrichs Hofe! er, dem so viel „Weiber- und Mädchen-Herzen von selbst entgegen„kommen; er, der, wie ein berühmter Held, durch „seinen bloßen Namen siegte; er, der überall mehr „zu fordern als zu bitten gewohnt war! Und ein „solches Herz zögerte ich, ich, der es mit so viel „Hingebung, unter Seufzern, unter Thränen darge„boten wurde, zögerte ich zu besizzen, es allein zu be„herrschen? Verzeih', Don Pedro! dem stolzen

„Mäd-

„Mädchen. Es traute dir zu viel. Und dennoch!
„hättest du bisweilen den innren Kampf gesehn, den
„Isabellens Herz bestand, dir zu scheinen, was sie
„sich selbst zu seyn vergebens heuchelte: du ließest
„mich nicht heute für dich zittern.“

So seufzte sie, und war schon entschlossen, dem Ritter kurz vor seiner Abreise in einem heimlich-übermachten Billet ihr ganzes Gefühl für ihn, ohne allen Rückhalt zu gestehen. Aber neuerwachender Stolz, Furcht, den Triumf des Ritters durch ein solches Geständniß zu vollenden, Verlegenheit, den Brief durch sichere Unterhändler an die Behörde zu bestellen, — unterdrückten den Entschluß, und sie überließ sich, unter quälender Unruhe, dem Schicksal.

So wie aber das Herz in solchen Augenblicken des Hin- und Herschwankens immer einen festen Punkt aufzusuchen pflegt, auf welchem es gleichsam Anker werfen kann; so fand auch Isabelle, nachdem sie alle Winkel des Herzens durchforscht, endlich in der Ueberredung, daß es doch nichts als die Strenge ihrer Tugend gewesen, was sie um das Herz des Ritters gebracht, eine solche Ankerstelle; wie denn dieser Gedanke mitten in dem brennendsten Kampfe der entgegengesezteften Leidenschaften einer der ersten war, die sich ihr aufdrangen. Und ein sprödes Mädchen beschloß also einen mislungenen Roman mit eben dem melancholisch-erhabenen Ausruf, mit welchem Bru-

tus, der Stolz des sinkenden Roms, sein Leben endete, als er den Cato überwunden, und Roms Freiheit auf immer verloren sahe: daß die Tugend nur ein Name sey. — Unterdessen verließ Don Pedro den Hof von Burgos, und kam in Lissabon an, wo er mit allen den Ehrenbezeugungen aufgenommen ward, mit welchen der unmittelbare Stellvertreter eines spanischen Königs immer aufgenommen werden kann. Die Portugiesischen Damen wünschten ihrer allgeliebten Infantin Glück, an einen König verheirathet zu werden, der von so schönen und liebenswürdigen Dienern umringt war, als Don Pedro. Alle waren edel genug, der Infantin den König zum Gemahl zu gönnen; sich selbst wünschten viele nur den schönen Stellvertreter. Mögen sich die Damen in Lissabon, so wie die in Burgos, (sey's Einbildung, sey's wirklich) des Don Pedro Herz einander stehlen! Wir wollen unterdessen sehen, wie glorreich die Königliche Blume blüht, die Heinrichs Hand — nicht brechen wird. — Die Infantin von Portugal war eben in dem Alter, wo die Natur dem Manne das Mädchen gerade so und mit allen den Reizen darstellt, wie Venus Anadyomene, als sie in vollkommen ausgeschaffener Schöne aus dem Schoos des Meeres hervortrat.

— Das lächelnde Vergnügen der lüsternen Natur. Sie hatte nicht mehr als sechszehn Frühlinge ge-

sehn; das lieblichste Mädchengebilde, welches jemals aus Amors glättenden Händen hervorging. Eine Taille, nicht hochstrebend, aber schlank und leicht, wie der junge Birkensprößling, stellte in jeder Bewegung eine schwebende oder wogende Schönheitslinie dar, und schien der haschenden Umarmung jezt sanft entgegen zu schwellen, jetzt sanft sich zu entstreben. Zwey Wangen, die einem Rosen- und Lilienlager junger Amouretten nachgebildet zu seyn schienen, blühten über einem Paar Rubinlippen mit einer Perlenschnur glänzender Zähne. Unter zwey sanftgewölbten Bögen funkelten ein Paar große, seelenvolle Augen, hell wie der Hesper, und mild und sanft wie er; eine leis-erhabene Nase schien Majestät heischen zu wollen, verlor sich aber mit lieblicher Abstufung in edle Liebenswürdigkeit. Ein Busen, voll und blühend, wie zwey Aepfel, die Hebe aus Pomonens Hand am Erndtefest den Göttern auf der Silberschaale auftischet, schien unter dem halb-zurückgeschlagenen Schleier Auge und Mund zum lüsternen Genus einzuladen, und der vom elfenbeinernen Gipfel des Halses sanft hinunter-tastenden Hand die wohllüstigste Ruhestätte darzubieten. Ein kleiner Fuß, schön gedrechselt, wie das Silberfüßchen an Cytherens Toilette, spielte unter dem seidenen Gewande hervor, und das Auge schlüpfte mit ahnender Lüsternheit über eine halb-gezeigte, voll-ge-

ründete Wade zu den geheimern Reizen hinauf, die selbst der kühnste Dichter ungeschildert läßt. So hatten Liebe und Anmuth mit eigener Hand Heinrichs Königliche Braut geschmückt.

Armer Heinrich! dem die Wohllust selbst ein Götter-Gastmahl zubereitet hat, und dem nichts, — als die Hand — fehlt, um sie nach der ambrosialischen Kost auszustrecken, wie blind vertheilt das Glück seine Schäzze? dem Hungrigen sezt es Steine vor; dem verdorbenen Gaumen Ananas! Armer Heinrich! was wirst du mit dem schönsten Geschenk des Himmels machen?

Sezzet nun zu allen diesen unaussprechlichen Schönheiten den lüsternsten Geschmack des Vergnügens, dem, wie natürlich, von der Königl. Wiege an geschmeichelt war, und der — aus bloßer Verfeinerung — bisweilen nach sehr sinnlichen Vergnügen greift, — und ihr werdet die erste Aufwartung des schönen Stellvertreters bey der Infantin, für Isabellen sehr gefährlich finden. Don Pedro wird zu der Königlichen Braut hineingeführt, und was er sieht, übertrift alles das, was der allvergrößernde Ruf von ihrer Schönheit verbreitet. Sein Auge verirrt sich, und er vergißt in der süßen Entzükkung, welcher Auftrag ihn hieher geführt; er beginnt zu reden; ... stottert ... stockt; aber die Infantin versteht ihn schon. Leere Komplimente, Er-

kundigungen nach dem Königlichen Bräutigam, nach den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes, nach den Lustschlössern und Gegenden um die Residenz herum, füllen die übrigen Augenblicke des ersten Besuchs, und Don Pedro antwortet auf jede Frage, die ihm die Königliche Schöne vorlegt, so genau, wie einer, dem ganz andre Dinge den Kopf durchschwirren, als die, nach welchen man ihn frägt.

Aber auch die Infantin verweilte während des Gesprächs, mit dem einen und andern ihrer Blicke etwas länger auf dem schönen Ritter, als es bei solchen ceremonieusen Besuchen Sitte zu seyn pflegt. Sie gestand es sich auf den ersten Anblick, daß der König von Spanien — wenigstens — schöne Diener habe. Denn (unter uns gesagt,) das Gerücht, welches seine übelduftende Trompete, die ein gewisser Dichter ihm beylegt, nicht selten auch mit den Läster-Anekdötchen der Könige anzufüllen pflegt, und jeden Uebelgeruch von ihnen nur um so viel leichter in alle Winde verstreut, je höher sie sizzen, hatte auch von einer gewissen schwachen Seite Heinrichs der Infantin einige Dinge in's Ohr gelispelt, gegen welche sie sich als eine kluge Frau, die nicht wie Blanka verwiesen seyn wollte, frühzeitig zu verwahren suchen muste. Heinrich konnte also wohl der Königliche Gemahl, aber nicht das eigentliche Herzgespiel der Infantin seyn, und man

wird es ihr kaum verdenken, daß sie aus ihrem eigenen leeren Garten nach fremden Früchten ausschaute. Genug, der schöne Stellvertreter schien ihr gerade der Mann zu seyn, auch noch in größern wesentlichen Dingen, als bey der Heimführung, Heinrichs Stelle zu vertreten. Gewisse halb-gesagte, halb-verbißne Worte, die nur ein Thor nicht ganz versteht, winkten dem Don Pedro die süßesten Hoffnungen, die er jenseits der Pyrenäen kaum zu fassen gewagt. Unterdes nährt er sich mit dem gewöhnlichen Nektar und Ambrosia der Liebe, mit Blicken und Seufzern, — bis den gereizten Gaum einst nährendere Kost erquicken wird. Mit jedem Tage entdeckte er in seiner angebeteten Königin neue Reize, neue Vollkommenheiten; ein Reiz scheint ihm den andern zu verdunkeln, eine Vollkommenheit die andere zu erhöhen. Schon glaubt er alles gesehn, alles bewundert zu haben: aber ein einziges Lächeln von ihr läßt alles, was er bis dahin gesehen und bewundert, weit hinter sich zurück. Und wär' er selbst der Bräutigam gewesen, er hätte nicht mit trunkenerm Auge auf jedem sichtbaren und unsichtbaren Fleck der Königlichen Schönen verweilen, den Tag nicht froher hinbringen, die Nacht nicht angenehmer verträumen können, als jetzt, da er blos die Stelle des Bräutigams vertrat.

LB Coburg

Endlich rückt die langersehnte Stunde heran, wo die Infantin Portugal verlassen, und, den schönen Statthalter an der Seite, nach Burgos abgehen soll. Burgos ruft sie; Lissabon hält sie zurück: und keinen Augenblick würde sie für Burgos unentschieden gewesen seyn, wenn die unbescheidene Fama ihr nicht einen unzeitigen Wink in's Ohr geflüstert: aber ein Blick, auf den schönen Quasi-Bräutigam geheftet, läßt ihr in Lissabon nichts mehr zu wünschen übrig: selbst die süße Erinnerung an den kleinen liebenswürdigen Ritter an ihres Vaters Hof, der, wie man sich's heimlich zulispelte, zum erstenmal da den Genuß gehabt, wo Heinrich — höchstens nichts als den Anblick haben wird, — war durch ein paar Blicke dieser Art auf immer aus der Seele gelöscht. Ganz Lissabon weinte seiner schönen Prinzessin nach: alle jungen Ritter des Hofes machten während der Abreise der Infantin keiner Dame die Cour, und ein jeder schien in der abreisenden Königin eine Geliebte zu verlieren.

Den ganzen Weg über hörte, sahe, fühlte Don Pedro nichts, als Henrietten; (denn so hieß seine künftige Gebieterin.) Seine Verwirrung, in welcher er sich dem Gegenstande seiner Sehnsucht gegenüber befand, verrieth die innere Unruhe seines Herzens. Wenn er ihr b[illegible] Aussteigen aus dem

Wagen den Arm bot, dann schien ihm alles Blut vom Herzen weg nach dem Gesichte zu strömen: sein Auge funkelte, die Knie schienen sich ihm zu versagen, und der sich ihm merkbar-fest andrückende Arm der Königin schien ihn mehr zu schüzzen, als er sie. Er fühlte es, und die süß-aufgeweckten Hoffnungen überströmten ihn mit neuen Gefühlen. Wenn er ihr gegenüber stand oder saß, dann starrte er bisweilen unverwandt auf sie hin, und die Hofdamen pflegten sich darüber hinter dem Fächer einige kleine Anmerkungen zuzuflüstern: die Königin selbst aber schien zu Zeiten auch ihr großes, helles Auge, gewöhnt, über die Gegenstände mehr hinzuflattern, als darauf zu haften, nicht locker genug von dem schönen Ritter wegzudrehen, und mitten in dem lebhaftesten Gespräch mit einer oder der andern Hofdame gleitete ihr Blick unwillkührlich seitab auf Don Pedro. Die ältern Duegna's wollten es der Prinzessin nicht verzeihen, daß sie den Stellvertreter des Königlichen Gemahls so gern zu sehen schien. Die jüngern entschuldigten sie leicht, und sagten: Wenn die Königin nach einem wohlgetroffenen Portrait des Königs oft hinsähe, so würde ihr dies niemand verargen: aber der lebendige Stellvertreter des Königs sey doch gewiß mehr als Portrait. „Ganz recht, versetzte eine der betagtern Duegna's, die die unangenehme Sage von Heinrich aus eigenthümlicher

Evidenz bestätiget wuste, (weil sie selbst, als sie noch an seinem Hofe war, sich — in ein Paar schwachen Augenblicken, zu ihrem nicht geringen Verdruß, — davon überzeugt hatte,) ganz recht, nur daß bisweilen die Portraite etwas geschmeichelt, und eben dadurch oft schöner sind, als die Originale, und daß man bisweilen über dem Portraite das Original sehr leicht vergessen kann." Ein bedeutendes Lächeln ließ den Sinn der Allegorie nicht lange geheimnißvoll, und man wünschte, um wenigstens mit einem reinen Amtsgewissen davon zu kommen, — (denn die begleitenden Hofdamen waren zugleich eine Ehrenwache für die junge Königin,) dem verliebten Pärchen nichts mehr, als — recht viel Discretion.

Es war allerdings eine harte Tantalus-Probe für den verliebten Ritter, dem Gegenstand der Anbetung immer so nah, und doch zugleich so ferne zu seyn; an der Flamme zu stehen, und doch nicht zu erglühen; auf der Leimstange zu kleben, und die süße Lockspeise nicht zu haschen. Auch schien er nach und nach ein trübsinniges, in sich gekehrtes, melancholisches Wesen anzunehmen, und die stürmende Ungeduld der Liebe bey ihm die nehmlichen Wirkungen hervorzubringen, als bey andern hoffnungslose Verzweiflung.

Unterdes nahen sie dem Orte ihrer Bestimmung; Burgos zeigt sich schon, und laute Freuden-Jubel

tönen ihnen entgegen. Heinrich hatte alle seine Königliche Pracht aufgeboten, seine junge Gemahlin zu empfangen. Sein ganzer Hof zeigte sich in den feierlichsten Pomp: ein Theil des Weges, den die Prinzessin fuhr, war mit reichgestickten Teppichen belegt, Gold und Silber, Seide und Dammast glänzten von allen Seiten her.

Ueber alles flattern die Blicke der staunenden Menge dahin; denn alle Augen sehen nur — die schöne Königin. Alle Herzen der jungen spanischen Ritter waren in dem Augenblick ihren Damen untreu: alle huldigten der Königlichen Schönheit noch mehr aus Liebe als aus Pflicht.

Der König allein erröthet, seine künftige Gemahlin so schön zu finden, und umarmt sie vor den Augen des Volks mit einem geheimen Schauer.

Er wuste, leider! daß alle diese Schönheit für ihn doch nur Gemählde war, — mehr zu neidischem Anblick, als zu wonnevollem Genuß.

Aber mit welchem Herzklopfen erblickten die Damen des Hofes so unaussprechliche Reize in ihrer künftigen Gebieterin. Sie verziehen ihr eher das Glück des Thrones, als so viel Schönheit.

Und Isabelle — welcher Tag für sie! Alle ihre unerbittliche Strenge hatte den stolzen Ritter nicht so sehr gedemüthiget, als Ein Blick auf ihren der schönsten Königin so nahen Don Pedro, dessen Auge

ihre Gegenwart auch nicht einmal zu ahnden schien. „O Schicksal! seufzte sie, o verderbliche Tugend! ich „sahe ihn zu meinen Füßen liegen .... er betete „mich an .... tugendhafte Unbesonnenheit ließ ihn „hingehen, mir eine Königliche Nebenbuhlerin zu „hohlen."

Der Abend des Tages der Ankunft ward unter allen nur ersinnlichen Festlichkeiten hingebracht. Der Himmel erglänzte von neuen Sternen, Pyramiden von Feuer schwammen auf dem Fluß daher, Schiffe, mit Mast und Segel, fuhren zwischen ihnen, wie zwischen glänzenden Eisbergen des Nordpols dahin, — und in einem Nu waren Sterne, Pyramide und Schiff in die Luft hingeschwunden. Unter einem gol- denen Thronhimmel saß die neue Königin an der Seite ihres Gemahls, und sahe die Namen Heinrich und Henriette in tausendfacher Gestalt glänzen; ein süßer Schauer durchbebte sie, wenn der König bey diesem Anblick zuweilen ihre Hand ergriff, und einen brennenden Kuß darauf eindrückte, — ein Kuß, so stark, so feurig, daß er die unangenehme Sage der Lüge zu strafen schien.

Das Feuerwerk war vorüber: man setzte sich zu Tische, wo alle Leckerbissen aus Europa und Indien zusammengehäuft zu seyn schienen. Nun begann der Ball, wo die Königin, als die erste Tänzerin, vom ganzen Hofe bewundert ward: man hüpfte in feier-

lichen Reihen jezt hinauf, jezt hinunter: man lief gegen einander und von einander; man suchte, fand, verließ sich, und suchte sich wieder, um sich von neuem — zu verlassen: man schwitzte, fühlte sich müde, und glaubte vergnügt gewesen zu seyn. — Vergnügen des Hofes!

Endlich schlägt die Stunde der Liebe, die Stunde, bestimmt zur heiligen Feyer Cytherens, deren einige Augenblicke den Liebhaber für tausend Seufzer, tausend Thränen entschädigen. — Heinrich fürchtete sie, wie der Schwächling die Stunde des Kampfs, wo er weiß, daß er gewiß unterliegen wird. Die Königin wird in's prächtig-aufgeschmückte Schlafzimmer geführt: ein Hofmann blickt den andern lächelnd an, und alle flüstern sich einander in's Ohr: armer Heinrich! armer Heinrich! mitten in dem Ueberfluß aller Schätze des Himmels wirst du heute Einen Wunsch vergebens thun. Die Damen und Ritter des Hofes wünschten sich unter muntern Scherzen eine gute Nacht, aber ihrer schönen Königin eine noch bessere.

In eben den Augenblicken, wo jedem andern Bräutigam das Herz voll hoffnungsvoller Erwartungen hochaufklopft; bangt, ängstet sich Heinrich wie ein Missethäter, der dem lezten Streich entgegenharrt. Jene Entdeckung dauchte ihm ein wahrer Mord aller Mann's- und Königsehre, und alle Reize, die ihn an der jungen Königin entzückten, schienen

ihm diese Entdeckung nur um so viel schmachvoller zu machen. Schon wollte er, überwältigt von dem Gefühl der unwiderstehlichen Reize Henriettens wenigstens die erste Nacht nicht ungenossen hingehen lassen, (wir wissen, mit welcher Einschränkung dieser Ausdruck in Heinrichs Munde gedeutet werden muß): aber Stolz und Schaam hielten ihn zurück.

Nach langem Hin- und Hersinnen, wobey er seine Seele mehr anstrengte, als er in seinem ganzen Leben bey Regierungsgeschäften gethan hatte, kam ihm endlich der ganz natürliche Einfall, eine Migraine vorzuschüzzen, von der er nach der Erhizung auf dem Ball überfallen worden.

Ein Vorschlag zur Beglückung aller seiner Staaten wäre ihm nicht willkommener gewesen, als dieser Einfall, sich die Freuden der schönsten Brautnacht unter einem so scheinbaren Vorwande zu versagen.

Der Königlichen Braut pochte das Herz halb von jener bänglich-süßen Erwartung der wonnevollsten aller Stunden, halb von quälender Furcht, Fama's schreckliche Sage bestätigt zu finden.

Indem trat eine ihrer vertrautern Hofdamen in's Schlafzimmer, und meldete ihr die plözliche Unpäßlichkeit des Königes.

Was der glorreiche Feldherr empfindet, der, seines Sieges gewiß, eine halbe Stunde vor dem Treffen von seinem Könige den Befehl erhält, nicht zu

schlagen, gerade das, — und noch etwas mehr, — empfand die Königliche Braut, als sie aus dem Munde der Hofdame jene Nachricht vernahm.

Da lag nun die lebendige Kopie einer schlafenden Venus, die Tochter und Gemahlin eines Königs, auf einem Ruhebett, würdig, daß ein Gott mit einer Göttin sein Beylager darauf feyerte, — und erwartete jezt und — vielleicht auf immer vergebens — den höchsten Wonnegenuß, den — (Dank sey es den allgütigen Göttern, die das wahreste Glück nicht an Gold, und Seide und Damast geknüpft) der dürftige Hüttenbewohner in dem vollsten Maaße seinem Weibe auf dem reinlichen Strohlager gewährt. Thron und Scepter, und alle damit verbundenen Ehren und Freuden, schienen vor ihr in ein Nichts hinzuschwinden, und ihr entworfenes Rosenleben eine unabsehbare Steppe der tödlichsten Langeweile zu werden. „O „Himmel! seufzte sie: Darum verließ ich mein ge„liebtes Lissabon? Dazu verlieh' die Natur mir so „viel Reize, nicht minder viel die Kunst? Nur dar„um sitz' ich auf dem Thron, um dem süßesten aller „Triebe auf immer zu entsagen? O ihr Fürsten, „was seyd ihr, wenn die Menschheit kla„get, daß ihr nicht Menschen, und eure „Weiber, daß ihr nicht Männer seyd? O! „daß dieser Diamantenschmuck ein Blumenkranz, und „dieser Damastpfühl ein Rasen wäre! Mein holder

„Schäfer zögerte gewiß nicht, der Liebe himmel-süße „Freuden seinem schmachtenden Mädchen zu ge„währen.

„Doch warum kam ich auch hieher? Verkündete „mir das Gerücht nicht so unüberhörbar laut, was „ich zu spät, zu spät erfahre? Warum verlockte mich „durch seinen falschen Schimmer der Thron und ei„nes Königs Bett. Steif sitzen auf dem Thron — „ein kalt-angestauntes Idol — und einsam liegen in „dem Königlichen Bett — Weib ohne Mann, Mäd„chen und Wittwe zugleich — das ist Henriettens „Loos. Beneide mich, o Welt!"

So klagte die schöne Verlassene ihr Schicksal: und Unwillen, Gram und Verzweiflung siegelten ihr mit dem beginnenden Morgen die Augen in Schlummer.

Nach einer ängstlich-verträumten halben Stunde fuhr sie, an jedem Gliede zitternd, auf: Don Pedro! Don Pedro! und blaß und bebend, wie der Missethäter, dem das lange vergebens abgefragte Geheimniß endlich unwillkührlich über die Lippe geschlüpft, drückte sie sich die schönste Hand auf den verrätherischen Mund, als wenn sie ihn gleichsam schweigen wollte, und der leise nachtönende Wiederhall durchschauerte jede Nerve ihrer Seele. Schreck und Kummer drückten ihr von neuem die Augenlieder in Schlaf; aber ihre Seele ward von den furchtbaren Schauergestalten dieser Leidenschaften, wie von Gespenstern,

geängstigt. Sie fuhr zum zweytenmal auf: „O Rit„ter! daß du eine Krone trügest! daß deine ritterliche „Lanze ein Scepter wäre! gern, gern verschenkte ich „dieses Hohnspielzeug des Schicksals an dich: und „begnügte mich, statt deine Königin deine Braut „zu seyn."

So wünschte sie im unbewußten Schlummer! Und glücklich war Don Pedro, daß keiner dieser Wünsche bis in den andern Pavillon des Schlosses, wo er er schlief, zu seinem wachen Ohr herüber-hallen konnte. Das Feuer seines Charakters, verbunden mit dem unaufhaltbaren Ungestüm der brennensten Liebe, hätten ihn leicht zu einer sträflichen Unbesonnenheit hingerissen.

Denn auch auf ihn hatte diese Nacht keine Schlummerkörner gestreut. Seine Seele war, seit dem Augenblick, wo er Henrietten zum erstenmal sahe, wie ein unaufhaltsam geschwungenes Feuerrad, welches bey den tausendfachen Zerstreuungen der Reise und der Hochzeitfeten jeden andern Gedanken verschlang, und in den Wirbel der ungestümen Leidenschaft für seine schöne Königin dahinriß. Alle Reize der Angebeteten umschwebten seine Seele mit glühender Lebhaftigkeit, und in der entscheidenden Brautnacht mordete er seinen König tausendmal in Gedanken — ihn, den er bey dem wahren Königsmahl so unaussprechlicher Reize eben in diesen Augenblicken schwelgen sahe.

sahe; — der Gedanke, (für ihn doch so aufmunternd), daß Heinrichen gerade der köstlichste Leckerb ssen ungenossen blieb, schien gar nicht so auf ihn zu wirken, als er in seiner Lage hätte wirken sollen: es schien im Gegentheil (ein wahrer Widerspruch!) ihn zu kränken, daß der Gegenstand seiner innigsten Liebe heute, heute, in der langersehnten Stunde der Wonne, so wenig genießen sollte.

„Hah! seufzte er, und schlug sich vor die bren„nende Stirne, so unaussprechliche Schönheiten, so „himmlische Reize einem Königlichen Schwächling „preiß gegeben? leere Blicke werden sich an ihnen wei„den? schlaffe Küsse sie bedecken? das schönste Ge„bilde der Göttin der Liebe wird unter diesen Hän„den vergebens zu jeder glühendsten Empfindung auf„flammen, wie die Marmor-Bildsäule des Pygma„lion auf sein inbrünstiges Gebet mit Leben beseelt „ward — um sie unter schlaffen Umarmungen in „kalte Asche zurücksinken zu sehen. Keine Hand „wird diese Rose pflücken, dergleichen noch für kei„nen Sterblichen schöner geblüht?“

Indem Don Pedro auf diese Weise dem Ungestüm seiner Leidenschaften Luft zu machen strebte, trat der Königliche Kammerdiener herein, und entbot ihn eiligst zum Könige.

Auch Heinrich hatte, so wie seine Königliche Braut und der Ritter, diese Nacht schlaflos und in

quaalvoller Unruhe, wie ein Kaufmann, der gestern Banquerout gemacht, hingebrütet, — diese Nacht, die vielleicht kein Sterblicher in allen vier Welttheilen angenehmer zuzubringen bestimmt war. Schon wollte er in der höchsten Verzweiflung seine ängstende Unruhe in den Armen einer seiner gewöhnlichen Beyschläferinnen ersäufen: aber das in fürstlichen Seelen sonst so tief erstickte Schaamgefühl war bey ihm einmal so unwiderstehlich rege geworden, daß er sich heute sogar vor den kleinen Hohnneckereyen einer Buhldirne fürchtete.

Endlich ergrif er den Entschluß, der ihm schon lange vorher, ehe Henriette in Spanien anlangte, dunkel in der Seele geschwebt — seiner Königlichen Braut — statt seiner, einen Gemahl unterzuschieben, und dies Unterschiebungsgeschäfte, welches sonst die Weiber ohne der Männer Gebet oder Vorkehrung zu besorgen pflegen, als ein wahrer König, aus höchsteigener Wahl, obgleich durch die Umstände gezwungen, zu übernehmen. Er fand in allen Provinzen seines Reichs zu diesem Zweck keinen bessern Mann, als Don Pedro, der also durch ein sonderbares Spiel, nachdem er die Stelle des Königlichen Bräutigams vertreten, nun auch die Rolle des wirklichen Gemahls spielen sollte, so wie ohngefähr in der Rhetorik gewisse Allegorien

Bedeutung und Bedeutendes, Bild und Wahrheit zugleich sind.

Unser Ritter war nämlich ein Spielgeselle des Königs von seinem Knabenalter an, und hatte sich durch eine so frühe Gewöhnung mit wahrer Höflingsgefügigkeit in Heinrichs jede rauhe und glatte Charakterfalte hineingefügt, daß der Ritter ihm gleichsam eine lebendige Krükke war, ohne die er sein Königliches Leben noch unendlich langweiliger würde hingekrochen seyn. Und gewiß, könnten Könige lieben, so hätte Heinrich den Don Pedro geliebt.

Ihn also, den geheimsten Vertrauten aller seiner Freuden und Leiden (das Letzte mögen wir nach dem, was wir von Heinrich wissen, wohl hinzusetzen, so sehr er übrigens auch zu dem allseeligen, götterglei-chen Fürstengeschlecht gehörte,) erkohr er auch diesmal zum Ableiter jenes quälenden Kummers.

Kaum trat der Ritter in das Zimmer des Königes, so redte dieser ihn ohne allen Umschweif und, wenigstens dem Anschein nach, mit der besten Laune, wie Spielgesellen sich die geheimsten Anliegen zu entdecken pflegen, also an:

Don Pedro! da liegt meine Krone (er weist auf den Tisch, wo nach alter Sitte, bei großen Feierlichkeiten die Fürsten des Abends ihre Kronen hinzulegen pflegten), die Welt beneidet in mir

„einen König: meine Schazkammern sind voll Gold,
„und meine Provinzen voller Menschen: ein Wink,
„und beide stehen mir zu jedem beliebigen Gebrauch
„zu Gebot: ich führe Krieg, ich schließe Frieden,
„wie es mir gefällt; ich kann Gesetze geben und auf-
„heben, Minister und Generale ein- und absetzen,
„ich kann tödten und begnadigen — aber ich kann
„deiner Königin kein Kind machen. Und
„doch braucht der Staat einen Thronerben. Die
„Granden fordern, die Nazion wünscht Einen. Ich
„muß ihnen Einen liefern. Du weißt, daß meine
„Allmacht hier ein Ende hat. Aber wie oft täuschen
„wir Könige nicht die dummen, staunenden Men-
„schen? Ich will's versuchen, es auch in diesem Fall
„zu thun. Ueberdem bin ich's müde, das spöttische
„Maulspitzen, und Hohnlächeln, und Naserümpfen
„der Weiber am Hofe länger zu dulden, die ihre
„längstverwitterten Rosen von einer Königlichen
„Hand so gern zum zehntenmal gepflückt zu sehen
„wünschten. Du hast so viel mit mir getheilt, Don
„Pedro! wohlan! theile auch mein Königliches
„Bett! Genieße die Freuden, die mir das tükkische
„Schicksal versagt hat. Was du genießest, genieße
„ich gewissermaßen mit dir.

„Schon in manchen Fürsten Adern (wir wis-
„sen's) rollt' unfürstliches Blut. Wollte Gott, es
„wäre nicht unedler, als das Blut meines Don Pedro.

„Also Freund meines Herzens! die kommende „Nacht schläfst du bey der Königin, und giebst dem „Staate einen Thronerben, würdig deiner, würdig „deines Königs.

„Eins nur! Verrathe dich nicht! Kein Wort, kein „Seufzer entdekke die kühne Täuschung! Jede an„dre Ungelegenheit, die dir daraus entstehen könnte „— überlasse mir. Heinrich wird dich herauszuzie„hen wissen. Du weißest nun meinen Willen: mein „und dein Schicksal, das Schicksal meines ganzen „Königreichs steht in deiner Hand."

Erröthend, erstaunt, versteinert steht Don Pedro da, ohne Einen Laut zu antworten; alles, was er aus dem Munde des Königs hört, hält er bald für einen Traum, bald für Fallschlingen, die Heinrich, der vielleicht das Geheimniß seines Herzens errathen hätte, ihm legen wollte.

Der König scheint ihn zu durchschauen, und unterbricht das Stillschweigen des Ritters: „Don „Pedro! du hast mich verstanden! du kennst deinen „König!... dir, meinem einzigen Freunde, eine „Schlinge zu legen? der Thron von Spanien trug „schon manchen Böswicht, aber noch keinen treulo„sen Freund. Kein Wort mehr. Thue, was ich „dir aufgetragen. Jede Entschuldigung von deiner „Seite, — wäre Verrätherey."

Der Ritter schweigt noch immer. Heinrich's Bitten, Drohen, Schmeicheln überwältigen ihn endlich. Und wie konnte es anders seyn? Jung, Liebhaber, eitel und leichtgläubig, wie er war — wie hätte er nicht auf einer so süßen Leimstange, troz aller drohenden Gefahren, sizzen bleiben sollen? Der Gegenstand seiner Anbetung, den er einige Stunden vorher in zähneknirschender Verzweiflung in den Armen seines Königs auf immer hingeopfert, auf immer verloren glaubte, — wird ihm von seinem eigenen Besizzer in die Arme geliefert. Er sieht, fühlt, denkt nichts, als Henriettens Reize: alle seine Sinne taumeln in trunkener Entzückung, er verspricht alles zu thun, was der König verlangt.

Der König, die Königin ließen für diesen Tag alle Feten des Hofes abbestellen. Henriette kam nicht aus dem Schlafzimmer, wo ihr der König allein die Aufwartung machte, sich wegen der verflossenen Nacht durch seinen Kopfschmerz entschuldigte, und ihr unter glühenden Umarmungen die Freuden der folgenden Nacht weißsagen zu wollen schien.

Nur selten ward wohl ein Tag von drey Menschen unter so ganz entgegengesetzten Empfindungen hingebracht, als der nach der Brautnacht von Heinrich, von seiner Königlichen Braut, und von Don Pedro.

Der Abend kam endlich heran, und Hesper strahlte die glückliche Nacht herab.

Der König führt den Ritter selbst in's Königliche Brautgemach: und überläßt ihn — seinem Glücke. Er selbst geht hin, sich über den Verlust des schönsten Glücks in einer Dirne Freuden-leeren Arm zu trösten. Süß-schauernd hört die junge Königin das Rauschen eines männlichen Fußtritts: er kommt näher; nun ist er bei ihr; sie zittert, sie will sich zurückziehen, sie glaubt sich immer zu nahe; eine unwillkührliche Erinnerung an die Freuden, welche ihr einst in Portugal der junge Ritter gab, macht allen Ungestüm des weiblichen Gefühls in ihr rege: sie erschrickt vor sich selbst, und die Furcht, sich zu verrathen, vermehrt nur ihre Schüchternheit.

Aber so wie bisweilen ein wichtiges Treffen durch einen kleinen Zufall entschieden wird, indem eine einzige zufällig-losgebrannte Kanone den Anfang und Ausgang desselben entscheiden kann: so befreyte auch ein leiser, flüchtiger Anstoß, durch eine zufällige Wendung des Körpers, die jener Schreck erzeugte, den Ritter und die Königin von ihrer Verlegenheit. Denn auch ihm raubte Furcht der Entdekkung und das ungewöhnliche des Falles alle Kühnheit, womit Jugend und Liebe ihn ohne dies befeuert haben würde.

Der glückliche Anstoß ruft die geschwächten Kräfte zurück. Er wagt's — und Mund und Hand sind nicht länger unbeschäftigt. Henriette schwankt noch

immer: aber schon weniger furchtsam. Allein Vergnügen macht auch die Unschuld kühn. Wer widerstrebt, wenn er sich selbst nicht mehr angehört?

Don Pedro hat endlich alle Schranken zerbrochen: schon genießt er, und giebt zu genießen die süßen Vorspiele der Liebe, die den Liedhaber von dem Mann unterscheiden, und die Seelen der Glücklichen allmählich und allmählich zu dem höchsten Pathos des geheimnißvollen Drama's schwellen: jene süßen Tropfen, die den Rand des vollen Wonnebechers Amor's umträufeln, und die lechzende Zunge so wohllüstig kühlen,— um sie zu brennendem Durst zu entflammen. O Natur! du lehrst sie den Menschen selbst, wie den Säugling das Saugen. Du lehrst sie ihn, — um die kargen Augenblicke des flüchtigen Glücks zu fesseln, und den sich selbst zerstöhrenden Wonnegenuß mit lüsterner Langsamkeit zu verzögern.

Don Pedro folgte deinem Wink. Nur nach und nach, und durch die süßeste Abstufung, giebt er der Königlichen Braut der Freuden süßeste zu kosten, und jede neue weckt und schärft nur den Geschmack für die größeren. Aber die Nacht verflieht, . . . er verzögert nicht: er genießt, und giebt zu genießen, was kein Heinrich genießen und zu genießen geben kann.

Amor steht an der Seite des Bettes, und zählt mit holdem Siegesgelächel die schönen Tropheen des

Ritters ... er zählt und schaut, — und schaut und zählt, ... und verwirrt sich im Zählen; denn jeder neue Sieg spornt nur zu neuem Kampf; und jeder Kampf giebt neuen Sieg. Genus weckt Verlangen, Verlangen zeugt Genus.

In wonnetrunkener Entzükkung ruft unter halberstickten Seufzern die Glückliche: „Ach Prinz, Geliebtester der Sterblichen! wie grausam ... schmähte dich die Welt ... Ach!“ ... Neue Küsse, neue Freuden unterbrechen jedes Wort.

Amor triumphirt, und belächelt die thätige Antwort, mit welcher Herkules-Don Pedro die frohen Seufzer der Prinzessin erwiederte, — weil ihm verboten war, zu reden; aber wer so handelt, spricht mit mehr als Redner-Wohlklang und Ausdruck zu den Schönen.

Die Königliche Schöne schwebte in ununterbrochenem Entzükken von Freude zu Freude, von Wonne zu Wonne; alle ihre Sinne fesselt eine süßbetäubende Ohnmacht. Ein wohllüstiger Schlummer, dem sie der Ritter wiederholentlich entküßt, deckt ihre trunkenen Augenlieder, und mahnt den kühnen Kämpfer endlich, die Ueberwundene zu lassen. Doch er, Don Pedro, wacht für sie, und brennt zu neuem Kampf mit ungeschwächtem Muth, den er, so will es Amor nun, in leeren Tastungen verhaucht. Unterdes streut Aurora einen sanften Dämmerstrahl in

die Kammer der Wonne: und nun hängt sein wollusttrunkener Blick an jedem offenen und geheimern Reiz, den die Erinnerung des süßesten Genusses dem trunknen Auge nur noch verschönert. Mit kühner Hand schlägt er jede Hülle der schönsten Schläferin zurück, und röthet jeden entzükkendsten Fleck mit einem glühenden Kuß.

Aber der neidische Tag gießt in die Kammer der Liebe immer hellern und hellern Schimmer. Don Pedro nimmt's mit Zittern wahr, und flieht; kehrt noch einmal zur schönen Schlummernden zurück, und küßt und fühlt . . . und fühlt und küßt: flieht dann von neuem, und verwünscht die gezwungene Flucht, und findet den erquikkendsten Sommermorgen nicht so schön, als seine arbeitvolle Nacht.

Endlich bringt die Sonne auf ihrem strahlenden Wagen den vollen Tag daher, und verscheucht den Schlaf aus den Augen der schönen Schläferin. Göttter! wie schön ist ihr Erwachen! das wohllust-matte Auge wagt es kaum, den Strahl Aurorens anzuschauen; alles mahlt an ihr das Entzükken des vergangenen Genusses. Ihr erstes Gefühl ist Dankbarkeit. Die zwey schönsten vom Gott der Liebe selbst gerundeten Arme strekken sich mit lüsterner Sehnsucht unwillkührlich nach dem süßen Wonnegeber aus. Vergebens, er ist entflohn, und hat die

leere Stelle nur zurückgelassen, die sie mit tausend Küssen deckt.

Schon bangt sie sich, allein zu seyn, (wiewohl mit süßrer Bangigkeit, als in der ersten Nacht,) und seufzt für den geliebten Fernen.

Endlich ermannt sie sich: sie will aufstehn; und fällt auf das Lager zurück. Wir wissen schon, woher die süße Schwäche kömmt: sie ist nur ein Vergnügen mehr.

Seit zwei Stunden hatte Emma an der Thür ihrer Königin gelauscht. Sie sieht sie, sich dem Bett entheben, und eilt mit frohem Morgengruß zu ihr hinein; sie spricht noch, und mit überströmenden Worten kömmt der Vertrauten ihrer Geheimnisse Henriette entgegen. „Komm, Theure! Komm! „denn du bist's werth, meines Wonnegefühls Theil„nehmerin zu seyn. Ließ in diesen Augen — o deu„te — deute — ob das trügerische Gerücht uns nicht „alle getäuscht? . . . . . Nein, Emma! nein! In „meinem Heinrich gab mir Gott zu gleicher Zeit den „größten der Könige, und den Mann der Mä„ner. O diese einzige seelige Nacht hat mich für „tausend andre langweilig verbrachte oder bang-ver„träumte Nächte meines Lebens entschädiget. Welch „ein Unterschied zwischen gestern und heute! Sag', „theure Emma, bin ich noch die nämliche? Ein „Mädchen und eine Frau — unterscheiden sie sich

„nicht wie Wunsch und Genuß, wie Wort und
„That? Sag', Theure, sag', findest du mich heute
„nicht schöner, größer, Königlicher, als ich gestern
„war. Du weißest, Liebe! was ich, nach jenem bö-
„sen Gerücht, für Don Pedro bey mir beschloß. Du
„weißest! denn du selbst kamst mir, aus wahrer Theil-
„nehmung für mein Loos, mit deinem Rath auf
„halbem Weg' entgegen.

„Allein nach dieser Nacht, die mich eines ganz
„andern überführt, nehm' ich, (des sey du Zeugin
„mir,) den unüberlegten Entschluß zurück. Denn
„eben das, was jene tükkische Verläumdung wider-
„legt, ist mir zugleich der kräftigste Bewegungs-
„grund, die Treue, die ich meinem Heinrich schwur,
„nie — ewig nicht — zu brechen! Denn Liebe! wenn
„man reich ist, darf man betteln? Ja! ja! mein
„Heinrich ist der Liebe werth: Kein Ritter gleicht
„ihm in ganz Spanien — und keiner in ganz Por-
„gal. Ihm hat mich heilige Priesterhand auf im-
„mer angeknüpft; ihm bin ich ewig treu. Und
„Mädchen! alles wohlerwogen! ist nicht, wie mir
„der alte Pater Moralist oft einzuschärfen pflegte,
„die Leidenschaft ein Augenblick der Täuschung und
„der Trunkenheit, der, wenn er nun vorüber ist,
„nur Reue und Schmerz zurück läßt? gewissenhafte
„Anhänglichkeit an unsre Pflicht macht doch allein
„unser Glück. Heinrich wird, die verflossene Nacht

„hat es mich überzeugt, die Kette, die mich an ihn „schließt, mit holden Blumen mir verschönern, und „jeden Gedanken an fremde Fesseln mit jeder Nacht „mir aus der Seele scheuchen. Und dann, als Kö„nigin, muß ich ja meinem Hof und allen Unterthanen meines Reichs ein Muster jeder Tugend seyn.

Aber ein etwas ceremonieuseres Geschäft, als diese Herzenserleichterung, ruft Henrietten aus dem Königlichen Schlafgemach. Hundert geschwäzzige Hofleute warten ihrer in dem Vorzimmer, um ihr mit geläufiger Zunge schöne Lügen zu sagen. Sie verwünscht heimlich die lästige Etiquette; aber äußerlich fügt sie sich der Sitte des Hofs, legt die Maske an, und stellt sich vergnügt. Von hundert Zungen strömten nun auf Henrietten Lobsprüche, wie kalte Wassersuppe daher, und alle wetteiferten, für jeden ihrer größten und kleinsten Reize, von dem feurigen, geistvollen Auge an, bis zur Sommersprosse, von dem Ohrläppchen bis zum kleinen Zeh am Fuß, die überspannteste Hyperbole zu finden. Alle Gleichnisse, alle Allmanache, die seit zehn Jahren in Spanien und Portugal erschienen waren, wurden erschöpft; ja, einige der ältern Hofleute hatten sich sogar von dem Königlichen Hofpoeten aus den Griechischen und Römischen Dichtern ein Florilegium solcher Phrasen verfertigen und in's Spanische übersetzen lassen. Henriette hieß ihnen nichts anders,

als die hellstrahlende Aurora des spanischen Hofes, die immer-blühende Flora der Paphischen Gärten, die unvergleichbare Venus des liebeschmachtenden Europa's, die Göttin der Erde! Alle Schönheiten der Königin passirten gleichsam nach einem Verbal- und Reallexikon aller weiblichen Vollkommenheiten die Musterung.

Ueber ihren etwas trüben Blick wagte man nicht, sich laut zu erklären; so manche fein-grobe Anspielung man auch darüber auf der Zunge hatte; aber um so viel freyer lispelte man sich's ins Ohr, daß dieses Wölkchen über dem Blick wohl nicht die Ursache haben könne, die es nach der ersten Nacht bey den Bräuten zu haben pflege.

Halb wahr! halb falsch! wie Reden der Hofleute immer sind. Das Wölkchen hatte allerdings die gewöhnliche Ursache, aber einen ganz ungewöhnlichen Verursacher. Denn, wir wissen's schon, König Heinrich hatte wohl eben nicht viel dazu beygetragen.

Wie er da stand, Don Pedro, der süße Schuldige, blaß, beschämt, erstaunt, in sich selbst und in das Glück der Wonnenacht versenkt: das Uebermaaß des genossenen Glückes scheint ihn zu erdrücken.

Er nähert sich der Königin, scheuer, ehrfurchtsvoller, als alle andre Flatterlinge des Hofes, — er, der ihr nur noch vor einigen Stunden so nahe, so innigst, so andringlichst nahe war: — kaum wür-

digte sie ihn eines Blickes aus dem Auge, das er doch so hold lächeln gemacht.

„Wie er da steht, so dachte die Getäuschte bey „sich selbst, und ihr äußerliches Benehmen war der „treffendste Ausdruck des widrigen Gefühls, welches „Don Pedro's Anblick ihr erregte; — wie er da „steht, wie trüb, wie schlaff dieses Auge, wie un„stätt, wie verwirrt dieser Blick! wie hohl, wie ein„gefallen die Wange. . . . Und dies war der Mann, „dem ich huldigte, der mir auch nur einen Gedanken „an meinen Heinrich entwenden konnte? Er liebte „mich, ich ihn! Heilige Jungfrau, bewahre meine „Tugend vor jedem andern so gewiß, als vor die„sem abgezehrten Schwächling!" So sprach Hen„riette bey sich selbst, und wuste nicht, daß sie in der vergangenen Nacht den schönen Ritter in diesen Schwächling umgewandelt.

Endlich tritt, wie die Sonne aus dem Mantel der Nacht hervor, Heinrich vor die Königliche Schö„ne; sein Anblick zeigt's, daß er in der verflossenen Nacht keinen Riesen bekämpft und keinen Drachen erschlagen. Das Auge funkelt mit der gewöhnlichen frohen Flatterhaftigkeit, die Rosenfarbe der Wangen spielt nicht mit ungewisser Mannigfaltigkeit bald in's Blaue, bald in's Weiße: kein Zug der immer„frohen, immer„lächelnden Hofmiene ist auch nur im mindesten verwischt.

Don Pedro, der ihm zur Seite steht, sieht ihn an, wie der tapfere Krieger den Großsprecher, der seine Arbeiten, seine Gefahren schildert, denen er im Gedränge der Schlacht ausgesetzt gewesen, er, der die ganze Zeit des Gefechts hindurch hinter einem sichern Hügel wohlbedächtig sein Pferd zur Flucht sattelte.

Aber ganz anders erschien (wir rathen schon warum?) Heinrich in Henriettens Augen. Sie kann ihn nicht genug ansehen, nicht genug bewundern, den König der Männer, den Held der Helden, der nach so schwerer, so erschöpfender Arbeit mit diesem Blick, dieser Kraft einhertritt. Alle süßen Freuden der Wonnenacht traten ihr mit vollem Feuer vor das Auge, und stürzen sie unwillkührlich dem vermeinten Wonnegeber in die Arme, ihm, den sie bey'm Erwachen schon so sehnsuchtsvoll, — aber vergebens — suchte. Ja, sie schien in diesen Augenblicken zu vergessen, daß sie Königin war, und wurde vor den Augen des ceremonieusesten Hofes von Europa blos — ein liebendes Weib.

Alle Hofleute standen da, und staunten bey dem Anblick wie vor einem unerklärlichen Wunder: sie, die wohl wusten, daß ein kalter Ofen — das Blut nicht bis zur siedenden Wärme erhizzen kann; und einer flüsterte dem andern in's Ohr: Wenn unsre junge Königin mit ihrem Heinrich

rich zufrieden ist: dann sind ihre Ehestandserfordernungen freilich sehr mäßig, und man wird mit wenig Kosten ihr Liebhaber seyn können.

Aber wer unter allen empfand, was Don Pedro empfand? Er — der Urheber der Freuden der glücklichen Königin — wird von ihr selbst zurückgesetzt, verschmäht. Er hat gekämpft, und Heinrich trägt die Krone davon. — Die Freuden, die er in der Nacht gegeben, belohnt man ihm bey Tage mit Undank; und straft ihn — für genossenes Vergnügen.

Doch wer unter uns wollte nicht bey Tage dulden, um in der Nacht so vergnügt zu seyn.

Auch er genießt zwanzig Nächte nach einander in Henriettens Armen der höchsten Wonne der Liebe, und duldet willig bey Tage die verschmähende Sprödigkeit der Königlichen Schöne, in deren Schooß er unter den Schatten der Nacht jede holde Frucht der hingegebensten Mädchengefälligkeit genießt.

Doch ungeduldig, unter fremdem Namen und Rechten zu genießen, und ungekannt und ungenannt so viel zu empfangen und so viel zu geben, unterbricht Don Pedro in einer der folgenden Nächte das anbefohlne Stillschweigen, und entdeckt sich seiner hohen Gebieterin.

Urplözlich empört sich ihr Königliches Blut in jeder Ader: sie schilt den, den sie bis dahin mit jedem Namen der Zärtlichkeit genannt, einen Beleidiger

ihrer Majestät, einen Verbrecher der Rechte des Throns, und ruft blutige Rache über ihn und den König wegen des sträflichen Trugs.

Aber wohllüstige Küsse des Missethäters verschließen bald der schönen Flucherin den Mund: ihr edles, weichgeschaffnes Herz verzeiht dem wonnegebenden Verbrecher um so viel leichter, da seine Missethat doch nur im Wohlthun bestand, und Strafe für Wohlthun doch niemals Fürstensitte war. Noch in der nämlichen Nacht erlaubte sie dem sträflichen Verbrecher eine schöne Missethat nach der andern, und jede Wiederholung derselben söhnte sie mit ihm nur um so viel inniger aus.

Furchtsam zitternd, wie ein Räuber, dem eine glückliche Beute gelungen, hatte Don Pedro mit jedem andern Morgen sich dem Arme seiner Königlichen Gebieterin entwunden: heute verließ er sie zum erstenmal, wie der geliebte Jüngling sein liebendes Mädchen, das ihm Amors vollen Wonnegenus gewährt.

Hohes Triumfgefühl schwellt ihm die Brust: die matten Augen funkeln vor Wonne, dem erklärten Geliebten der schönsten Königin scheint selbst der Thron nicht mehr zu hoch. Wo ist der Sterbliche, der sich mit ihm vergleichen mag?

In diesem hohen Triumf des Glücks will er sich seiner ehemaligen stolzen Gebieterin zeigen, der sei

seinem Abschied noch kein Tag ohne Gram verfloß, daß sie, so meinte sie, durch ihre strenge Tugend, das Herz des schönsten Ritters in ganz Spanien verscherzt.

Er findet sie auf ihrem Sopha läßig hingestreckt. Der Gram hatte ihr blaues Auge nur noch sanfter, die blasse Wange nur noch lüsterner gemacht, und über ihr ganzes Wesen einen ganz besondern rührenden Schmelz ausgegossen. Indem sie den hereintretenden Ritter erblickt, fährt sie mit einem lauten Schrey vom Sofa auf. Der Schreck warf, ohne ihr Verschulden, den leichten Busenschleier etwas zurück, und zeigte dem lüsternen Auge zwey der schönsten Milchhügel, die sich jemals an einer Mädchen-Brust erhoben. Unter dem seidenen Gewande, welches bey dem plözlichen Sprunge vom Sopha an etwas hängen blieb, spielte, bis fast zum Kniegurt aufgedeckt, der niedlichste Fuß und eine vollstrebende Wade hervor.

Don Pedro, seit so mancher Zeit gewöhnt, die schönsten Augenblicke wahrzunehmen, stürzt sie mit Küssen auf das Sopha nieder, und nimmt im Taumel süßer Trunkenheit Isabellen für Henrietten. Und sie, die sprödeste der Schönen Spaniens, thut nur durch schwache Seufzer Widerstand.

Doch wer vermag das Staunen unsers Ritters auszudrücken. Dreymal versucht er, Amor's holde

Frucht zu brechen; und dreymal sinkt im Pflücken ihm die Hand ... Gesündheit, Kraft und selbst der Muth, war in dem Königlichen Schooß geblieben.

Beschämt, wie nach verlorner Schlacht der Held, entreißt er sich dem dichtumschlungenen Arm des grausam getäuschten Mädchens, die, ach! zu spät, nun lernt, daß man alles verliert, wenn man zu lange wartet.

Wann, o Amor, rächtest du deinen übermüthigen Frevler mit mehr Schmach?

Aber eine noch weit größere Strafe steht Don Pedro bevor. Henriette begegnet ihrem Königlichen Gemahl nicht mehr mit jener hinschmelzenden Zärtlichkeit, mit jener allhingebenden Innigkeit, die ihn bis dahin an ihr entzückt, und vielleicht gerade um so viel mehr entzückt hatte, je weniger er sie verdiente. Er merkt es nur zu bald, so behutsam es auch die junge Königin zu verhelen glaubte: ihre Küsse, ihre Umarmungen waren nicht weniger häufig, als sonst: aber Blick, Kuß, Umarmung hatten nicht mehr jenes Feuer, welches ihnen nur die lebendige Erinnerung genossener Wonne einzuprägen vermag.

Heinrich sinnt nicht lange der Ursache dieser Kälte nach. Ich bin verrathen, spricht er zu sich selbst, und entirscht unversöhnliche Rache dem Ritter.

Den Tag darauf wird Don Pedro gefänglich eingezogen: der Großinquisitor erscheint mit den Häschern des heiligen Gerichts in seiner Wohnung, und findet mit den bestochenen Notaren unter den Büchern und Papieren des Ritters, was sie finden wollen, und auf Königlichen Befehl finden sollen, hier kezzerische Bücher, dort landesverrätherische Schriften: und doch bestand die Kezzerey des Ritters in nichts anderm, als daß er die allein-seligmachende Mutterkirche mit manchem kleinen Buben und manchem kleinen Mädchen im Stillen vermehrt, und seine Landesverrätherey darin, daß er der Königin im Bett, nach aller Wahrheit, sich als ihren Wonnegeber genannt.

Schon war der Tag des fürchterlichen Auto dafe' bestimmt, wo der schönste Ritter Spaniens, der Stellvertreter des Königlichen Ehegemahls, der Geliebte der schönsten Prinzessin, der glücklichste Serbliche, — bloß, weil er so glücklich war, — verbrannt werden sollte.

Aber Liebe machte sein Unglück: Liebe rettet ihn auch. Und nun sage man noch, daß sie nichts als Böses schafft! die Königin hört unter Todesängsten das schreckliche Schicksal des geliebten Ritters: und einige tausend Pistolen, die sie spendet, sprengen die Gefängnißthüre, zerschlagen die Fesseln des Unglücklichen.

Noch einmal spricht er sie; und stirbt in ihren Armen einen süßern Tod, als den das Auto dafe' für ihn und bestimmte. Dann lebt er wieder auf, flieht auf ewig Spanien.

Henriette hatte in Don Pedro's Armen zu seelige Nächte hingebracht, als daß sie jemals nach seiner Entfernung auf glückliche Tage hätte rechnen können.

Nettchen's Robinsonade.

Jedes Töpfchen findt sein Dekkelchen; Blüthen werden Früchte, Lämmer werden Schäfchen, Mädchen werden Frauen. Harret, schöne Kinder, harret nur ein wenig, so wie Nettchen harrte.

Nettchen zählte an den schönen zarten Fingerchen schon das zweymal achte Jahr, ein Alter, wo die Mädchen fragen, warum sie nicht, wie Mama und Papa, mit einem Manne zu Bette gehn.

Ob sie schön war? fragt mich nicht, kleine, holde Leserinnen. Denn ich weiß gewiß, wenn ich sie euch schilderte, würdet ihr zu oft das eitle Köpfchen nach dem Spiegel drehn, um zu sehen, ob ihr auch so helle Sternchen von Augen, so frische Rosen von Wangen, so ein niedlich-gerundetes Kinnchen, zu einer so schlanken Birken-Taille hättet, als Nettchen Amor selbst verliehen.

Aber der Spiegel ist ein großer Mädchenverführer: denn er sagt ihnen nichts als schöne Sachen, die

ihr eitles Herzchen bethören. Darum will ich euch nur sagen: Nettchen war schön! schön war Nettchen, schön genug, um tausend Liebhaber zu verdienen. Und doch — ließ lange, lange — keiner — kein Einziger — sich sehn. Wie der Gärtner die schönste Blume, den Stolz des Beets, mit stechendem Dornengehege verwahrt, und Häschen und Reh, die niblenden Räuber, fern, fern davon zurückescheucht: also bewachten Papa und Mama ihr liebstes, einziges Töchterchen vor jenen männlichen Hummeln, die oft in einem glücklichen Stündchen den süßen Mädchenhonig verschwelgen. Tag und Nacht ließen sie kein Auge von Nettchen. Sie schlief mit ihnen in Einer Kammer; sie aß mit ihnen von einem Teller; sie ging nie in die Kirche, nicht über die Straße, als dem Vater oder der Mutter zur Seite. Denn immer fürchteten sie, ein süßeinschmeichelnder Junge könnte Nettchen's Herz bestrikken, und sie über die Wiege hin in's Brautbett führen, wie sie selbst vor siebzehn Jahren in's Ehebett gestiegen waren, wo — zum Spaaß der frohen Hochzeitgäste am Hochzeittage — klein Nettchen ganz unschuldig sagte: Papachen! wenn du heut' in's Brautbett steigst, dann wirst du dich an meiner Wiege stoßen.

Der Apfel, sagte meine Großmama, fällt nicht weit vom Stamm.

Auch Nettchen artete in jenem süßen Fehler, troz aller Argus-Wachsamkeit, dem Elternpärchen nach.

Zu bald nur schlug das Herzchen nach einem lieben Mann. Wenn sie an der Seite ihrer frommen Mutter züchtig über die Straße dahertrippelte, und ein schöner Bube warf ihr lächelnd einen Seitenblick; dann sahe sie zwar stark abseiten: aber wenn er vorüber war, dann hing ihr funkelndes Aeuglein an ihm, bis zum Ende der Straße hinab. Wenn sie in der Kirche saß, und den ehrwürdigen Pater anstarrte; dann verhörte sie über den oder den hübschen Jungen, der nicht unabsichtlich ihr gegenüber saß, den ersten oder den zweyten Theil der Predigt, bisweilen auch beyde; und in der Prüfung, welche die fromme Mutter gewöhnlich des Abends mit ihr wegen der gehörten Predigt anstellte, bestand sie oft sehr schlecht, und hätte ihr bisweilen besser sagen können, wie schön den lieben Jungen gegenüber sein neuer Rock kleidete, wie während der Predigt ihr Auge dem seinigen begegnet, wie fein er ihr zugelächelt, als — in wie viel Nebenabtheilungen der ehrwürdige Pater sein Thema zerstükkelt, welche Gattung von Sündern er im ersten, und welche Gattung er im zweiten apostrophirt, u. s. f.

Aber nie dachte sie einen ihrer Lieblingsgedanken so lebhaft, als wenn sie vor dem Spiegel stand, und sich zu einem Sonntag oder Feyertag putzte. Da

pflegte sie dann den schönsten Lilienarm auf das kleine Tischchen zu stützen, und unter stillen Seufzern also zu sich selbst zu sprechen: „Für wen dies alles? wie „lange soll dann mein Vogel, mein Käzchen und „mein Hündchen meine einzige Gesellschaft ausma„chen? Jeder Blick auf einen hübschen Mann ist „eine Todsünde. Ich blühe hier in meinem Käm„merchen wie ein einsamer Blumenstock, und kein „freundliches Auge sieht nach mir, keine schöne Hand „pflücket mich. Was hilft's, schön zu seyn, wenn „mein Spiegel allein mir sagt, daß ich's bin.

„O wär' ich doch bald Frau! da stände dann mein „Lieber neben mir, und fragte mich: Was willst du! „Liebchen? und küßte mich, und herzte mich — und „wenn ich's ihm gesagt, dann ging' er hin, und „brächte mir, was ich verlangte. Des Morgens „weckt' er küssend mich aus dem süßen Schlaf: „des Abends kleidete er mich aus — und ging' mit „mir zu Bette, und drückte mich an seine Brust; und „ich, ich schlief in seinem Arm.

„O heilige Jungfrau, gieb mir bald, recht bald „doch einen Mann!"

So seufzte Nettchen; und drey Tage drauf ward ihr Flehen erhört.

Denn als sie an einem schönen Sommerabend, nicht fern vom Ufer des Meers, mit ihrer frommen Mutter spazirt, und mit dem hellen Augenpaar nach

einem fernhersegelnden Schiff hinstarrt, springt urplözlich ein wilder Korsar, der lang' schon hinter'm Busch nach ihr gespäht, von hinten zu, umschlingt sie mit unwiderstehlichem Arm, und trägt sie in den Nachen, der nicht fern von da bereit liegt, und steurt mit ihr dem Schiffe zu, das sie mit ihren Augen erst selbst einholen zu wollen schien. Vergebens sinkt das erschrockene Mädchen aus einer Ohnmacht in die andre; vergebens ruft und weint und fleht die fromme Mutter von dem Ufer her. Der räuberische Habicht seegelt zwischen Luft und Meer mit dem erhaschten Täubchen dahin, und achtet nicht des mütterlichen Weh und Ach!

Die Segel schwellen, — das Schiff fliegt, — und Nettchen erwacht aus ihrer tiefen Ohnmacht nicht eher, als in den Armen des türkischen Matrosen, der sie aus dem Schiffe an's Land hinüberträgt. Sogleich erscheint ein schöner junger Türk, und erhandelt sie von dem Räuber um fünfhundert Beutel.

Welcher Trost für Nettchen in ihrem harten Unglük! Ein schöner Jüngling von schlankem Wuchs, schwarzem Bart, und feuervollem Auge, blühende Gesundheit auf dem Gesicht, und Reichthum und Ueberfluß in allem, was ihn umgiebt, winkt ihr freundlich-schmeichelnd, ihm zu folgen. Beynahe sah' sie ihn lieber, als ihrer frommen Mutter runzlichtes Ermahnungsgesicht.

Der hübsche Junge schloß sie unter'n Arm, ung ging mit ihr, auf seine Beute stolz, in den Straßen von Tunis stattlich einher, und alle Schwarzen und Weißen der Stadt beneideten ihm den glücklichen Kauf. Auch ich beneid' ihn fast, und wer, der schöne Mädchen liebt, wünscht nicht an seiner Stelle zu seyn.

Neun und zwanzig holde Kinder schmückten sich täglich im Harem für den Glücklichen, und warteten nur auf seinen Wink, ihm die süßen Freuden der Liebe zu geben, ihm fehlte zur vollen Zahl (wer liebt nicht hier die volle Zahl?) nur eine einzige, und Nettchen war die Dreißigste.

Wer würde nicht um diesen Preis ein Muselmann, wenn Mahomet nur allen seinen Verehrern so reichlich lohnete, und, wie Propheten immer pflegen, die schönen Mädchen ihnen nicht erst im Himmel verhieße.

Mit verschämtem, niedergeschlagenem Auge ging Nettchen dem reichen Turban zur Seite, und schien nicht selten furchtsam seitab zu blicken, ob auch die strenge Mutter sie sähe. Doch bald erinnerte sie sich, wie fern sie von der Mutter war, und freute sich, doch einmal frey zu seyn, und ungewarnt und ungestraft einen Mann anzublicken.

Sie langte endlich in der Wohnung ihres Herrn an, die mehr einem Pallast, als einem Hause glich,

und eher gemacht schien, eine Prinzessin, als Maseniello's Nettchen zu beherbergen.

Hier lacht ihr alles entgegen: zehn Sklaven fliegen sogleich zu ihren Diensten herbei, und flehen sie um Befehle, ihr aufzuwarten.

Den ganzen Tag bringt sie mit Planen über ihr künftiges Glück hin; sie wählt sich aus dem reichsten Kaufmannsladen die schönsten Kleider; sie schmückt ihr Haar mit den kostbarsten Juwelen; sie läßt sich heute so und morgen anders ankleiden; sie geht, von ihrem schönen Mann geführt, jede volkreichste Straße auf und nieder, und macht alle Männer in sich verliebt, alle Weiber neidisch auf ihre Schönheit.

So hoch glänzt Nettchen: eins nur dauert ihr, daß so manches stolze Mädchen ihrer kleinen Vaterstadt, von welchem sie wegen eines Röckchens von feinerm Tuch, in welches diese gekleidet war, verachtet ward, sie nun in der Pracht ihres neuen Anzugs nicht würde sehen und beneiden können.

Unterdes kam der Abend heran, und ein Neger führte sie in das Zimmer, wo die andern neun und zwanzig Schönen, im vollen Schmuck, schon saßen, und der Ankunft ihres Herrn entgegen harreten.

Alle waren schön, wie Nettchen, und jede werth, wie sie, keine Nebenbuhlerin zu haben.

Nettchen, die sich den ganzen Tag als die Prinzessin des Pallastes und die Alleinherrscherin des Her-

zens des schönen Türken geträumt hatte, ward abwechselnd blaß und roth, roth und blaß, als sie die neun und zwanzig Nebensonnen erblickte, und setzte sich beschämt mit einem halb-zurückgehaltenen Thränchen in ihrer Mitte nieder.

Endlich kam der Glückliche!

Mit eben dem Auge, womit der Geizige den aufgeschlossenen Kasten erblickt, in welchem er seinen Schatz aufbewahrt, sieht Osman die schönste Blumenflur von Mädchen an. Gravitätisch und gedankenvoll, wie ein Rathsherr des alten Rom's, spazirt er in dem Harem auf und nieder, hebt hier ein weiches Kinn in die Höhe, entschleyert dort einen strebenden Busen; prüft jezt das volle Rosenknöpfchen drauf, und tastet jezt den sanftgeschwollenen Hügel rings umher. So geht er von einer Schöne zur andern, die beiden Reihen hinunter: und jede wirft ihr bestes Rezchen aus, das lüsterne Fischchen diesen Abend in ihr Bett zu ziehn. Diese zeigt in einem holden Lächeln die glänzendste Perlenreihe von Zähnen: jene spielt einen der niedlichsten Füße unter dem reizendsten Negligee hervor. Diese knüpft eine sehr festsizzende Schleife am Busentuch an, um — den lüsternsten Pflaumenarm zu zeigen; jene dehnt sich weit nach vorne; um — nichts zu sehen: denn so fällt dem Osman der schöne Elfenbein des schlanksten Halses in das Auge.

Der glückliche Wähler steht eine Zeitlang unentschlossen. Jetzo reizt ihn die volle Wohllüstige, jetzo die glückliche, schmachtende Schlanke, jezt die Lebhaftigkeit der Feurigen, jetzt die stille Sanftheit der Zärtlichen.

Endlich wirft er Einer die Fahne des Amor, das Schnupftuch, zu; und läßt die andern für morgen, wenn ein neuer Appetit die erschlaften Sinne reizen wird. Und unter diesen war auch leider Nettchen.

Zerrissen sind nun alle Plane, gescheitert das ganze Glück der kleinen Stolzen! „Wie? war er „dies, der holde Schmeichler, der heute mir so süß „gelächelt? und mit dieser gleichgültigen Miene „konnt' er mich vorübergehn? Nichts, nichts schien „an Nettchen ihn zu reizen? Ach! unseliges Geschick, „bin ich nicht hier unglücklicher, als ich in meiner „Mutter Stübchen war, wo doch so manches hübschen Jüngchens holder Blick mir durch die trüben „Fenster lächelte, indeß ich meiner strengen Mutter „gegenüber, mich meiner Schönheit heimlich freute, „und starrer nur auf meinen Nähpult sah.

„Doch stille, liebes Herzchen! einen großen „Wunsch hat dir der Himmel ja gewährt. — Die „Mutter warnt, ermahnt und droht nicht mehr... „vielleicht folgt bald das andre auch. Mein Osmann „wollte heute mich vielleicht aus bloßer Zärtlichkeit „verschonen, indem er mich zu matt von meiner Reise

„wähnte. Denn morgen wählt er mich gewiß, ur „drückt mich an sein sanftes Herz.“

So schmeichelte sich Nettchen, und die süße Hoffnung schläfert die gekränkte Eitelkeit ein.

Osmann kömmt am zweyten Abend, und nie wa Nettchen, nie — so reizend, als heute, wo sie sich zum Brautbett angeschmückt.

Sein lüsternes Auge flatterte von neuem die schöne Reihe hinunter; und Nettchen scheint, leise hervortretend, ihm zu sagen: Hier bin ich!

Aber vergebens. Der Lüstling achtet's nicht, und pflückt auch für die nächste Nacht eine andre Rose, als die ihm in Nettchens Schooß blüht.

Zwey, drey Abende gehen vorüber — Nettchen hoffet stets vergebens — der zwanzigste kömmt, und Osmann führt eine andre heim.

Nun kann sie sich nicht länger halten. Und also ergießt sich ihr Unwille. „Ha! wie tükkisch hast du „mich getäuscht, o Schicksal! dies ist der Ort, wo „ich zu herrschen, wo ich geliebt zu werden hoffte? „Lieber wollte ich in dem kleinen Winkel meines müt„terlichen Stübchens unbekannt und ungenannt mein „Leben verathmen, als hier mich verachtet sehen. „Hat er mich auch nur eines einzigen liebevollen „Blicks gewürdigt? Ha! der Tyrann! mit wie all„verachtender, allverschmähender Miene tritt er in „die Kammer der Liebe, wo das schmachtende Mäd-

„chen

„chen seiner harret. Vergebens schmückt sie sich mit „jedem gefälligsten Reiz; er geht vor ihr vorüber, „wie vor einer Waare, die er in seinem Hausrath „nicht braucht. Und jener Blick, mit welchem er der „Heut-beliebten winkt, wie tödtend ist er für „ein Mädchenherz! Und wenn die Feile dann den „Nichtbegünstigten Hohn lächelt, wer hat ein Herz, „und fühlt es nicht zerrissen!"

„O Männergeschlecht! bis dahin konntet ihr uns „erniedrigen! ... Uns wie Waare zu feilschen, zu „wählen, zu kaufen! O Männergeschlecht!"

„Aber mag Osmann die erkauften Sklaven sei„ner Wohllust zu tausenden vermehren; mögen sie „sich des zugeworfenen Schnupftuchs wegen (des Wür„gegurts der Liebe) einander beneiden, spötteln, be„hohnlächeln! mögen sie sich ganze Monate hindurch „schmükken, um eine Nacht — seinen Lüsten zu fröh„nen! Nettchen soll sie rächen, die Ehre ihres Ge„schlechts. Ich will mich dieser allerniedrigenden „Sklaverey entreißen! ich will diesen abscheulichen „Ort fliehen, wo die Schönheit keine Reize, und die „Liebe keine Rechte hat. Ich will in irgend einem „Winkel der Erde eine Stadt, ein Dorf aufsuchen, „wo man Liebe mit Liebe kauft, und Herz gegen Herz „austauscht, wo die Liebhaber nicht Lüstlinge und nicht „Tyrannen sind. Ja! einen solchen Winkel der „Erde will ich aufsuchen; und lieber in einer Stroh-

„hütte hoffnungslos lieben, als in diesem Pallast so „geliebt werden.“

So schwur Nettchen, und sie hätte ihren Schwur gleich wahr machen, hätte noch diese Nacht entfliehen können. Aber Eitelkeit und Mädchenstolz besiegten noch eine Zeitlang ihren Entschluß. Sie zögerte noch eine ganze Woche hindurch; sie wollte nur erprüfen, ob es möglich sey, daß Osmann aller ihrer Reize gar nicht achte?

Sie fand es leider nur zu möglich.

Denn selbst, nachdem sie zu der ersten Woche noch eine zugelegt, flog ihr noch das Schnupftuch stets vorüber. Und jede der Gewählten war doch stets so gewiß die Häßlichste der übrigen, als Nettchen die Königin der ganzen Schaar; (so glaubte wenigstens das eitle Mädchen.) Voll unversöhnlichen Zorns über Osmann's grundausverderbten Geschmack vollzieht sie plözlich den heroischen Entschluß. Denn so groß auch Nettchen dachte, und so unversöhnlich ihr Zorn war, so würde doch eine einzige Nacht in Osmann's Armen ihren Heroismus sehr leicht erschlaffen können, und sie auf immer mit ihm ausgesöhnt haben.

Nachdem sie einige Juvelen und einen kleinen Mundvorrath eingepackt, steigt sie bei Nacht und Nebel über die niedrige Gartenmauer, wo schon eine gedungene Sclavin mit einem Schifferboote ihrer

harret. Sie setzt sich hinein, und überläßt sich dem Winde. Ein Tag vergeht, und noch ein Tag — und einer noch; — schon ist der kleine Mundvorrath aufgezehrt; — endlich lohnt der Himmel ihre Tugend: sie erblickt Land.

Und welches? fragen hier die Leser. Man findet's zwar auf unsern meisten Charten nicht: auch nennt es kein Reisebeschreiber zu Wasser oder zu Lande, und einige hartnäkkige Zweifler könnten daraus sehr leicht den Schluß ziehen, daß es gar nicht existirte. Aber ich will meinen Lesern, statt aller Gründe, nur dies zu bemerken geben, daß Nettchen vier Tage nach ihrer Abfahrt von Tunis daselbst gelandet. Würde sie aber wohl haben landen können, wenn der Ort nicht existirte?

Nachdem ich die Zweifelnden unter meinen Lesern selbst über solche Geringfügigkeiten meiner Erzählung gewissenhaft zu beruhigen gesucht, so fahre ich nunmehr fort in der Geschichte von Nettchens Abentheuern.

Das Ländchen, welches die heroische Flüchtlingin aufnahm, war eine kleine Insel auf dem Mittelländischen Meere, ungefähr zwei Quadratmeilen im Umfange. Ein schiffbrüchiger Corsar hatte sich vor etwa zweyhundert Jahren mit einem geraubten Christenmädchen hieher gerettet, und den wüsten, aber sehr fruchtbaren Boden angebaut. Da in jenen Zei-

ten die Schiffahrt noch sehr eingeschränkt war, indem die Schiffenden wegen des noch nicht erfundenen Kompasses sich immer in der Nähe der Küsten zu halten suchen mußten; so waren die Kinder, welche der Korsar mit der Christin erzeugte, genöthiget, gerade so, wie die ersten Menschen, ihre Ehen zu schließen; Brüder und Schwestern musten sich einander heirathen. Unterdes nahm in einem fruchtbaren Ländchen, welches die Natur gleichsam wegen seiner Absonderung von den übrigen lastervollen Erdflekken so innig zu lieben schien, und es mit einem, fast alle dreyhundert fünf und sechzig Tage des Jahrs durchdauernden Frühling umschmeichelte, die Bevölkerung ansehnlich zu, so, daß sich auf dieser Insel endlich ein kleines Völkchen anbaute, welches, unbekannt und unbefleckt mit den gewöhnlichen Lastern der andern vier Welttheile keine Tugend kannte, als Arbeitsamkeit, kein Uebel, als das Ausbleiben des Früh- oder Spatregens, und kein Vergnügen, als die Liebe.

Aber eben dies Letztere hatte ihnen kurz vorher, ehe unsre Heldin auf der Insel landete, ein grausamer Zufall geraubt.

Ein Französisches Kauffahrtheyschiff ward durch den bösen Genius der Insel hieher verschlagen, und die Schiffer und Reisende, welche sich darauf befanden, hundert funfzig an der Zahl, das heißt: zehn Mann mehr als Weiber auf der ganzen Insel wa-

ren, hatten den langen Mädchen- und Weiberhunger, von welchem sie eine Reise von beinahe zweytausend Seemeilen hindurch geplagt worden, auf einmal stillen wollen, und alle Weiber des Ländchens beschlafen, die ihnen auch von ihren Männern, welche durch den Anblick der Gewehre und Waffen, deren Gebrauch ihnen unbekannt war, geschreckt und betäubt waren, ruhig überlassen worden. Zwey ganze Wochen verweilten sie auf der Insel, und während dieser Zeit durfte es kein Einwohner wagen, auf seine Frau rechtliche Eheansprüche zu machen.

Aber leider! schon am zwölften Tage der Anwesenheit der barbarischen Fremdlinge zeigten sich an den armen mißgehandelten Weibern die Spuren einer häßlichen, alles rings um sich her verpestenden, unheilbaren Krankheit, welche auch endlich die unglücklichen Schlachtopfer alle dahin raffte.

Zwar ermannten sich endlich die Insulaner, und schlugen die frechen Entweiher alles Völkerrechts mit ihren eigenen Waffen tod. Aber ihrer Weiber und Töchter, der einzigen Freude ihres Lebens, waren sie auf immer beraubt.

Seit drey Monaten schien das glückliche Ländchen ein großer Kirchhof zu seyn, wo jeder Ehemann über dem Grabe seines Weibes, jeder Jungling über dem Grabe seines Mädchens, jeder Vater über dem

Grabe seiner Tochter weinte, und Tag und Nacht mit Klagen hinbrachte.

Und gerade um diese Zeit ward Nettchen durch den glücklichsten Zufall auf die Insel verschlagen.

Denkt euch, welche Aufnahme das erste schöne Mädchen, welches die hoffnungslosen Männer erblickten, bey ihnen finden muste.

Wie einer erscheinenden Göttin stürzten sie ihr entgegen, und übertrugen ihr die unbeschränkteste Herrschaft über die ganze Insel und über sie selbst.

Mit Blumen gekränzt, und mit allen den Zierathen geschmückt, welche die eingeschränkte Puzsucht der armen Einwohner nur immer herbeizubringen vermochte, wird sie in den schönsten Pallast der ganzen Insel, in die grünste Hüttenlaube, hineingeführt, und diese ihr für immer zu ihrer Königlichen Wohnung eingeräumt. Aber nun höret die groſse Konstitutionsakte dieser neuen Regierung:

Die Königin soll sich innerhalb acht Tagen Einen von den Einwohnern des Landes, wer ihr unter uns allen das Glück hat zu gefallen, zu ihrem Gemahl erkiesen. Im Fall sie Mutter wird, soll sie des Jahrs nur einmal den Mann wechseln; im entgegensetzten Fall aber viermal. Was sie übrigens in dieser Rücksicht für sich im stillen thut, bleibt ihrer eigenen Wahl überlassen: wenn gleich die männlichen Einwohner der Insel unmaßgeblich wünschen,

daß die Königin hierbey auf ihr allerseitiges, größtmöglichstes Vergnügen Rücksicht zu nehmen belieben mögte.

Diese Konstitutionsakte war, wie wir sehen, der Form nach so gefällig, so höflich und galant abgefaßt, daß man beynahe weniger die eingesetzte Königin als die gefundene Geliebte darin erkannte. Und ihr Inhalt — ist so angenehm, daß alle Damen wünschen würden, die Trauformulare der christlichen Kirche enthielten nichts anders. Ob ich gleich als ein frommer Christ hier nicht erörtern mag, wie manche Ehehälfte nach einem solchen Trauformulare lebt. Denn schon die Herren Rechtsgelehrten reden von gewissen Gesetzen, die die Menschen *tacito quodam consensu*, zu teutsch, durch eine stillschweigende Bewilligung, unter sich eingeführt. Und ob ich gleich noch in keinem Codex von Ehepakten mit den Privilegien unserer Constitutionsakte, gelesen; so scheinen sie doch, nach dem, was man täglich sieht, nur zu wirklich zu existiren; und ich zweifle nicht, daß dieselben nicht in *optima forma* in eins der neuesten Gesetzbücher aufgenommen werden sollten. Die Ehe zur linken Hand, welche das neue Preußische Gesetzbuch den Unterthanen Friedrich Wilhelms des Vielgeliebten verstattet, scheint für die Herren Geistlichen in den preußischen Staaten ein großer Wink zu seyn, ehestens ein Trauformular in oberwähnter Form zu verfertigen.

Aber welch' eine glückliche Veränderung für Nettchen! Wie nah' ist oft dem höchsten Unglück das höchste Glück! Nettchen, die, so lange sie unter der Aufsicht ihrer Eltern stand, keinen hübschen Jungen ansehen durfte, Nettchen, die, als sie nach langem Schmachten aus der Sklaverey der mütterlichen Obhut erlöst, endlich die Alleinherrscherin eines männlichen Herzens zu seyn glaubte, nichts mehr, als neun und zwanzig Nebenbuhlerinnen fand, und, nach einem manche Monden-langen Aufenthalt im Harem zu Tunis dennoch das Schnupftuch immer vor sich hatte vorüberfliegen sehen müssen — eben dieses Nettchen hat jezt als die Alleinherrscherin eines ganzen Ländchens die konstitutionsmäßige Freiheit, sich ein Harem von Liebhabern zu bilden.

Was kann sie mehr wünschen? Sie hat die Wahl unter den schönsten Männern und Jünglingen der ganzen Insel: ein Wink — und der schlankeste Junge, der kraftvollste Mann — ist in ihrem Bett, (das sie nun wohl wird etwas größer machen lassen müssen, als es in dem Stübchen ihrer Mutter war.) Heute liegt sie in dem Armen eines Ganymedes, morgen in denen eines Herkules; die Mittagsruhe hält sie mit einem Bacchus, die Dämmerung bringt sie auf dem Schooß eines Apollo's hin, — und die Nacht an der Seite eines ungeschwächten Herkules. Ein Blick, ein Lächeln, —

und die Herzen fliegen ihr entgegen. Welch ein seeliges Mädchenloos! Gewiß! existirte diese Insel noch, unsre schönsten und keuschesten Damen würden sich in größerer Menge dahin einschiffen, als die Engländer, (verzeih' mir holdes Geschlecht die zufällige Vergleichung,) aus ihrer diebes-reichen Insel Räuber und Missethäter nach Botanybay transportiren.

Da aber leider Nettchens Insel, wie viele andre, in einem Erdbeben untergegangen, und dies Weiberparadies also mit dem Paradies unserer ersten Eltern, nach der Meinung großer Gottesgelehrten, Ein Schicksal gehabt: so findet freilich der allgewünschte Transport, bey welchem ich mich selbst herzlich gern zum Schiffskapitain angeboten, und gewiß vergnügtere Tage und Nächte hingebracht haben würde, als der große Cook bey seiner berühmten Weltumseglung, nunmehr leider nicht statt.

Wiewohl ich nicht in Abrede bin, daß das Sopha oder Schlafzimmer mancher Dame eine treue Kopie jener Insel, die nicht mehr ist, seyn mag: ja einige der neuen Statistiker wollen sogar behaupten, daß, im Durchschnitt genommen, wenigstens der neunte Theil von dem kultivirten Europa auf eben die Art bevölkert werde, wie diese Insel, auf welcher die obige Konstitutionsakte für Nettchen eingeführt war, durch die neue Königin bevölkert wor-

den seyn würde. Eine Beobachtung, die ich selbst durch die Etymologie der deutschen Sprache begründet finde. Denn wir Deutschen nennen ja eine Frau eine Ehehälfte, und zeigen damit, (dünkt mich) sehr deutlich an, daß ein Mann von seiner Frau immer nur die Hälfte als rechtmäßiger Eigenthümer, z. B. den bessern Theil, den Geist, besitze, die andere Hälfte aber, den Körper, mit mehrern gemeinschaftlich theile. Wie denn auch wirklich so mancher brave Eheherr an seinen Kindern, die er zu nicht geringer Zufriedenheit seines Herzens, für Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein hält, nichts mehr und nichts weniger als solche kleine Insulaner ernährt.

Aber wir kehren auf unsre Insel zurück, und sehen, welchen ihrer Unterthanen die neue Königin am ersten beglücken wird.

An dem feierlichen Tage ihrer Krönung fuhr sie auf einem mit Rosen, Jasmin und jeder schönsten und lieblich duftensten Blumenart geschmückten Wagen, durch die Straßen dahin: stolz und triumphirend, wie vielleicht keiner der alten Triumphatoren des alten Roms.

Aber nichts würde vielleicht unsern Mädchen und Weibern, die von ihrer Gestalt und einem gewissen Bedürfniß des männlichen Geschlechts schon so viel Vortheile zu ziehen wissen, einen stol-

zern Anblick gewährt haben, als die mannigfaltige Arten, womit sich an diesem Tage der Huldigung, die männlichen Einwohner der Insel ihrer neuen Königin zu empfehlen, und nur den Schatten eines holden Lächelns, oder einen gnädigen Blick auf sich zu locken suchten. Die Liebe äußerte heute auf dieser Insel ihre gewöhnliche Wirkung, nach welcher sie die Dummen klug, und die Klugen dumm zu machen pflegt, auf eine sehr auffallende Art. Graubärte tanzten und hüpften, wie Jünglinge, Männer liebäugelten, seufzten, schmachteten, wie unbärtige Siegwarte von vierzehn Jahren; Leute, die sonst kaum ihre Finger an der Hand zählen zu können geschienen, zeigten sich heute als die erfahrensten, eingeübtesten Pariser-Elegans.

Hügel und Flur der blumen-reichen Insel ward geplündert, um Kränze und Kronen und Sträußer von Blumen zu winden, womit ein jeder Haupt, Brust und Busen schmückte. Alle Pfauen und Calkutesche Hähne waren heute ohne Federn: denn diese weheten jezt auf den Köpfen der verliebten Einwohner. Jeder bunte Lappen von einem Matrosenwams (denn die Erschlagenen plünderte man, um sich zu schmücken) prangte an der Hüfte oder auf den Lenden eines solchen Liebhabers.

Hier stellten sich ein paar der schlankesten Kerle der Insel nicht weit von dem Triumpfwagen der

Königin, und zeigten zwey hochgewachsene fleischigte Schenkel; dort blinkten und winkten ein paar hellfunkelnde, schwarze Augen; hier schlugen einige mannigfaltig-verschlungene Burzelbäume; dort machten andre himmel-hohe Luftsprünge; — beyde ließen bey ihrer Geschicklichkeit diejenigen Theile sehen, wovon Plato sagt, daß die Begierden ihren Sitz darin haben. Das Ganze war ein Gemählde, welches meine schöne Leserinnen zwar selbst nur in der Copie vielleicht dann und wann mit vorgehaltner Hand allenfalls nur durch die kleinen Rizchen zwischen den Fingern betrachten werden; wovon ich aber weiß, daß sie, wenn sie das Original selbst hätten sehen können, ganz Auge zu seyn, gewünscht haben würden.

Das große Loos blieb nicht lange unentschieden. Alle schöne Eigenschaften, welche die neue Königin an ihren männlichen Unterthanen sammt und sonders, während ihrer Triumpfreise bemerkt zu haben glaubte, schienen ihr sich in der Person des Rinaldo, eines eben so schönen, als kraftvollen Jünglings, von fünf und-zwanzig Jahren, zu vereinigen. Wenigstens war er einer von denen, die mit einem Paar der Herkulischsten Schenkel, und einem gewissen Etwas, in gleicher Entfernung von der rechten und linken Hüfte, der Königin in die Augen gespielt hatten.

Nachdem sie also alle Straßen der Insel auf- und niedergefahren; ließ sie halt machen, und reichte dem

Rinaldo, dem ein Paar Blicke aus Nettchens Augen unterwegens schon einige Verheißungen zugewinkt hatten, das weißeste Alabaster-Händchen, das jemals einen weiblichen Arm schmückte, zum Kusse dar.

Melancholisch und mit hängenden Köpfen gingen die zurückgesetzten Liebhaber von dannen, und schliefen diese Nacht, die ein jeder von ihnen in den Armen der schönsten Königin zuzubringen gehoffet hatte, auf den Gräbern ihrer unglücklichen Weiber.

Aber Rinaldo bestieg mit seiner Königin den Thron der Liebe; und leistete alles das, was Nettchen auf den ersten Anblick nur immer von ihm geahndet, und was ihre Wahl für ihn vorzüglich bestimmt hatte. Man hätte sagen sollen, er strengte seine Kräfte an, pro patria: und Nettchen fand sich für das lange Sehnen und Schmachten in dem Hause ihrer Eltern, so wie für das Hoffen und Harren in dem Harem des schönen Türken, reichlich entschädiget.

Drey Rosen-Monathe floßen unter Tändeln und Küßen, Scherz und Genus, dem liebenden Pärchen dahin: der vierte Monat kam heran! und leider! keine Spur von süßer Liebesfrucht.

Diese Entdekkung weckte unsern Rinaldo aus der süßen Betäubung, in welche der ununterbrochne Wonnegenuß ihn eingewiegt. — Denn wie ein drakonisches Gesetz, mit Blut geschrieben, fährt ihm der

Artikel der Constitution in die Seele, daß in diesem Fall der vierte Monat der Endpunkt seines Glükkes ist.

Sich des wünschenswürdigsten Glükkes der Welt verlustig, der höchsten Ehre in seinem Vaterlande beraubt zu sehen, aus dem Bette des schönsten und einzigen Mädchens der Insel, von dem Thron des Landes auf einmal gestürzt zu werden — welch ein Gedanke für den brennenden Liebhaber! für den ehrgeizzigen Jüngling!

Verzweiflung zerreißt sein Herz; Wuth der Liebe empört die Seele: Thränen entstürzen dem Auge. Nettchen siehts. Rinaldo! was ist dir, geliebter Rinaldo?

„Hah! was mir ist? das kannst du, Grausame! „mich fragen? Der kommende Morgen reißt mich „aus deinen Armen; und du vermagst mich so zu „fragen? Treulose! hat ihn dein Auge vielleicht „schon gewählt, den Glücklichen, der dieser Reizze „nach mir genießen wird? Dieser Reizze, für welche dieses Herz allein mit reiner Flamme brennt, und „eben jezt am meisten brennt, wo du darauf sinnst, es „von dir wegzustoßen? Morgen, ha! morgen schon „gehörst du einem andern an! Morgen schlägt dies „schöne Herz nicht mehr für mich! — und Nettchen „frägt mich, was mir ist! Nettchen in den Armen „eines andern! Nettchen, die so treu, so einzig mich

„einst liebte.“ „Und auch noch dich unaussprechlich „liebt, unterbrach ihn schluchzend das gerührte Mäd„chen! und dich immer, immer lieben wird. Diesen „Kuß für immer davon zum Unterpfand!“ „Aber „o! verzeih, dich zu erinnern, daß ich über das Gesetz „des Landes nichts vermag. Eben das Gesez, das „mich dir gab, raubt mich morgen dir. Nettchen ist „des Landes Königin, aber Sclavin des Gesetzes.“ Spricht's, und trocknet zwey der schönsten Thränen, die jemals über eine Mädchenwange flossen, auf Rinaldo's heißer Wange ab.

Aber wie der Sturm die Wogen des Meers empört, so regte Nettchens erklärter Entschluß, dem Gesetze zu gehorchen, in Rinaldo's Herz, jedes Glutgefühl der Liebe auf.

Er klagte, seufzte, jammerte, weinte, verwünschte sein Schicksal, wie der Held eines französischen Trauerspiels, wenn, den Augenblick drauf, nachdem ihn aus dem Munde seiner Heldin das himmlisch-süße je vous aime entzückt, ein unseliges Schicksal beyde trennt, oder wie ein teutscher Siegwart, wenn er die seraphische Schöne seines Herzens an dem Tage der Vermählung vom Traualtar weg in einen Mädchenzwinger hingebannt sieht.

Mit der größesten Nadel in Nettchens Goldhaar wollte er sich das Herz durchbohren: mit ihrem oft geküßten Strumpfbande wollte er sich an der Stolle

ihres Bettes aufknüpfen: — aber Nettchens hold-umschlungene Arme verhinderten den schrecklichen Tod, und sparten ihn zu einem bessern Schicksal auf.

Auch sie verwünschte nun das blutige Gesetz, und schien geneigt, es für das Leben des schönen Rinaldo zu übertreten. Aber, seufzte sie nach langem Schweigen, sag, Geliebter! theurer Jüngling! wie entfliehn wir dem Gesetz? wie? wohin? retten wir uns mit unsrer Liebe.

„Laß uns fliehen, süßes Mädchen, laß uns fliehen, eilig, eilig fliehen. Hast du nicht des Himmels „Schuz erfahren, als du dich zum erstenmale dem wogenden Elemente vertraut? Hat er dich nicht mit „eigner Hand diesen Armen zugeführt? Ha! erkenne „seine Wege! durch so viel drohende Gefahren hindurch sparte er dich für den Genuß der größten „Zärtlichkeit; ja erkenne seine Wege! und erfahre „seinen Schuz in der Gesellschaft dessen, den er einzig „für dich schuff. So viel himmlische Reitze schuf er „nicht, sie in den freudelosen Umarmungen gesetzmäßiger Liebhaber zu verschwelgen! Ich weiß, ich „weiß es, was du hier zurückelässest! einen Scepter, „einen Thron! Aber süßer ist der schöne, ungetheilte Scepter, süßer ist der Liebe ungetheilter Thron, „als der Scepter, den ein rohes Volk dir mit wandelbarer Laune überträgt, und mit wandelbarer „Laune dir, wer weis wie bald, auch wieder nimmt.

„Ach

„Ach warum kann ich nicht dir zu lieb' o Theure!
„einen Thron verlassen! oder einen andern dir zur
„Herrschaft bieten: und als dein beglückter Diener
„unter deinem Scepter leben, — bis der Tod das
„Herz zerreisset, das für dich, für dich nur schlägt."

So sprach er, und schlang mit einer Heftigkeit, die an Wuth gränzt, seine Arme um Nettchen, als wenn er sie in sich hineindrükken wollte.

Nettchen war nicht flatterhaft genug, um gar nicht dran zu denken, welchen Verlust sie machte, wenn sie den Vorschlag des Rinaldo, die Insel zu verlassen, befolgte: und die Gefahren, denen sie während ihrer Soloreise ausgesetzt gewesen, zeigten ihr nicht minder das Verwegne des Entschlußes.

Aber wiederholte Klagen, Seufzer und Thränen des Rinaldo verscheuchten endlich aus dem romantischen Seelchen jeden Gedanken der Ueberlegung, jede Besorgniß: der schöne, zu ihren Füßen, schmachtende Jüngling füllte jeden kleinsten Winkel ihres Herzens aus.

Sie ergab sich dem kühnen Entschluß, und die nächste Nacht schiffte sich Rinaldo mit ihr ein, — und unser verliebtes Pärchen schwamm, — den Winden und der Vorsorge des Himmels überlassen, — gleich einem Paar Schwimmvögel auf dem Meere dahin.

Unterdes erwachten die schlafenden Einwohner der Insel, — und fanden ihre theure Königin nicht, deren Gunst, so gering auch die Anzahl derer war, die darauf Anspruch machen konnten, ein jeder wenigstens einmal zu genießen gehofft hatte. Diese süßen Hoffnungen waren nun mit ihr dahingeflogen. Jede Höhle, jedes Thal, jede Bucht der Insel ward durchforscht: vergebens. Man fand weder die Königin, noch ihren selbstgewählten Liebhaber.

Endlich entdeckte man, daß sie auf einem kleinen Boote, welches sonst am Ufer gestanden, und nun nicht mehr da war, davon geflohen seyn musten.

Verzweiflungsvoll lief der größte Theil der Einwohner einige Tage auf der Insel umher, warfen sich einander ihre Nachläßigkeit in Bewachung der jungen Königin vor, und endeten damit, daß sie beschloßen, da sie ohne alle Aussicht waren, auf ihrer Insel jemals die Freuden der Liebe zu genießen, sich zu ganzen Schaaren einzuschiffen, um sie in andern Gegenden der Erde aufzusuchen.

Innerhalb einigen Wochen war die Insel bis auf einige Greise und Kinder, von Einwohnern entblößt.

Nettchen und Rinaldo segelten unterdes im siegwartischen Vertrauen auf den Schutz und Beystand dessen, der ihre Seelchen von Ewigkeit

her für einander geschaffen, auf den Fluthen dahin, und küßten, scherzten, tändelten auf dem offenen Meere, wie in der grünen Laubhütte der Insel. Denn seit der ersten Stunde ihrer Fahrt hatte ein günstiger Wind in ihre Segel geblasen, den sie, nach ihrer empfindsamen Denkungsart, als einen Boten des Himmels ansahen, welcher sie auf ihrer Reise der Liebe, wie der Engel den jungen Tobias, auf dem Wege zu seiner Braut geleitete.

Endlich landen sie in Nettchens Vaterland: Italien war's.

Nettchens Eltern waren vor einiger Zeit zu ihren Urvätern und Urmüttern hinübergegangen, und hatten gegen das Ende ihrer Tage durch den Tod eines vornehmen Onkels in Rom eine ansehnliche Erbschaft gemacht; aber in der schmeichelhaften Hoffnung, diesseits des Grabes noch einmal ihr Nettchen zu sehen, hatten sie in ihrer frugalen Lebensart nichts geändert, und von der großen Summe des ererbten Geldes nichts mehr als 1000 Skudi zu Kirchengebeten für die glückliche Wiederkunft ihres geliebten Töchterchen verwandt. Aber leider! der Himmel neigte kein Ohr herab zu den frommen Gebeten der Eltern und der Priester, und that (wie immer), was ihm gut däuchte.

Nettchen kam mit ihrem Rinaldo erst ein Jahr nach dem Tode ihrer Eltern zurück. Unser Pärchen zögerte nicht, die reiche Erbschaft in Besitz zu neh-

men; und (man muß es ihm nachrühmen,) hielt die Geldkoffer nicht so sehr unterm Schloß, als der in Gott ruhende Oheim und die frommen Eltern gethan hatten. Equipagen wurden gekauft, Lusthäuser gebaut; Gastmähler, Bälle, Tänze veranstaltet, und bald waren Nettchen und Rinaldo der Stolz und Neid der Stadt.

Der unerfahrne Rinaldo ward in kurzem ein Mann von dem feinsten Weltton, und Nettchen fühlte sich auf eine Zeit- lang glücklicher, die erste und bewundertste Schönheit ihrer Stadt, als die Königin der verlassenen Insel zu seyn.

Rinaldo, der schöne Rinaldo, lernte nun ausser seinem Nettchen noch andre Schönen kennen, deren einige seine Figur, andere sein Geld, unwiderstehlich fanden, und zu bald nur hatte er Fuß und Hand in die Netzchen verstrickt, die ihm gestellt wurden.

Als aber auch andre Männer Mylady Nettchen in's Auge zu fassen schienen, und Rinaldo, wie leicht zu vermuthen steht, an ihr nicht mehr jenes liebe- schmachtende Seelchen fand, welches, wenn er jetzo Nettchens Vaterland verlassen, und nach seiner Insel hätte zurückkehren wollen, ihm ein ganzes Völkchen von Liebhabern, und ein kleines Königreich aufgeopfert haben würde: da ergrif ihn, wie mit Furienhand, die Eifersucht; und Nettchen, der, seit sie von so vielen schönen Herrchen umflattert ward,

und Rinaldo aus den Armen so manches hübschen Weibchens, so manches schönen Mädchens nicht immer alle die Kräfte in das Schlafzimmer zurück brachte, die er in der grünen Laube der Insel geäußert hatte, sein Umgang mit jedem Tage immer weniger behagte, — ward der Gegenstand seiner ewigen Wachsamkeit.

Vergebens suchte sie ihn durch alle mögliche Weiberkünste zu beruhigen; — nie schien sie in Gegenwart des Rinaldo einen ihrer Liebhaber zu kennen; jede Schmeicheley, jedes feine Kompliment auf irgend einen ihrer Reitze ward mit einer Art stolzer Verschmähung zurückgewiesen; alle Verabredungen mit ihnen wurden durch einen verstohlenen, dem Rinaldo unbemerkten Blick oder Wink, durch einen leisen Handdruck, durch eine leichte Berührung mit dem Knie am Spieltisch, getroffen: Keiner der Begünstigten (so manche ihrer auch waren) kam anders, als durch das geheimste escalier de robé in Myladys Schlafzimmer: und dem Kammermädchen ward durch das Gold der gnädigen Frau und des glücklichen Liebhabers auf das geschwäzzige Mäulchen ein festes Siegel aufgedrückt.

Aber Mylord Rinaldo, der doch nie etwas sahe oder hörte, was ihm Nettchens Treue hätte verdächtig machen können, bewachte sie in seinem eigenen Hause mit Argusaugen, setzte dadurch nicht selten

den in irgend einem verborgenen Winkel des Hauses harrenden Liebhaber in die quälendste Verlegenheit.

Wenn er von einer Visite oder von einer Schmauserey nach Hause kam, und das Bett, auf welchem Mylady mit einem ihrer Geliebten Cytherens Geheimnisse gefeyert hatte, war auch dutch die fertige Hand des Kammermädchen noch so unkennbar bis zu jeder kleinsten Falte in die vorige Lage gebracht worden; so schien er doch immer verdächtig darauf hinzublicken, schüttelte den Kopf, murmelte unter den Zähnen.

Wenn er zu Hause war, und irgend ein junger Herr ihm einen Besuch machte, (der freilich ihm nur mittelbar galt,) so führte er ihn allemal abseiten von Myladys Wohnzimmer, damit er eine Zusammenkunft zwischen beyden verhütete, — und der junge Herr konnte nicht anders als durch das verabredete Zeichen eines zufällig offnen oder zugemachten Fensters erfahren, ob er der gnädigen Frau heute seinen gewöhnlichen Abendbesuch würde machen können, oder nicht.

Beynahe mit jedem halben Jahre wurden Diener und Kammermädchen gewechselt, damit jede verrätherische Intrigue verhindert würde. Obgleich Mylady's Skudi jeden neuen Diener und jedes neue Kammermädchen zu ihren Diensten nicht unwilliger fand, als die weggeschickten.

So wenig er aber auch fortdauernd sahe oder hörte, was seine Eifersucht hätte nähren können; indem das schlaue Weib, wie ein Schleichhändler, jede Kontrabande von Liebhaber immer auf die heimlichste Weise einzuführen wuste, so ging Rinaldo doch endlich so weit, daß er Nettchen das eben zu seiner Zeit zuerst Mode gewordene Keuschheitsfaß anhing: eine Sitte, die, so neu und ungewöhnlich sie den Geschichtschreibern geschienen, mir schon eine sehr alte Gewohnheit zu seyn scheinet: indem schon Salomo in seinen Sprüchen, so wie auch in dem sogenannten Hohenliede, von einem versiegelten Born und verschlossener Quelle redet, woraus ich mit Recht schließen zu können glaube, daß der weise König einen Theil des Goldes, welches er, nach dem Zeugniß der Bibel, aus Ophir kommen ließ, dazu angewandt haben wird, um für die siebenhundert Frauen seines Königlichen Harems Keuschheitsschlösser verfertigen zu lassen.

Und so sahe Nettchen sich des letzten Trostes beraubt, und die einzige Hülfsquelle gegen Langeweile und Lebensüberdruß verstopfet.

Nun erst ward es der Unglücklichen lebhaft, wie viel sie dem Rinaldo aufgeopfert; nun erst, da sie eben im Begrif war, in ihrer an schönen Männern reichen Vaterstadt die Konstitutionsprivilegien der Insel auszuüben, und sich ein Königreich von Anbetern zu schaffen; nun erst — empfand sie, wie leicht-

sinnig sie die schönsten Vorrechte, deren sich jemals ein Weib erfreuen konnte, hingegeben, — hingegeben, — um an der Seite des Undankbarsten aller Männer, — oder vielmehr ringsum mit Argusaugen von ihm bewacht, ihr langweiliges Leben zu vertrauren. Endlich that Freund Hain mit der Hippe ihr den Gefallen, und mähete an einem längsterwünschten Tage den verhaßten Rinaldo dahin. Die schwelgerische Lebensart der Italiäner, an welche er in seinem mit dem Luxus unbekannten Vaterlande nicht gewöhnt war, zog ihm nach einem dreijährigen Aufenthalte in Italien eine abzehrende Krankheit zu, und er starb, den Schlüssel des Keuschheitsschlosses in der Tasche.

Das erste, was Nettchen nach seinem Tode that, war, sich dieses Schlüssels zu bemächtigen, und Thür und Fenster der neidisch-verschlossenen schönsten aller Oerter, frey und offen zu halten. Reich, schön und jung, (denn unsre Wittwe zählte noch nicht volle ein und zwanzig Jahr) genoß sie nun in ihrer Vaterstadt aller jener Rechte, die sie einst als Königin der Insel hatte, und entschädigte sich reichlich für alle Aufopferungen, welche sie dem unwürdigen Rinaldo gemacht.

Die Frau in Stiefeln und der Mann in fremden Beinkleidern.

Wenn heut zu Tage ein Gelehrter reist, so thut er's gewöhnlich nur, um seine Reisebeschreibung dem neugierigen Publiko mitzutheilen; welches denn auch mehrentheils gütig genug ist, ihm seine Mühe so wohl zu bezahlen, daß er, wenn er das erstemal zu Fuße gereiset, die zweyte Reise schon mit eigener Equipage machen kann. Videatur Herr Buchhändler Nikolai in Berlin.

Ehemals pflegten Gelehrte und Weltleute zu ihrem Vergnügen oder zu ihrer eigenen Bildung zu reisen, und das, was sie gesehen oder erfahren, ohne Pränumeration und ohne Subscription, nur ihren vertrautesten Freunden mitzutheilen.

Zwey reiche Studirende machten einst eine Reise nach den vornehmsten und berühmtesten Städten in Europa — nicht, um schöne Gemählde, Statüen oder Naturalienkabinette zu sehen, oder großen Gelehrten ihre Stammbücher zu präsentiren, und sich hernach mit ihrer Bekanntschaft zu brüsten, auch nicht, wie weiland Herr Sander, um sich die Chronique scandaleuse berühmter Leute in's Ohr flüstern zu lassen, und sie hernach durch den Druck gleichsam auf allen Straßen auszurufen; an allen Thoren und Kirchenthüren anzuschlagen. — Sie reisten, um Menschen und Sitten, mit unter auch hübsche Weiber und schöne Mädchen, kennen zu lernen.

Ein altes Sittenbuch erzählt uns unter andern sonderbaren Begebenheiten von ihnen auch folgende Geschichte.

Sie kamen einst nach Brüssel in ein Wirthshaus, und fanden hier an dem Wirth eine von den schwerfälligen Bauchseelen, die, außer einem fetten Rinderbraten, guten Trunk Bier und einer Pfeife Toback, keine andre Glückseligkeit kennen oder wünschen, und denen selbst ein liebes, hübsches Weibchen, (das ein blindes Glück ihnen ohne ihr Gebet bisweilen eher in die Arme wirft, als einem Siegwartschen Empfindler, bey allen seinen O und Ach!) nichts mehr und nichts weniger ist, — als ein Rost-beuf, wenn sie

satt sind. Seit seinem sechzehnten Lebensjahr war es sein ganzes Geschäfte, die Gäste „Willkomm" zu heißen, ihre Schulden mit weißen Strichen auf einer schwarzen Tafel anzuzeichnen, und den Mädchen und Aufwärterbuben ein langsam-geschnarrtes „Hurtig!" zuzurufen.

Aber ein desto lieberes Weibchen fanden unsre Reisende an der Wirthin. Ein Weibchen, die ein Grieche auf den ersten Anblick ein Schwesterchen des holden Bachus genannt haben würde: so ein paar sanft-glühende Wangen, funkelnde Augen, voll-gerundete Brusthügel, und niedliche Füßchen müßte allerdings das Schwesterchen des Gottes gehabt haben. Und ihr leichtes, muntres, all-freundliches Wesen schien eben so viel Geneigtheit zu verrathen, Vergnügen zu genießen, als zu geben.

Eine solche Wirthin gilt in einem Wirthshaus eben so viel, als ein Lieblingsgericht, oder eine schön-meublirte Stube, oder ein weiches Bett; und lockt wenigstens mehr Gäste an, als wäßeriger Wein, und saures Bier. Auch unsre Reisenden, die Anfangs nur ein paar Wochen in Brüssel verweilen wollten, beschlossen, als sie die schöne Wirthin gesehen hatten, ihren Aufenthalt bis zu einem Monat, und, wenn ihnen der Wind von Paphos her günstig wehte, auch noch etwas weiterhin — zu verlängern.

Und da sie beyde durch ein paar breite Schultern und fleischichte Schenkel nicht eben gemacht waren, den Töchtern Eva's den Baum des Erkenntnisses zu verleiden: so konnte ihr längerer Aufenthalt in dem Hause einer solchen Wirthin wohl nicht eine ganz unsichere Spekulation seyn, und Assekurant würde dabey nicht viel gewagt haben.

Lobsprüche auf jedes Gericht, welches die schöne Wirthin mit eigner Hand ihnen vorsetzte, Lobsprüche auf ihren feinen Geschmack, wenn sie jetzt des Morgens im Negligee, jetzt des Nachmittags beym Kaffee geputzt sich sehen ließ, Lobsprüche auf diese oder jene ihrer hervorscheinenden Schönheiten — wurden nicht gespart. Denn Lobsprüche sind der Honig an dem goldnen Köder Amors, und bethören leicht die eiteln Weibchen.

Der große Dichter Milton selbst, wenn er die Gefahren des ersten Menschen-paares beschreibt, schildert den Satan als den ersten galant-homme; denn er läßt ihn die Eva mit folgenden Schmeichelnamen anreden:

O du, der Erde Reiz, und Schmuck der Welt,
Du Wunsch der all-verlangenden Natur! *)

Eine Anrede, deren sich der feinste Hofmann nicht schämen würde, wenn er bey irgend einem Fräulein

*) Siehe Miltons verlornes Paradies.

LB Coburg

oder einer gnädigen Frau ein süßes Gewerbe anzubringen hat.

Mit holdem Lächeln (denn wer sieht sauer, wenn er gelobt wird) hörte die schöne Wirthin die Lobsprüche der gefälligen Fremden: und ein Kuß auf die Hand, ein verliebter Blick, ein etwas kühnerer Scherz — ward mit jenem Widerstreben aufgenommen, welches als Verweigerung auszudeuten, baarer Misverstand seyn würde. Die Enveloppe umzuhängen, den Strickbeutel zu reichen, eine lokkere Haarnadel fest zu stekken, und mit andern dergleichen Gefälligkeiten — ließ sie sich von keinem andern Gast so gerne bedienen, als von unsern beyden Lyonesern. Und wenn sie sich für diese Gefälligkeiten bisweilen durch ein Schmäzchen auf die sanfterröthende Wange, oder auch wohl durch einen etwas kühnern Griff nach dem Busentuch belohnten, so hatten sie gewöhnlich den süßen Lohn schon früher geraubt, als es die liebe Frau wahrnehmen, und den frechen Raub verhindern konnte. Ueberdem sind dies Kleinigkeiten, um derentwillen keine schöne Wirthin ihre Gäste der Polizey in die Hände liefern wird. Alle ausländischen Gewürze, womit sie ihre Speisen anrichten würden, könnten ihnen keinen köstlichern Geschmack mittheilen, — als solche kleine Erlaubnisse, die sie dem einen oder andern hübschen Gast verstattet.

Als unsre schöne Wirthin eines Tages auf das Schlafzimmer der beyden Herrn gegangen war, um, wie es einer fleißigen Wirthin geziemt, zu sehen, ob die Aufwärterin die Betten gemacht, und alles Uebrige in den gehörigen Stand gesetzt, (der Leser wird es von selbst hinzusetzen, daß keiner von den französischen Fremdlingen zu Hause war,) fallen ihr ein paar glattgewichste Stiefeln in die Augen, welche einem der Herren nur eine Stunde vorher vom Schuster gebracht worden.

Neugierig, eitel und allein, wie sie sich glaubt, will sie probiren, wie ihr die Mannsstiefeln kleiden werden. Gleich setzt sie sich auf das Bett, streift sich die Schuhe von den Füßen, steigt in die Stiefeln, und beschaut sich unter lautem Lachen im Spiegel. Sie gefällt sich in dem neuen Fußschmuck so wohl, daß ihr sogar gelüstet, einen der über dem Bette hängenden Mannsrökke anzuziehen. Alles in voller Unschuld.

Aber so wie der böse Geist nur selten ein Netz ausgestellt sieht, wo er nicht auch sogleich Fische herbeytreibt, die er damit bestricken will: so hatte auch einer der fremden Herren, der eben seine Geschäfte in der Stadt abgethan, während der ganzen Umkleidung an dem Schlüßelloch gelauscht, und bey dieser Gelegenheit an seiner schönen Wirthin gesehen, was ihm bis dahin noch nicht zu sehen vergönnt gewesen.

Entzückt von dem Anblick, kann er sich nicht länger bändigen, schließt das Zimmer auf, und überrascht seine schöne Wirthin in dem Halbmannshabit.

Der Knabe, der durch einen Drang des Genies getrieben, sich einen papiernen Pastorkragen um den Hals legt, eine Mädchenschürze statt des Mantels um die Schulter hängt, und so auf den Stuhl stehend einige biblische Sprüche zu den herum staunenden Zuhörern herab-declamirt, — wird von keinem größern Schreck betroffen, wenn der Orbilische Schulmeister, mit rache-schwerer Stirn und wuthfunkelndem Auge in das Zimmer hereintritt; als die schöne Wirthin, da sie der Fremde in dieser Verkleidung überraschte! Sie machte mit einem lauten Schrey das ganze Zimmer ertönen, als sie die Thüre sich aufsperren und eine Mannsperson hereintreten sahe.

Die sanften Liebkosungen des schon immer nicht gehaßten Gastes verwandelten bald ihren Schreck in ein angenehmes Staunen und süß-schauernde Empfindungen. Die Unordnung, in welche der Schreck sowohl als das ungewöhnliche des Anzuges in einige ihrer Kleidungsstükke gebracht, gaben dem entzückten Ueberrascher hier und dort gewisse Blößen, die als eben so viel Lükken einer übel-vertheidigten Vestung angesehen werden konnten. Und der kühne Stürmer er-

mangelte nicht, sich vermittelst dieser Lükken die Einnahme, oder wenigstens die Capitulation zu sichern.

Gewisse sehr electrische Bewegungen machten das Blut der überraschten Schöne noch schneller hüpfen, und schwächten die an sich schon nicht beträchtliche Maße von Fliehkraft.

In der gewöhnlichen leichten Weiberkleidung würde sie gewis so gleich aufgesprungen und davon geflohen seyn: — aber jezt erschwerten ihr der Rock und die Stiefeln jede kleinste Bewegung; wodurch sie den zwar nicht gewaltsamen, aber doch feurigen Einbruch in die Vestung hätte hintertreiben können.

Sie that also, was alle Leute thun, wenn sie nicht mehr thun können; — sie wich dem übermächtigen Widerstand: und der glückliche Ueberrascher — fand nicht Mauer, nicht Brustwehr mehr.

Ich höre hier einige ernsthafte Moralisten voll heiligen Eifers gegen die arme Wirthin ausrufen: „aber warum schrie sie nicht? Würden nicht Mann und Gesinde und Gäste auf den ersten Ruf herbeygeflogen seyn, und die entsezliche Missethat verhindert haben?“ Allein ich gebe ihnen menschenfreundlich zu bedenken, wie oft der Mensch in dem Augenblick der Noth grade diejenigen Mittel ungenuzt lässet, wodurch er sich am ersten retten könnte; und wie schwer es ist, Hülfe zu rufen, wenn man vor vielem Lachen nicht dazu kommen kann. Ja, das alte Sittenbuch,

tenbuch, welches ich in meiner Erzählung fast Wort für Wort abschreibe, sagt ausdrücklich, daß sie einen Versuch gemacht, Hülfe zu schreien: aber die feurigen Küße und Umarmungen fingen den Schall auf, ehe er das Schlüßelloch an der Thür erreichen, und noch weniger sich im ganzen Hause verbreiten konnte. Aber gesetzt, Knecht und Magd und der Mann selbst wären, durch ihr Geschrey herbey gerufen, im Zimmer erschienen; welcher Anblick — eine Frau in Mannsrock und Stiefeln! Wie beschämend für eine anständige Frau!

Man könnte also wohl sagen, daß das arme Weib aus bloßer Schaamhaftigkeit ohne Schrey und Hülferuf auf dem Bette liegen geblieben.

Unterdessen ging der schwerfällige Wirth durch einen bloßen Zufall vor dem Zimmer vorüber, wo sein Gast etwas in seinem Hause genoß; was sich wohl nicht eigentlich auf das schwarze Täfelchen anzeichnen ließ. Das leise, aber doch merkbare Geräusch, welches da, wo ein Er und Sie auf solche Art bey einander sind, gewöhnlich statt zu finden pflegt, erregte seine sonst etwas schwer zu spannende Aufmerksamkeit, und lockte ihn an das Schlüsselloch. Er durfte aber durch kein Herschelsches Fernrohr sehen, um zu unterscheiden, was hier vorging: und die Sache selbst würde ihn, als ein sehr oft vorkommender Fall der Wirthshauspolizey, nicht eben

befremdet haben: Aber da er hier vier gestiefelte Füße sich einander durchkreuzen sahe; so schloß er, ohne eben die neuesten Damentrachten aus dem Journal des Luxus und der Moden kennen gelernt zu haben, ganz richtig, daß hier einer seiner Gäste sich einer unnennbaren und nur mit Feuer und Schwerdt zu strafenden Sünde schuldig machte. Und so wenig ihn auch übrigens Priester und Leviten kümmerten; indem er von jeder Predigt nichts anders, als den Segen, hörte, weil er immer nur gegen das Ende der Predigt hineinging, um wenigstens durch den in dem priesterlichen Segen angewünschten Frieden sich vor Zank und Schlägerey in seinem Wirthshause zu sichern, damit er nicht der Polizey in die Hände fiele: so hatte er doch noch Catechismus Religion und Wirthsgewissen genug, um nicht eine solche Gottlosigkeit in seinem Hause zu dulden. Denn waren nicht um der nämlichen Gottlosigkeit willen Sodom und Gomorrha mit Feuer vom Himmel gestraft? und sollte er nun um zweyer französischer Flatterlinge willen Haus und Hof in Flammen auflodern sehen? Dies waren die Stacheln, mit welchen ihm sein Wirthsgewissen zusetzte. Und sogleich flog er hin, von der gräulichen Missethat der hochnothpeinlichen Justiz Nachricht zu ertheilen.

Der Richter, der nur einige Häuser weit von ihm wohnte, kömmt sogleich mit einem Notar, und

ein paar Häschern zur Seite, und grade noch zeitig genug, um eben das mit seinen Augen zu sehen, was der Wirth mit den seinigen schon gesehen hatte! Denn der glückliche Ueberrascher hatte keine Zeit verlieren wollen, und die vier gestiefelten Beine kreuzten sich eben von neuem durch einander. Denn vom Hülferufen der leidenden Schöne war nun nicht die Rede mehr.

Nachbar Richter guckt durch's Schlüßelloch, und sieht — und schlägt ein Kreuz. Nach ihm sehen der Notarius und die beyden Häscher gleichfalls nach dem Sündenbette hin: und falten die Hände über dem sodomitischen Greuel. Der Umstand mit den vier Stiefeln war das wichtigste, und allentscheidend für das corpus delicti. Nachdem also die Sache so klar ausgemacht war, daß sie allesammt, der Wirth, der Richter, die zwey Häscher und der Notarius, sich getrauten, einen körperlichen Eid darauf abzulegen, daß sie zwey Menschen über dem Greuel der Sodomiterey in flagranti delicto ertappt; so klopften sie leise an die Thür.

Keinem Mann von großen Geschäften kam wohl je ein langweiliger Besuch so zur Unzeit, als dieser unserm so beschäftigten Pärchen.

Das zum zweytenmal unglücklich überraschte Weib wirft sich mit ihren Stiefeln in der Geschwindigkeit unter das Bett. Wirth und Gerichtspersonen

treten in das Zimmer hinein; und sehen nun statt der vier gestiefelten Beine nur die zwey, die dem Fremden gehörten. Einer der Häscher, ein ächt-katholischer Christ begann schon sein „Gott sey bey uns!" zu beten, und sich zu kreuz'gen und zu segnen; weil er glaubte, der böse Geist hätte einen von den sodomitischen Sündern, vielleicht den größten, den Verführer, gestiefelt und gespornt, lebendig in den ewigen Höllenpfuhl hineingeschleppt. Aber der Richter und sein Notarius waren in Inquisitionen der Art schon etwas geübter. Denn da der gestiefelte Fremde sich äußerst darob entrüstet stellte, wie und warum man ihn hier in seinem eignen, theuer-bezahlten Logis als einen Räuber zu behandeln, und ihm die Häscher in die Stube zu bringen wagte; so fragten sie ihn sogleich nach den zwey andern gestiefelten Beinen; von denen sie denn auch zum unwidersprechlichen Beweise ihrer Inquisitionsgeschicklichkeit, ohne lange suchen zu dürfen, die Schuhspizzen unter dem Bette hervorragen sahen.

Die Häscher zögerten nicht, die zu den Schuhspizzen gehörigen Füße, so wie nicht weniger die zu diesen Füßen gehörigen Schenkel und übrigen Theile an Tageslicht zu ziehen und coram zu sistiren. Und nie hatte wohl ein Inculpatus mit tieferer Beschämung vor seinem Richter gestanden, als dieser mit den unnatürlich-gestiefelten Beinen.

Der Richter, der Notarius und die Häscher brachen in das unbändigste Gelächter aus, als sie in dem Inculpato keinen andern, als — ihres theuren Herrn Nachbars wertheste Ehehälfte erkannten.

Aber der Herr Gemahl stand da, wie vom Schlage getroffen, sprach- und bewegungslos, wie Loths Weib, als sie über dem Rückblick nach dem verlassenen Sodom zur Salzsäule ward. Allein kaum hat er sich von dem entsezlichsten Schreck erholt, so hageln die gräslichsten Flüche und Verwünschungen über das unglückliche Weib daher; und die erste Bewegung, die er macht, ist die, daß er nach seinem Haarzopf greift, um die schändliche Ehebrecherin an der Stolle des Sündenbetts zur Stelle aufzuknüpfen. Die anwesenden Diener der Gerechtigkeit vermochten ihn nur mit viel Schwierigkeit davon abzuhalten.

Aber sein getreuer Nachbar und Herr Gevatter, der Richter, wuste ihn durch einige Vorstellungen von der lächerlichen Infamie, welche die Verbreitung des ärgerlichen Vorfalls über ihn, seine Frau, und sein ganzes Gewerbe bringen würde, zur vernünftigen Besinnung zurückzuführen.

Meister Hahnrey war Ehemann und Wirth genug, den wohlgemeinten Vorstellungen Gehör zu geben: und für einige Goldgulden, die er der heiligen Justitia in die Hand drückte, stieß sie sich ihre Binde etwas tiefer in die Augen, — und schwieg.

Der glückliche Ueberraſcher konnte nun um des Anſtandes willen wohl nicht anders, als mit dem nächſten Morgen das Wirthshaus verlaſſen. Und dies that er auch eben ſo ſehr um ſeines guten Rufs, als um der Ruhe des unglücklichen Weibes willen. Aber in der Nacht vor ſeinem Abzuge ſchilderte er ſeinem Gefährten, dem andern Lyoneſer, die Wonne des genoßenen Vergnügens ſo reizzend, ſo unausſprechlich daß dieſer, ohngeachtet des auffallenden Aergerniſſes, welches ſein Spießgeſelle dem Wirth gegeben, dennoch den Entſchluß faßte, ſich den Genuß der nämlichen Freuden, es koſte, was es wolle, zu verſchaffen.

Der andre zog alſo mit dem folgenden Morgen nach Brabant: er aber blieb in Brüſſel, und harrte eines günſtigen Windes; der auch, wie gewöhnlich, wenn gleich nach vielem Hoffen und Harren ſich endlich einſtellte, und ſein Liebesſchiff von dem Sandufer der Erwartung auf das hohe Meer des Vollgenuſſes glücklich hinblies.

Vier ganze Wochen waren ſchon ſeit der Abreiſe des glücklichen Spiesgeſellen verfloßen: und der Wirth ſchmälte noch unaufhörlich mit dem unglücklichen Weibe, ſo wie nicht weniger durch eine ganz natürliche pſychologiſche Metonymie, auf den zurückgebliebenen Franzoſen. Und ob ihm gleich die ſchöne Ehehälfte, unter Bitten und Thränen, den wahren Vorgang der Sache erzählte, wie ſie nemlich in ihrer

Unschuld und von aller bösen Absicht tausend Meilen weit entfernt, aus bloßer Neugier, die, wie er ja aus der Bibel wüste, Evens Töchtern so natürlich wäre, sich die Stiefeln und den Mannsrock angezogen: wie dann der böse Geist, der selbst die unschuldigsten Sachen zu misbrauchen wüste, und die Menschen sogar in der Gestalt eines Engels des Lichts zu hintergehen pflegte, grade in dem nämlichen Augenblick den schändlichen Fremdling herbey geführt, der sie erst eine Zeitlang, ihr selbst unbemerkt, am Schlüsselloch belauschte, und dann, wie ein Sturmwind über die volle Saat, unaufhaltsam und ungehemmt über ihre Unschuld daher gestürzt, und Schaam und Zucht verlezt, wie sie endlich von dem entsezlichsten Schreck über den Greuel der Nothzucht betäubt, in einer all-überwältigenden Ohnmacht da gelegen und erst eine halbe Stunde nach verübter That sich des erlittenen Greuels bewust zu werden angefangen.

Der Mann hörte die Erzählung der theuren Ehehälfte unter wiederholten Verwünschungen und Seufzern über die strafbare Frechheit des französischen Böswichts an; und schien bis dahin nicht abgeneigt, das arme Weib nicht ganz zu verdammen: — aber bey der all-überwältigenden Ohnmacht, in welcher sie, wie sie sagte, die ganze Zeit hindurch gelegen, während der Böswicht die Greuelthat verübte, — schüttelte er etwas bedeutend den Kopf, und

machte den freilich nicht ganz leicht zu beantwortenden Einwurf, daß sie doch wohl nicht ganz ohne alle Empfindung dagelegen haben könne: und daß sie daher noch immer Kräfte genug gehabt hätte, um Hülfe zu rufen.

Allein das liebe Weibchen wuste ihm durch Bitten und Thränen, durch Küßen und Umarmen alle jene Bedenklichkeiten wegzuschmeicheln, indem sie ihm bewies, daß grade diese allüberwältigende Ohnmacht, in welche sie der unvermuthete Schreck gestürzt, ihre Unschuld unwidersprechlich darthäte, als durch welche sie sich noch nie anders als unter den Händen ihres theuren, ihres einzig- und ewig-geliebten Wilhelms (denn dies war der Taufname unsres Ehemanns) in einer solchen Lage befunden.

„Nun so mag's denn so seyn, rief der halb-unwillige, halb-besänftigte Wilhelm, und der Teufel, „Gott sey bey uns, scheint freylich bey der Greuelthat unsichtbarer Weise sein Spiel gehabt zu haben! „gewis ist er nicht weit davon gewesen; wenigstens „glaubte ich so etwas ähnliches von dem gewöhnlichen Teufelsgeruch zu riechen, als ich an dem „Schlüßelloch horchte."

Aber troz der scheinbaren Versöhnung glaubte er doch seiner lieben Ehehälfte wenigstens wegen des nicht ganz ohne alle ihre Schuld unterlassenen Hülferufs eine kleine Poenitenz auflegen zu müßen: und

diese bestand darin, daß er ihr während zwey ganzer Monaten nicht ein einzigesmal beywohnen wollte; als welches seinem Phlegma eben nicht viel Ueberwindung kostete, so ungeduldig sich auch mancher andre Ehemann dabey nehmen würde. Ueberdem glaubte er, daß durch den sündlichen Beyschlaf des Bösewichts die Quelle der Freuden bey dem lieben Weibchen auf eine Zeitlang verunreiniget wäre, und jene zwey Monden der Enthaltsamkeit waren ihm gleichsam ein tempus lustrationis, wie hier die Alten sich ausgedrückt haben würden; zu deutsch, eine Zeit der Weihe und der Reinigung.

Der arme Thor! er ahndete nicht, — nein! er ahndete nicht, — daß die besagte Quelle eben in ipso tempore lustrationis nur um so viel mehr verunreiniget werden würde.

Denn eben dadurch gab er dem seufzenden Liebhaber freyes Spiel.

Die ersten vier Reinigungswochen gingen diesem freylich unter dem strengsten Fasten dahin: nicht einmal ein Kuß, — ja kaum ein Seitenblick — der schönen Wirthin — beglückte ihn. So sehr wachte die argusäugige Eifersucht des einmal so ärgerlich-gewarnten Ehemannes über ihn und über sie: aber durch den erwünschtesten Zufall von der Welt sahe sich der Wirth genöthiget, die andern vier Wochen in Ge-

schäften des Hauswesens an einem andern Ort, als in Brüssel, zuzubringen.

Zwar schien ihm, ehe er sein Weibchen in einer so kritischen Lage, ohne Hut und ohne Wache, verließ, die Stirn vor Ahndung der bald aufsprossenden Hörner ziemlich zu jukken, und er unterlies nicht, sein Weibchen mit Sprüchen der Bibel, aus dem alten und neuen Testamente, und besonders aus den Sprichwörtern Salomonis, und dem Buch Jesus Sirach, zu ermahnen, und zur Zucht und Ehrbarkeit zu ermuntern.

Auch gelobte sie ihm unter heißen Küßen und glühenden Umarmungen ewige Liebe, ewige Treue, die nichts, als der Tod, unterbrechen könnte.

Guter Tropf! er bedachte nicht, daß Weiberschwüre Spreu in den Wind sind; er bedachte nicht, daß der Hunger Verlangen nach Brod, und der Durst Verlangen nach einem Trunk erzeugt; und daß er dem ausgehungerten Weibchen an dem zu Hause gebliebenen Franzosen einen sehr wohlbesetzten Tisch zurück ließ. Und wenn sie sich nun mit hungrigem Magen und dürstiger Lunge an die lüstern-einladende Tafel setzte, und zugrif, geschahe etwas mehr, als Natürliches?

Kaum war Wilhelm jenseits der Hausthüre, so ermangelte Amor nicht, seinen Köder auszuwerfen,

und das hungrige Fischchen durch die süße Lockspeise zu körnen.

Die Fastenzeit des armen Weibchen hatte in der That zu lange gedauert, und die traurige Aussicht auf die noch rückständige vier Wochen der Reinigung benahm ihr sogar die Hoffnung einer Erquickung, als daß sie nicht nach Fleisch hätte gelüsten sollen, so wie die Israeliten in der Wüste nach den Fleischtöpfen Aegyptens.

Nie war unser Fremder so sorgfältig in seinem Anzuge, so schmeichelnd in seinen Reden, so allgefällig in seinem ganzen Benehmen gegen die verlassene Strohwittwe, als seit der Abwesenheit des pflegmatischen Wilhelms. Aber die scheuen Blicke, das zurückhaltende Betragen der Verlassenen schienen, auch in dem nehmlichen Grade sich aufzuheitern, und dem großen Minnesold entgegen zu winken.

Den dritten Tag darauf wenigstens war unser Gast im Stande, seinen Gefährten in Brabant aus eigener Erfahrung von der Wahrheit des entzückenden Wonnegemähldes, welches er ihm in der Nacht vor seiner Abreise geschildert, zu versichern. Denn durch einen außerordentlichen und ungeahndeten Zufall befanden sich einst beyde nahe am Alkoven in der Stube. Durch einen eben so außerordentlichen Zufall springt die Thür des Alkovens

auf, und die schöne Wirthin, die mit dem Rücken, nach der Thür hingekehrt steht, fällt auf das Bett, welches dicht hinter der Thüre steht. Der französische Gast springt mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit hinzu, und will ihr aufhelfen: aber unglücklicher Weise verwirrt er sich in ihren Rock, und in einen Theil der herunterhängenden Bettdecke, fällt, und stürzt gerade so, daß Brust auf Brust, Schenkel auf Schenkel trift.

Wie sehr hätte die schöne Wirthin, so verhaßt ihr auch seit jener unglücklichen Katastrophe der Mannshabit seyn muste, in dem gegenwärtigen Fall Beinkleider anzuhaben gewünscht; aber grade dann, wenn man etwas braucht, hat man's leider gewöhnlich nicht. Sie muste also eine zufällige Coinzidenz, die zum höchsten Unglück noch eine gewisse andre Stelle traf, in allen nur möglichen Berührungspunkten erdulden.

So wie man sich aber in jede Nothwendigkeit fügt, und durch eine wohlthätige Einrichtung der Natur selbst eine gezwungene Lage bisweilen nach und nach sogar liebgewinnt; so strebte auch unsre schöne Strohwittwe nicht, die zufällige Coinzidenz zu trennen, und Amor, der einzige Augenzeuge derselben, hat versichern wollen, daß sie sogar man-

chen Berührungspunkt noch mehr verstärkt und sich näher gebracht.

Zufälligkeiten erzeugen bisweilen Absichten; Gelegenheit macht Diebe. Unser Paar, welches sich auf die sonderbarste Art von der Welt so nahe und so innig kennen gelernt, gefiel sich nach dieser Bekanntschaft einander so sehr, daß sie seit der Zeit jene Coincidenz, während der Abwesenheit des Mannes, in jeder Nacht, und wenn die Umstände sich fügten, mitunter auch bey Tage, vorsetzlich, und wohlbedächtig, veranstalteten.

So lebten und genossen sie sich drey seelige Wochen; und feierten das Fest der Lustration.

Aber wo ist ein Himmel ohne Wolken, ein Meer ohne Stürme, ein Menschenglück ohne Trübsal.

Unser Wirth hatte sein Geschäfte eher abgethan, als er geglaubt, und kam um eine Woche früher nach Hause, als ihn die glückliche Strohwittwe erwartete.

Er hatte unterwegs in den Wirthshäusern, wo er eingekehrt, so oft ähnliche Vorfälle, als der seinige mit dem verwünschten französischen Gast war, erzählen gehört, und diese Vorfälle hatten so wichtige, so große Leute betroffen, daß unter den mancherley Betrachtungen, die er dabey im stillen machte, (denn er war allerdings ehrgeizig genug, sich gegen keinen Anwesenden darüber zu entdecken,) auch der

Entschluß war, seiner Frau ein Paar Tage früher die ihm von Gott und der heiligen Mutterkirche auferlegte eheliche Pflicht zu leisten, als er in der ersten Aufwallung des Zorns beschlossen hatte.

Gutmüthig-froh über die Freude, die er seinem so lange schon schmachtenden Lieschen dadurch machen wird, macht er sich auf den Rückweg, und ist innerhalb einigen Tagen in Brüssel.

Es war eben Mitternacht, indem er an der Thür seines Hauses steht. Er klopft an; keine Stimme antwortet, kein Fuß regt sich. Er klopft noch einmal; das schüchterne Weibchen erwacht mit Zittern aus dem süßen Wonneschlummer in den Armen des schönen Gesellschafters, und erkennt in dem Klopfen (Himmel!) ihren Wilhelm. Urplözlich entspringt der Franzose dem Bett, und fährt, so wie er ist, unter dasselbe.

Wilhelm flucht unterdessen vor der noch immer verschlossenen Thür, theils auf den Wind und Regen, (denn es war ein entsetzlich-ungestümes Wetter,) theils auf die Trägheit seiner Leute und seines Weibes. Aber nun pocht und stürmt er aus allen Kräften, und gleich erscheint sein Weibchen im etwas verstörten Nachtnegligee, mit einem Licht in der Hand, und schließt ihm die Thür auf. Ihr Auge voll Thränen der Freude über das unvermuthete Wiedersehn des einzig-geliebten Wilhelms, der feu-

rig-glühende Kuß, die herzliche Umarmung — besänftigten, wie durch einen geheimen Zauber, den Sturm in dem Busen des empörten Ehemanns, und er eilt nur — sich der nassen Kleider zu entladen, und der lang-entbehrten Freuden zu genießen.

Voll Neid und Mißgunst merkte der glückliche Fremde unter dem Bett, was über ihm im Bett geschah, und fror und schauerte — doppelt.

Geduldig, oder vielmehr mit geheucheltem Entzükken, bot sich das liebe Weibchen dem mehr als jemals zudringlichen Ehemann dar, und mußte sich Gewalt anthun, in der Mitte des Wonnegefühls den Namen ihres schönen Gastes, an den sie sich die drey Wochen so sehr gewöhnt hatte, innerhalb „der Lippen zu behalten.

Aber kaum ist eine Stunde des süßen Taumels dahingeflogen; so erhebt das arme Weibchen ein Jammern, und Winseln und Wimmern, daß ein Stein zum Mitleid hätte bewegt werden müssen. Um so mehr dann unser Wilhelm, dessen phlegmatische Nerven heute bis zum höchsten Grad der Empfindsamkeit gespannt zu seyn schienen.

Kind! Kind! was ist dir! fährt er auf. „Ach! ach! ich kann nicht mehr! ich sterbe... sterbe!“ seufzte das halb-todte Weibchen auf. Blaß, erschrokken, springt Wilhelm mit beyden Füßen aus dem Bett, und will aus dem Schrank in der Stube

das Universalpülverchen langen. Lieber Wilhelm! stöhnt die Todt-kranke, nachdem sie sich etwas erhohlt: wie gut du bist! Gewiß, du verdienst die Liebe, mit der ich einzig, einzig an dir hänge. Aber, geliebter Mann! das Pülverchen habe ich schon den Tag über verbraucht, denn ein paarmal schon hat das Uebel heute mich zu tödten gedroht. Und jezt, o Gott! o Gott! da ergreift mich's von neuem ... es würgt, es tödtet mich... Spricht's, und liegt einige Minuten todtblaß in Ohnmacht da. Der hochbetrübte Ehemann sieht, beynahe selbst halb ohnmächtig, den Jammer, und alle Eingeweide des Mitleids regen sich in ihm.

Die Kranke kommt unterdes wieder etwas zu sich selbst, und nun fleht sie ihn mit Bitten und Thränen, bey ihrer Liebe zu ihm, bey seiner Liebe zu ihr, und bey allem, was ihnen beiderseits theuer ist, zu dem Gevatter Apotheker in der Günstraße, (diese war eine kleine halbe Meile vom Wirthshause entfernt), hinzugehen, und ihn um die Wunderelixir zu bitten, die er Keinem, als seinen vertrautesten Freunden, eigenhändig abzuliefern pflegte. „Ach! setzte sie mit einem tiefgeholten Seufzer hinzu: lieber, theurer, bester Wilhelm! und bekräftigte den süßen Lieblingsnamen mit dem glühendsten Kuß von den todtblassen Lippen; wie mißbrauche ich deine Güte: du kömmst in dem ungestümsten Wetter nach

drei

„drey Wochen zum erstenmal in die Arme deines treuen Weibes zurück, und sollst jetzo bey Wind und Wetter den weiten Weg bis zum Gevatter Apotheker machen; theurer! theurer Wilhelm! aber rette, rette das Leben deines Weibes, deines treuen Weibes.“ Die letzte Silbe erstirbt ihr auf der Lippe, und sie sinkt, wie tod, in die vorige Ohnmacht zurück. Wilhelm wartete, unter bangem Herzklopfen, bis sie sich wieder etwas erholt hatte, und flog dann so schnell, als sich's mit dem schwerfälligsten Körper von der Welt fliegen läßt, nach der Grünstraße zu dem Apotheker hin, die all erquickende Wunder-Elexir zu holen, und seine theure Ehehälfte von dem Rande des Grabes in's Leben zurückzurufen.

Wir lassen den dreymal-betrognen Tropf laufen — und frieren — und naß werden, bis er — sich beym Lichte besehen und den Betrug inne werden wird: und bleiben unterdes mit dem schönen Fremden bey dem listigen Weibchen im Alcoven.

Denn daß die ganze schreckliche Krankheit nichts, als ein Possenspiel war, wird der Leser, wenn er auch nur einigermassen die Weiber kennt, oder auch nur für den armen Franzosen unter dem Bett, halb so viel Mitleid hat, als das hübsche Weibchen, von selbst erachten.

Denn, sie mochte nun entweder, da sie durch die zu frühe Ankunft des Mannes, eine ganze Woche

von glücklichen Tagen und noch glücklichern Nächten mit ihrem schönen Gast verlor, sich noch durch den Genus einer einzigen Stunde, so lange die Abwesenheit des guten Mannes dauerte, entschädigen, oder dem armen Franzosen unterm Bette Gelegenheit darbieten wollen, sich zu entfernen, und ihr eine zweyte Beschämung zu ersparen; oder sie mochte, welches uns das wahrscheinlichste ist, beyde Zwekke vereinigen; die List, eine Krankheit vorzugeben, und den gutherzigen Wilhelm einen so weiten Weg zu schicken, beweist das alte Sprichwort von Weibertrug, nach welchem sie, nächst dem großen Verführer des menschlichen Geschlechts, die listigsten aller Geschöpfe Gottes seyn sollen.

Wie der Vogel Greiff, der, sobald er einen Nachsteller erblickt, den Kopf in einen Strauch zu verstekken pflegt; wenn der Nachsteller, ohne ihn zu sehn, vorübergegangen ist, den Kopf sogleich wieder hervorzieht; so flog der eben so sehr vor Kälte, als ängstlicher Erwartung, halb-starre Franzose aus seiner für einen ehrlichen Mann so unbequemen, aber für einen Liebhaber noch viel unbequemern Lage unter dem Bett hervor, in die weit angenehmere, in das Bett, erwärmte sich unter Küssen und Lachen über die Verschmitztheit des — nun nicht mehr krankeu — Weibchens, auf ihrem Schwanen-weichen Leibchen, und genos — aber heute zum leztenmal, ach! zum leztenmal — der süßen Liebeswonne.

Unterdes hatte sich der gutherzige Ehemann zu dem Apotheker hingeschleppt. Denn dieses Ausdrucks mögen wir uns nunmehr, statt des vorigen „fliegen“ wohl bedienen: indem er von der Reise müde, vom Sturme durchweht, vom Regen durchnäßt, und von dem langen Wege ermattet, endlich beynahe mehr kroch, als ging, und überdem von der Angst für das Leben seiner theuren Ehehälfte quallvoll gefoltert ward.

Er klopft, er pocht, er stürmt an die Thür, und muß nach allem noch einmal so lange harren, als er vor seiner eigenen Hausthür hatte warten müssen.

Endlich erscheint er selbst, er selbst in eigner Gestalt, Gevatter Saft mit der großen Schlafmüzze; und wie erstaunt er, als er in dem Hereintretenden keinen andern als seinen alten Freund, den Wirth, erkennt. Ah! Herr Gevatter! theurer Herr Gevatter! Woher so spät in Wind und Regen? Unser Wirth vermag ihm vor Aerger, Angst und Frost, beynahe nicht zu antworten. Endlich kommt er zu sich selbst, und klagt oder vielmehr keucht ihm sein schweres Hauskreuz, und wie seine theure Ehehälfte nahe dran wäre, den lezten Trunk zu thun, und aus dem Wirthshaus des niedlichsten Körpers zu delogiren: er verspricht ihm Silber- und Goldgeld für sein Wunderelixir, welches sie selbst ihm mit sterbender Lippe zu holen gebeten.

Gevatter Apotheker schüttelte mit rührender Wehmuth Haupt und Mütze, bedauerte von ganzer Seele, „daß ein so hübsches, so gutes und so junges Weibchen von dem scheuslichen Knochengerippe, Freund „Hain, sollte weggeholt werden." Indessen, obgleich nach dem bekannten Sprichwort für den Tod kein Kraut gewachsen sey; so habe er doch durch seine von Gott gesegneten hermetische Künste einen Trank für ihn bereitet, eben jene all-gepriesene Wunderelexir, welche er bereits an alle große Herrn in Europa verkauft, und wovon er jezt nur grade noch so viel übrig habe, um seinem allerliebsten Herrn Gevatter für fünf Goldgulden damit zu dienen.

Unser Wirth, so freygebig er auch in der ersten Angst Silber und Gold für das Leben seiner theuren Ehehälfte mit Worten gespendet, fuhr bey den „fünf Goldgulden" doch etwas zusammen; und es dauerte ihn in der Seele, daß die fünf Goldgulden, mit denen er in seinem lezten Handel mit dem Fleischer, (in seiner Sprache zu reden) diesen über's Ohr gehauen, so in die Luft hingehen sollten: aber — sein treues Weibchen! dauchte ihm nach allem doch wenigstens vier erschnappte Goldgulden werth.

Vier Goldgülden, lieber Herr Gevatter! versezte er nach einigem Kopfschütteln, und schlug dem Apotheker dabey treulich auf die Schulter. Nun, weil ihr es denn seyd, aus alter Bekanntschaft, versezte

der Apotheker; denn Ihro Königliche Majestät von Spanien haben mir noch vor zwey Monaten aus ihrer königlichen Residenz, Madrit, für mein all gepriesnes Wunderelixir, baare sechs Goldgulden eigenhändig übermacht.

So sprach er, nahm die Schlüssel von der geheimsten Schublade, klingelte damit eine Treppe höher hinauf, und lies unterdes unsern Wirth eine Zeitlang im Finstern philosophiren.

Aber so wie die Philosophie den Menschen bisweilen zu der Entdekkung sehr unangenehmer und bisweilen schrecklicher Wahrheiten zu führen pflegt, als da sind, der abscheuliche Idealismus, der kezzerische Deismus, der seelen-würgende Fatalismus, der all-verführende Sceptizismus, der verdammliche Atheismus u. s. w. also gerieth auch unser Wirth bey seiner Speculation im Dunkeln, auf eine Entdekkung, die er, wie wir bald hören werden, wünschen würde, lieber gar nicht gemacht zu haben.

Um aber unsre Leser mit dieser Entdeckung bekannt zu machen, müssen wir, wie bey speculativen Entdekkungen immer der Fall ist, etwas weiter ausholen.

Als das liebe Weibchen im Bett von dem entsetzlichen Todesschmerz überfallen wurde, und ihr theurer Bettgenos in der größten Geschwindigkeit sich im Alcoven im Dunkeln anziehen mußte, um den großen Weg zur Rettung der Todkranken anzutre-

ten; hatte er von dem Stuhl, der vor dem Bette stand, und auf welchem diesesmal, ganz unnatürlich und wider alle Regeln des ehelichen Schlafgemachs, zwey Paar Beinkleider lagen (der geneigte Leser wird die Erklärung dieses Wunders vielleicht nicht in Hallens-Magie suchen dürfen) in der Eil seine Beinkleider mit denen des fremden Kavaliers verwechselt, und die Hosen eines der modischsten Pariser-Elegants hingen auf dem ungeschickten Schenkel eines Flamländischen Wirths.

Da die Geschichte eine Lehrerin der Weisheit seyn, und das, was die Philosophie aus Gründen der Vernunft beweist, durch Erfahrung und Thatsachen anschaulich machen soll; so kann ich, als ein frommer Chronikschreiber nicht unterlassen, die Leser auf das hier eingetroffene jus talionis, zu teutsch Wiedervergeltungsrecht, aufmerksam zu machen, als wodurch alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit auf Erden besteht, und gegen welches demohngeachtet einige kezzerische Zweifler unter den blinden Heiden, ja selbst († † †) unter den Christen Einwürfe zu machen versucht, und es wohl gar aus der Welt wegzuleugnen sich unterfangen. Aber hier aus unserer tragischen Ehebruchs-Geschichte können sie lernen, wie der Sünder immer durch das gestraft wird, wodurch er gesündigt hat, oder nach der alten Sentenz, deren Richtigkeit mir mein alter Rector durch

sechs schwere Hiebe einbläute und im eigentlichsten Sinn fühlbar machte:

Per quod quis peccat, per idem punitur et idem.

In den Hosen trug der französische Ehebrecher das Werkzeug der sträflichen Todsünde; und ohne Hosen muste er, da er durch den Wirth aufgeschreckt aus den Sündenbett aufstand, erst unter dem Bett liegen und frieren, und hernach, da er sie wieder anziehen wollte, um sich aus Furcht vor dem mit dem Wunderelixir zurückkehrenden Wirth in sein Schlafzimmer zu begeben, die Treppe hinaufgehen: mit dem Sündenwerkzeug in den Hosen hatte er die treulose Ehefrau zu sehr erwärmt, ja zu unkeuscher Liebesflamme erhizt: und ohne Hosen muste er zweymal gar schrecklich frieren: er hatte die Hosen abgezogen, — um zu sündigen; und da er sie wieder anziehen wollte, mußte er ihrer entbehren, um zu büßen: und was endlich das schrecklichste von allem war, eben durch die Hosen, in welchen er gesündiget hatte, wurde, wie gleich zu lesen seyn wird, der schändliche Ehebruch entdeckt.

Man könnte also den obbemeldeten alten lateinischen Spruch in einem Hexameter der neuesten Art füglich also in unsre deutsche Muttersprache übertragen.

Welcher Sünder durch Hosen sündigt, der wird auch durch Hosen wieder gestraft. Denn höret! das allvergeltende Schicksal führte den Ehemann in des sträflichen Ehebrechers sündige Hosen, — entdeckt ward Hosensünde durch Hosen.

Wir haben bey dieser Uebersezzung in dem allerneuesten Geschmack alle unsre Uebersezzungsgeschicklichkeit aufgeboten, um bey der in unsern Tagen so übernehmenden, entsezlichen Sünde des Ehebruchs, den christlichen Leser ernstlich zu warnen, und ihm die große Lehre unserer erbaulichen Geschichte recht ans Herz zu legen; wie wir denn im frommen Tugendeifer wünschten, daß jene nachdrückliche Zeilen von heute an, über jedes Haus, wo christliche Eheleute beysammen leben, und besonders über jedes Schlafzimmer, mit goldenen Buchstaben gesezt würden, — zur Warnung aller treulosen Weibchen, und zum Schrecken aller sträflichen Ehebrecher.

Die Leser werden hoffentlich unserm orthodoxen Feuereifer für gute Sitten, und für die Reinheit des Ehebetts, die wohlgemeinte Abschweifung verzeihen, deren Absicht ihnen, nach so ausführlichen und bestimmten Erklärungen nicht mehr zweideutig seyn kann. Wir bitten sie, um ihres eignen Seelenheils willen, jezo alle Nerven der Aufmerksamkeit anzuspannen, und das wunderbare Strafgericht des Him-

mels in dem Ausgange unsrer Geschichte mit eigenen Augen zu sehen.

Indem also unser gute Ehemann im Finstern da saß, und, nachdem er sich an den mancherley ängstenden Gedanken, wegen des Schicksals seines theuren Weibchens, müde gedacht, in die Tasche griff, um zu fühlen, ob er Geld genug bey sich hätte, dem Apotheker seine Wunderelexir, wie ein ehrlicher Mann allemal thun soll, baar zu bezahlen; — — —! (hier können wir nicht Gedankenstriche genug machen) was entdeckt er hier? Eine volle Börse mit lauter Goldmünze, wie er's, als ein verständiger Wirth selbst im Dunkeln fühlen konnte. Wer? wie? wo? was ist das, fährt er in einem hitzigen Solo auf, und springt vom Stuhl: und indem er aufspringt, fühlt er eine lange Kette an der rechten Seite nahe am Hosengurt schütteln, (unterwegens war sie ihm wegen der Angst und Schnelligkeit, womit er lief, unbemerkt geblieben,) er zupft dran, und zieht, wie der heilige Petrus an der Angel den Fisch mit dem Stater im Schlunde, eine große goldne Uhr dran heraus. Indem er halb versteinert da steht, tritt der Gevatter Apotheker mit dem Licht in der einen und dem Wunderelixir in der andern Hand, in die Stube hinein.

Kaum erblickt der alte drollige Schlaukopf unsern Wirth in den prächtigen, neumodischen Beinkleidern,

mit der goldenen Uhr und dem schön gestickten seidenen Geldbeutel in der Hand, als er ein lautes Gelächter aufschlägt; denn das Auge seines Geistes, womit er die Sünden des hübschen Weibchens gegen ihren viel-geliebten Eheherrn schon lange vor dieser Zeit, und viel eher, als der arme Ehemann selbst, geahndet hatte, drang sogleich auf den Grund des Geheimnisses, und schloß, sehr philosophisch und moralisch-richtig, aus den Beinkleidern auf die Sünden in den Beinkleidern, aus dem so barok-gekleideten Ehemann auf seinen nur zu geschmackvoll-gekleideten Stellvertreter, den Ehebrecher.

„Herr Gevatter, lieber Herr Gevatter! fragte er etwas schlau-lächelnd, und hielt dabey das Licht nach dem Untertheile des armen Tropfs, wo die schönen Hosen glänzen. Das sind ja sehr schöne Beinkleider; hat er sich die etwa von dem letzten Jahrmarkte in Brabant mitgebracht; die sollen ihm, denke ich, etwas höher, als mein königliches Wunderelixir zu stehen kommen. Und der Beutel, die goldne Uhr — und die große Berlocke dran. — Herr Gevatter, hättet ihr nicht euer altes Wams dazu an, ich würde euch nicht erkennen.“

Ich bin bezaubert, — ich schlafe, — ich träume; — seufzt der unaufhörlich staunende Wirth, und steht da, und wird bald blaß, bald roth.

Bangt euch nicht, lieber Herr Gevatter, tröstet ihn der schlaue Apotheker; ihr seyd Hans Crux, der Wirth im blauen Hecht, nah' am Wasser, und ich bin Johannes Esaias Abraham Tigelius, euer lieber alter Gevatter, ihr wachet, und ich auch: ihr habt so eben bey Sturm und Regen den weiten Weg aus dem blauen Hecht bis zu mir in der Grünstraße gemacht, fühlt nur an, wie naß ihr seyd.

Aber Lieber! sagt mir, wie und um welche Zeit ward eure theure Ehehälfte von dem entsetzlichen Uebel ergriffen, daß sie euch zwang, in eigener Person mitten in der Nacht einen solchen Weg zu machen?

Der gute Tropf, der noch nichts merkt, erzählt ihm unverhohlen die ganze Geschichte, wie er vier Wochen außer dem Hause seyn müssen, wie er dann eine Woche früher, als man ihn zu Hause erwartet, zurückgekehrt, wie er eine halbe Stunde vor der Thür habe pochen und frieren müssen, wie dann sein liebes Weib im Hemde ihm endlich aufgemacht, wie sie dann von dem entsetzlichen Bauchgrimmen wiederhohlte male ergriffen worden, und ihn mit Thränen und Seufzern vermocht, ihr von ihm, dem Herrn Apotheker, die Wunderelixir zu hohlen, unterdes sie jetzt vielleicht, ach Gott! schon das Zeitliche gesegnet.

Die ganze Geschichte konnte wohl nicht anders, als den schlauen Apotheker in seiner scharfsinnigen Muthmaßung bestätigen, indem in der Erzählung

alles so genau, wie die Schlußreihe in einer mathematischen Demonstration zusammen hing, um das große Theorem herauszubringen, daß sein Herr Gevatter, der berühmte Hans Krux im blauen Hecht, in dieser Nacht zum Hahnrey gemacht worden, und daß die Hosen, die er an hatte, keinem andern, als seinem glücklichen Stellvertreter gehörten.

W. z. E. W.? werden unsre Leser schon von selbst hinzugesetzt haben.

Doch so ausgemacht indessen unserm Apotheker die ganze Sache war; so liebte er seinen Herrn Gevatter zu sehr, als daß er ihn mit der entsetzlichen Entdeckung plötzlich hätte erschrecken wollen; er wollte sie ihm vielmehr auf eine menschenfreundlichere Art beybringen, wie schreckhafte und herzbestürmende Nachrichten denen, welche sie betreffen, immer beygebracht werden sollten. Er verbiß also das Lachen zwischen den Zähnen, und sagte zu dem Herrn Gevatter, der bey dem Gedanken, daß sein geliebtes Weibchen vielleicht todesverblichen seyn könnte, ganz trübsinnig und in schwarzen Grabesgedanken vertieft da stand: Sie lebt gewiß, eure theure Ehehälfte, und neben ihr noch vielleicht ein anderer, — eben der, dem diese Beinkleider gehören, und der ihr jetzt eben durch das

Beste, was er aus den Hosen zurückbehalten hat, alle ihre Lebenskraft doppelt zu empfinden giebt.

Der Herr Gevatter horchte mit langen Ohren, und faßte, zu seinem größten Schreck, den Sinn des allegorischen Trostes.

Wie er sich in dem Augenblick der entsetzlichen Entdeckung gebehrdete, wie viel Flüche und Verwünschungen er gegen seine Satansschlange von Weib und gegen seinen schändlichen Stellvertreter ausstieß, das überlassen wir dem weisen Leser selbst zu denken.

Aber der menschenfreundliche Apotheker wußte ihm die blutende Herzenswunde mit eben der Hand zu heilen, womit er sie ihm geschlagen: denn also strömte die Wunderelexir seines Trostes über die etwas höhnisch-gekniffenen Lippen: Lieber Herr Gevatter! Viel und noch größere Leute, als ihr und ich, laufen bisweilen Gefahr, in ihrer Schlafkammer ihre Hosen mit fremden zu verwechseln, und der feine Herr unter dem Bett hatte schon den Rahm abgeschöpft, und ihm nur die reine Flottmilch gelassen. Schlukket dann, wie viele andre, eure Pillchen in Gottes Namen und in aller Stille hinunter, und nehmt euch dabey nicht ungeberdig; die Leute draußen würden euch statt zu beklagen, nur belachen. Ueberdem sind die Pillen bey andern nicht einmal immer so herrlich verguldet, als bey

euch. Denn gewiß, nicht ein jeder Mann, bey dessen Hausehre ein andrer schläft, indem er an die Thüre pocht, würde, wenn diese nun das Bauchweh kriegte, seine Beinkleider mit einem so prächtigen und kostbaren Paar Hosen verwechseln.

Also, lieber Hans Krux, die Hand auf den Mund: über solche allgemeine Sünden klagen, würde eben so thöricht seyn, als über Regen und schlecht Wetter zu seufzen und zu heulen.

Der gute Ehemann, der schon seit seiner ersten Abreise, wie wir oben erwähnt, etwas gefälliger über die Sünden der Art hatte denken gelernt, beschloß, dem Rath des Herrn Gevatters zu folgen, ging in aller Stille, obgleich mit schwerem Herzen, nach seinem Hause, warf dem listigen, ehebrecherischen Weibe die prächtigen Beinkleider unter tausend Flüchen aufs Bett, polterte den Französischen Ehebrecher aus dem Schlaf, foderte ihm die Rechnung ab, hieß ihn sein Haus verlassen, und behielt die Beinkleider, mit allem, was drin und dran war, und hing sie, der theuren Ehehälfte zur immerwährenden Kränkung und schrecklichen Warnung für die Zukunft, über das Bett.

Der schwache Ehemann und starke Liebhaber.

Es ist eine allbekannte und sehr richtige Beobachtung, welche die Sittenlehrer gemacht, daß der Mensch in seinen Handlungen sich nicht immer gleich (und zu verschiedenen Zeiten) unter verschiedenen Umständen gleichsam ein von sich selbst ganz verschiedenes Wesen ist. Die Spanier scheinen sich daher sehr richtig auszudrücken, wenn sie, indem sie die Tugend eines Menschen, z. B. seine Tapferkeit, rühmen wollen, von ihm sagen: damals, oder bey der Gelegenheit, war er tapfer; denn der nämliche Mensch zeigt sich jetzt schwach, jetzt stark, jetzt tugendhaft, jetzt lasterhaft, jetzt edel, jetzt unedel. Man pflegt zu sagen: die Gelegenheit macht den Dieb; nach dem aber, was man täglich sieht und

beobachtet, kann man eben so wohl sagen: Gelegenheit und Umstand machen den ehrlichen Mann.

Die Ueberschrift unserer Erzählung führt uns ganz natürlich auf die Beobachtung, und die Geschichte selbst wird sie uns gleich in einem Beyspiele darstellen: indem der nämliche Marquese Pandemio in den Armen seiner Frau ein Schwächling, und in dem Bette bey seinem Mädchen, ein Mann von Kraft und Feuer war.

Der Marquese Pandemio in der berühmten Stadt Mayland, einer von jenen lustigen Landjunkern, die nicht wissen, warum sie Gott geschaffen hat, und zwey Fünftheil ihres Lebens vertändeln, zwey Fünftheil verlangweilen, und ein Fünftheil verathmen, verstand sich besser auf Jagen und Reiten, als auf Oekonomie oder Statistik, liebte mehr das Vergnügen als die Geschäfte, und grif unbesorgt so lange in den vollen Geldbeutel hinein, bis er auf den Boden stieß, und bedurfte an keinem Tage der Erinnerung des Evangelii: „Sorget nicht für den andern Morgen.“ Denn seine ganze Lebensart war nur auf die Stunde eingerichtet.

Den Notaren und Gerichtsschreibern der Stadt war er allbekannt; denn er erschien sehr oft vor Gericht in Hypotheken- und Schuldensachen; aber diese waren leider nicht aktiv, sondern passiv. Doch warum

sagte

sagte ich leider! Ein Kavalier würde ja nicht so unbegroßmüthig handeln, sein Geld auf Zinsen anzulegen: er denkt edler; er borgt Geld von der Canaille Bourgeoise, und läßet sie der Zinsen genießen: sollten sie auch das Kapital darüber verlieren.

Und selbst die damaligen Geschichtschreiber der Chronique scandaleuse von Mayland müssen es unserm Marquese nachrühmen, daß er seine Schuldner, die ihm sehr fleißig Besuche machten, sehr höflich behandelte, und keinem derselben je anders, als wie seinem besten Freunde, begegnete. Ob indessen diese höfliche Begegnung allein die Ursache jener fleißigen Besuche gewesen, oder ob noch andre Gründe mitunter dabey mitgewirkt, lassen sie unerörtert.

Endlich aber, setzen die Geschichtschreiber hinzu, wurden eben diese Leute, die er doch so höflich behandelte, und mit Recht für seine theuersten Freunde hielt, wie leider! auf diesem wandelbaren Erdenrund Freunde sehr oft zu werden pflegen, seine geschworensten Feinde: sie kündigten ihm eines Tages ihren gemeinschaftlichen Entschluß an, ihn in den Schuldthurm zu stekken, und sich aller seiner Habseligkeiten, von seiner Villa an bis zum Hühnerstall, von der neumodischen Equipage bis zum Haarbeutel herunter, zu bemächtigen.

Vor Schreck über dies entsetzliche Promemoria, lief der Marquese auf der Stelle hin zu der reichen

und jungen Bürgerwittwe, Donna Constantia, bot ihr seine Hand an, und nahm als Assignation auf seine Heirath mit ihr, einen Wechsel von 10,000 Scudi mit nach Hause; die er dann mit etwas stolzerer Miene, als er sonst bey ihren Besuchen gezeigt hatte, seinen Schuldnern in die Hände gab, und dadurch das schwere Gewitter, welches über seiner Villa und seinem Hühnerstall, über Equipage und Haarbeutel, so furchtbar herabdrohete, glücklich ableitete.

Donna Constantia war eine von jenen Wittwen, die an ihrem theuren Gemahl nichts mehr und nichts weniger, als ein menschliches Geschöpf in Hosen verlieren, nach dem sie sich nannten, mit ihm aßen und tranken, mit unter auch, wenn kein Anbeter da war, bei ihm schliefen, und von dem sie, nachdem sie für seinen Tod in der Kirche die Danksagung halten, oder einige Messen lesen lassen, nichts mehr, als den Namen und das Vermögen, behalten.

Constantia brach das Gelübde der Königlichen Wittwe Dido, ihr Herz keiner fremden Liebe zu öfnen, ohne es jemals gethan zu haben. Ihr Bett war auch, selbst in ihrem Wittwenstande, immer noch groß genug, um zwey Schläfer zu beherbergen; die Leute in der Stadt flisterten sich sogar etwas von einem lebendigen Liebespfändchen in's Ohr, womit Donna Constantia nach dem Tode ihres theuren Ehegemahls die Welt beschenkt hätte, welches

aber niemand für ein authentisches opus posthumum des Wohlseligen halten wollte; ob es gleich, statt höchstens im neunten Monat nach dem Tode des Herrn Gemahls die Mutter zu brechen, sich nur noch zwey Monat länger dazu Zeit genommen hatte. Denn wenn Pflanzen, Blumen und Früchte nicht immer zur bestimmten Zeit keimen, wachsen und blühen; so könnte auch wohl einmal eine menschliche Pflanze einen oder ein paar Monat länger als gewöhnlich in der Mutter verweilen. Ueberdem ist es ja auch von allen Naturforschern, vom ältern Plinius an, bis auf den Büffon als Thatsache angenommen; ja sie behaupten sogar, daß Kinder, die länger als gewöhnlich, im Mutterleibe verweilten, mehrentheils größer und stärker an Körper oder an Geist waren, als diejenigen, die um die gewöhnliche bestimmte Zeit in der Welt erscheinen. Wie es denn auch immer etwas Kleinliches verräth, sich pünktlich an Zeit und Stunde zu binden; und im Gegentheil etwas Großes drin liegt, sich über die Regel wegzusetzen.

Alle diese Gründe von der Legimität des kleinen Liebespfandes der Constantia, die wir hier vielleicht etwas zu weitläuftig aus einander gesetzt, hatte nach der Erzählung der Mailändischen Chronik ein großer Advokat eben um diese Zeit für eine andre Wittwe, die sich mit unserer Constantia im ähnlichen Falle

befunden, zum Beweise ihrer unverletzten Wittwenkeuschheit angeführt; er war damit auch glücklich durchgedrungen, und den Verläumdern der keuschen Frau wurde ein ewiges Stillschweigen auferlegt.

Ob aber gleich dieser Prozeß sehr viel Aufsehen gemacht hatte, und allen Accoucheurs in Mayland oberwähnte Gründe des Advokaten vorschwebten: so wollte doch in der ganzen Stadt kein Mensch das Kindlein der Konstanzia für einen Apfel von seines Vaters Stamm halten; sondern alle sagten, der Stamm selbst wäre, selbst als Freund Hain ihn noch nicht von der Wurzel aus weggesichelt hatte, zu verwittert gewesen, als daß er jemals auch nur ein Blatt, vielweniger einen Apfel, hätte tragen können.

Aber dem sey, wie ihm sey! Wir haben hier nur die Pflichten eines Geschichtschreibers erfüllen wollen, der über den wahren Charakter seiner handelnden Personen, et sine ira studio, ohne Haß und ohne Vorliebe, Meinung und Gegenmeinung, Gründe und Gegengründe anführen muß. Da übrigens der drohende concursus creditorum den stolzen Marquese Pandemio einmal zu dem Entschluß vermocht, seine adelichen Rippen als angetrauter Ehemann an die Seite einer bürgerlichen Frau zu legen: so konnte es ihm gleich viel seyn, ob an dieser Seite nur Ein Constanzio oder mehrerere Herren gelegen. Ueberdem wollten die oberwähnten Geschicht-

schreiber behaupten, er selbst hätte dem reinen Spiegel der Wittwenkeuschheit der Constantia, noch während der Zeit, als er ihr eine der schönen Perlenthränen über den all-geliebten Constantio abtrocknete, im Vorübergehen mit dem Ellbogen einen kleinen Fleck angewischt.

Kurz, der Priester sprach „Seyd fruchtbar und mehret euch" über den Marquese und die Donna Constantia aus, und sie hießen, wie nach diesem gesprochenen Segen zwey Geschöpfe, eins mit und eins ohne Hosen zu heißen pflegen, „Mann und Frau."

Donna Constantia hatte nun einen Mann, und war überdem Marquese. Ob aber dieses a + b = 10,000 Scudi war, die sie nun weniger hatte, darüber hat sie sich nicht sogleich nach ihrer Hochzeit, wohl aber ein Jahr nachher, erklärt; indem sie um diese Zeit öffentlich zu sagen pflegte, daß jene a + b grade = 00,000 zu achten wäre, und daß 10,000 Scudi wol einen Mann und einen Marquese-Titel, aber ein Mann und ein Titel ihr nicht 10,000 Scudi geben könnten.

Diesen letzten Satz beherzigte sie, wie wir schon sagten, nicht eher, als ein Jahr nach ihrer Verheirathung. Denn bis dahin ließ sie das bürgerliche Geld aus dem Koffer sehr glatt durch die adelichen Hände laufen. Kleidung, Wohnung, Equipage, Repas und Lustpartien, so glänzend es auch alles schon die Donna

Constanzia gehabt hatte, sprach — nun noch weit glänzender, — laut und schreyend die Marquese Pandemio. Selbst ihre Tugend nahm, wie bey großen und wahrhaft-adelichen Seelen immer der Fall zu seyn pflegt, einen höhern Schwung; sie verabschiedete, seit ihrer Vermählung, alle bürgerlichen Liebhaber, und selbst ihr Verhältnis gegen die Adelichen unter denselben ging nur selten über die Grenzen der belle amitié hinaus.

So wie aber, wie wir eben gesagt, die Tugend der Marquese durch ihre Erhebung in den adelichen Stand, einen höhern Schwung genommen hatte; so glaubte sich auch der Herr Marquese durch die angetrauten Reichthümer der durch sein eheliches Ja geschaffenen Donna Marquese Pandemio, zu allen den Privilegien im uneingeschränktesten Maaße berechtigt, deren sich der hohe Adel, wenn er zugleich reich ist, zu bedienen pflegt. Er machte ein besonders Haus für sich; gab eigene Repas, eigene Lustpartien, legte ausschließlich zu seinem Gebrauch Gärten und Lusthäuser an, und, was das schlimmste, aber bey den Herren seiner Gattung das gewöhnlichste ist, leistete seiner adelichen Marquese nur selten die bürgerliche Pflicht des ehelichen Beyschlafs; und, wenn er's that, so war es in dem eigentlichsten Sinn ein Beyschlaf, ein Schlaf ohne alle vorhergegangene Wachsamkeit; so daß Donna Marquese auf die ganz

natürlichen: Gedanken verfallen muste, der Herr Marquese wolle sein adeliches Blut, um mich philosophisch auszudrükken, durch das Medium einer bürgerlich-gebornen auf keine Marquesen oder Marquesinnen fortpflanzen: ein Gedanke, der eben so sehr ihr Gefühl für ein gewisses Bedürfniß, als ihren Stolz, empörte.

Aus bloßer Rache, eine Empfindung, die in edlen und großen Seelen eben so leicht als furchtbar aufflammt, entschloß sie sich, einen gewissen bürgerlichen Blondin, welchen abzuweisen, ihrem Stolz die höchste Ueberwindung gekostet hatte, und, als dieser ihren gekränkten Weiber- und Rangstolz noch nicht genug zu rächen schien, einen Brunet, ja als der Marquese ihre Rachsucht noch mehr aufreizte, einen der vierschrötigsten, bürgerlichen Herkules zu lieben.

Der Herr Gemahl schien diese Rache der Marquese eben nicht sehr gallsüchtig zu empfinden; er begegnete zu einer Zeit den Blondin auf der Treppe zum Schlafzimmer der Marquese; zu einer andern Zeit sah er den Brünet an der Thür desselben; und eines Morgens sah er sogar den vierschrötigen Herkules aus dem Schlafzimmer herauskommen; aber er sagte mit dem ruhigsten Ton von der Welt zu dem Blondin, daß er sich nicht aus dem Athem laufen möchte; drehte dem Brunet, der mit dem Schlüßelwerk nicht recht Bescheid zu wissen schien, den Schlüßel nach der

rechten Seite, und wünschte dem hoch und starkbäumigten Herkules einen herzlichen guten Morgen.

Einsmal verirrte er sich in den Schlafzimmern, und hielt das Zimmer seiner Frau für sein eigenes, wo ihn sein einzig-geliebtes Julchen erwartete. Als er aber die Gardine von dem Bett zurückschlug, und die Stelle schon besetzt fand, ward er inne, daß er fehl gegangen, und sich in dem Schlafzimmer seiner Frau befände; und ging stillschweigend von dannen.

Ein so sanfter, gefälliger Mann wäre vielleicht für jede andre Frau ein homme adorable gewesen. Aber nicht so die stolze Marquese, besonders seit der Zeit, als die vollen Koffer merkbar leichter zu werden begannen, und die bürgerlichen Scudi's nicht mehr ungezählt durch die Hände der adlichen Verschwendung hingleiteten.

Denn Donna Marquese Pandemio fing nun an, sehr weislich zu überlegen, daß eine doppelte Haushaltung doppelte Kosten machte; daß ein Mann ohne wirkliche Leistung der ehelichen Pflicht doch eigentlich kein Mann sey; und daß sie das ihr an einem solchen Mann abgehende Vergnügen der Liebe in dem ledigen Stande eben so wohl, und beynahe noch ungehinderter genießen könnte.

Diese weisen Ueberlegungen brachten sie zu dem muthigen Entschluß, ihren Gemahl zu verlassen, und die Ehescheidung zu verlangen.

Eine Ehescheidung zu verlangen, Scheidung von dem sanftesten, gefälligsten, besten Manne von der Welt? Unter welchem Vorwande konnte die Marquese dies thun?

So höre ich hier die Leser fragen. Und ich muß es selbst gestehen, der Vorwand ist so sonderbar, daß, wenn nicht alle Geschichtschreiber einstimmig wären, und selbst die in der Registratur der Stadt Mayland über diesen Prozeß beygelegten Akten, die ich mit allem Fleiß eines Commentators durchgelesen, oder vielmehr studirt, ich nach meiner schriftstellerischen Gewissenhaftigkeit Bedenken tragen würde, diesen Vorwand meinen Lesern als den wahren darzustellen. Und dieser Vorwand war kein . . anderer . . . als . . . . daß der Marquis Pandemio, Gemahl der Donna Marquese Pandemio, nur deswegen so wenig Eifersucht gegen besagte seine Gemahlin bewiese, weil er andern dasjenige bey seiner Frau zu thun willig überließ, was er selbst nicht thun könnte; weil er es mit der ehelichen Pflicht machte, wie es große Herren mit ihrer Regentenpflicht zu halten pflegen: indem er sich Statthalter oder Minister annähme, wo er selbst mit seinen Kräften nicht hinreichte: weil et nicht im Stande wäre, dem Ehecontract das lezte und all-bekräftigende Siegel aufzudrükken — kurz — denn warum soll der Geschichtschreiber, der Herold der Wahrheit, nicht die Dinge

bey ihrem rechten Namen nennen,) weil er — unvermögend war.

Aber wenn ich diesmal wider meine Gewohnheit mit jungfräulicher Verschämtheit zögerte, die Wahrheit rein heraus zu sagen; dann ahmte ich nur die feine und züchtige Marquese Pandemio nach, die, als sie von den ehrwürdigen Senatoren der Stadt Mayland gerichtlich belangt wurde, dies gerichtliche Corpus delicti des Marquis von sich zu geben, sich eine Weile in ihren Schleier verhüllte, dann sich ein Blatt weiß Papier reichen ließ, und es nach einigen leeren Zügen mit der trokkenen Feder unterschrieben zurückgab, mit dem etwas lächelnd ausgesprochenen Zusatz: ich kann nicht!

Ein hochweiser Magistrat der Stadt Mayland empfand die ganze Feinheit dieser Erklärung: und ihre Meinung von der Tugend der schönen Klägerin konnte dadurch nicht anders als gesteigert werden. Wäre sie nicht schon einmal verheirathet gewesen; so hätte sich ein Senatus venerandissimus freilich in der Verlegenheit gesehen, der Klägerin wenigstens noch eine Frage vorzulegen, und sich, wie bey allen logisch-richtigen Definitionen geschehen muß, eine Erklärung von der Erklärung geben zu lassen, und die definitionem nominalem in eine definitionem realem zu verwandeln; damit in der zu instruirenden Klage kein vitium subreptionis unterlaufen konnte.

Denn es ist doch sonnenklar, daß ein Mädchen als Mädchen nicht wissen kann, was ein Mann alles vermag; wenigstens gehört dies mit unter diejenigen Grundsätze der menschlichen Erkenntniß, von welchen der große Philosoph in Königsberg in seiner allberühmten, allgelesenen, allerläuternden und allmißverstandenen Kritik der reinen Vernunft, mit beynahe mathematischer Evidenz, nicht bloß den Philosophen des Alterthums, sondern auch der neuern Zeit, bewiesen hat, daß darüber nichts a priori, d. h. aus Gründen der reinen Vernunft, entschieden werden kann.

Wenn sie also etwas davon weiß, oder auch nur ahndet; so hat sie es, wie nach den Grundsätzen des vorbesagten großen Philosophen der Mensch sich den größten Theil seiner Kenntnisse erwirbt, a posteriori, d. h. aus der Erfahrung gelernt; Erfahrung aber in Sachen der wirklichen Aeußerung und des Wesens des Geschlechtertriebes ist nur einer Frau erlaubt: eine Frau ist aber kein Mädchen, und ein Mädchen ist keine Frau, also ist ein Mädchen mit solchen reellen Kenntnissen kein Mädchen: Ergo.

Da aber Donna Marquese schon einmal verheirathet gewesen war, so konnten die Herren Senatores wenigstens präsumtive schließen, daß sie sich auf das, was ein Mann als Mann vermöge, realiter verstehen müsse, und eine Verbal-Definition war in

ihrem Munde, wie Verbal-Deffinitionen auch in der Philosophie leider! sehr oft zu seyn pflegen, eine Real-Definition; mithin konnten und mochten ihr die Richter die bekannte, aber auch für die Philosophie wichtige Katechismusfrage: Was ist das? gar füglich erlassen.

Ich sagte nicht ohne Grund: die Richter konnten wenigstens präsumtive die Verbal-Definition der Marquese als eine Real-Definition ansehen. Denn wäre es nicht auch möglich gewesen, daß der erste Gemahl der Marquese auch desjenigen Fehlers eines Ehemanns schuldig gewesen wäre, dessen sie den zweyten, Pandemio, anklagte? Hätte jener ihr nicht eben sowohl, so wie ohngefähr die Philosophen, bisweilen verba pro re, den Schatten statt des Wesens geben können? Und woher wäre ihr in dem Fall der Realverstand von dem Dinge gekommen?

Man wird mir freilich einwenden: Es giebt der Erklärer noch mehrere, als den Herrn Ehegemahl; aber bey dieser Voraussetzung würden die Herren Richter einen sehr verdächtigen Schatten auf die Tugend der allbelobten Marquese Pandemio geworfen haben. Und dies ist doch dem bekannten Gesetz des Naturrechts und des positiven zuwider:

Quilibet praesumitur bonus! donec probetur malus.

Zwar sprach die ganze Stadt, wie wir oben schon erwähnt, von einigen nicht in aller Form rechtmäßigen Real-Definitoren des eigentlichen Mannswesens; bey welchen sich Donna Constantia bisweilen bei Tage, mehrentheils aber bey Nacht, einige logische Vorlesungen hätte halten lassen. Aber die ganze Stadt kann ja auch ganz falsch reden, wie man denn in jeder großen und kleinen Stadt von einem Ende bis zum andern, fast täglich Gerüchte hört, die morgen als die ausgemachtesten Lügen erfunden wurden.

Daher konnte auch selbst die ganze Stadt keine gültige Zeugin gegen die Tugend der Marquese Pandemio seyn.

Der ehrwürdige Magistrat von Mayland that daher in jeder Rücksicht wohl, eine weitere Erklärung jener allegorischen Anklage an ihren Orte gestellt seyn, und die Tugend der Marquese, so wie alle Dinge, von denen man besorgen muß, daß sie, wenn sie etwas gerügt oder bewegt werden, fallen könnten, auf sich selbst beruhen zu lassen.

Die Anklage der Marquese wurde ohne Allegorie und Umschweif, wie es in actibus judicialibus immer seyn muß, von ihrem Advokaten in optima forma abgefaßt, und dem Marquis gerichtlich zugestellt. Da aber die Lazze eines Mannes ein heiliges, unberührbares Ding ist, und allenfalls nur von seiner Gemahlin, oder einer sammtnen Mäd-

chenhand, entknöpft werden mag: indem, so wie in dem Demantkästchen des Alexanders die Iliade, die wahre Mannsehre darin enthalten ist: da ferner der Marquis, als ein Mann von Adel, oder, was eben so viel und beynahe noch mehr ist, als ein Mann von Ehre, seine so heilig verschloßene Mannsehre unmöglich den bürgerlichen Augen der Richter preis geben konnte oder wollte; da endlich das corpus delicti, wenn es der Anklage gemäß befunden worden, ihn auf immer dem Spott und Hohngelächter aller Damen Preis gegeben haben würde; so beschloß auch er, einen Advokaten anzunehmen. Und die Sache schien sich, aller menschlichen Ansicht nach, zu einem der merkwürdigsten und langwierigsten Prozeße, worüber jemals in allen Registraturen Europas acta constiren, zu verlängern.

Aber gleichwie bisweilen ein schwerer Krieg unter den Fürsten der Erde durch Ein Lächeln, Ein Wörtchen einer Maitresse, so wie entflammt, also auch beygelegt wird: so war es auch eine große Kleinigkeit, die den Prozeß des Marquis und der Marquese früher, als man hätte glauben sollen, entscheiden half.

Ich sage früher, als man hätte glauben sollen: aber wer ist uns Bürge, daß der Prozeß ohne diese zufällige Kleinigkeit jemals würde beendet worden

seyn? Denn da alle Instruktionen, welche der Herr Marquis, als Beklagter, seinem Anwald ertheilen konnte, doch immer nur das, was ausserhalb der Lazze ist, betreffen, und bey der Ehre des Hochwohlgebornen sich nicht ein Haar breit weiter erstrecken konnten: so hätte sich Anwald des Inkulpatus immer in dem Gedränge befunden, in welchem die Philosophen bis dahin waren; nämlich, er hätte etwas beweisen sollen, was doch unter den gegebenen Umständen (so lange der Herr Marquese — Marquese, seine Ehre unverletzt, und seine Lazze unantastbar blieb), nimmer bis zur Evidenz bewiesen werden konnte.

Ob der Anwald des Marquese diesen wesentlichen Grundfehler der übernommenen Vertheidigung des Beklagten als ein juristischer Kant, einsahe, und also bloß durch einen Advokatenkniff, d. h. um Geld zu schneiden, den endlosen Prozeß zu führen wagte, oder ob er, wie alle bisherigen Philosophen vom Samischen Pythagoras an bis auf den Weltweisen am Pregelfluß, den wahren statum quaestionis verfehlte: darüber können wir, da er in seiner Vertheidigung unterbrochen ward, nicht mit Gewißheit entscheiden. Denn indem er eben das erste Konvolut seiner Vertheidigungsschrift fertig auf dem Schreibtische liegen hat, erhält er von dem hochweisen Magistrat der Stadt Mayland die

Notam von einer neuen gegen Inkulpatum angestellten Klage.

Eben das Julchen, von welcher wir schon oben sagten, daß der Herr Marquese einsmals in seinem eigenen Hause ihr Schlafzimmer mit dem seiner Gemahlin verwechselte, beschwerte sich bey einem hochweisen Magistrat über den Marquese Pandemio, daß sie, da sie von Kindheit auf eine sehr feine, schlanke Taille gehabt, nunmehr durch den Herrn Marquese derselben verlustig gegangen, und in denjenigen Theilen ihres Körpers, welche von ihm vorzüglich magnetisirt, elektrisirt oder auch manipulirt worden, gewisse ungewöhnliche, bis dahin noch nie gefühlte Bewegungen verspürte, und kurz zu sagen, daß sie sich von ihm schwanger fühlte. Supplikantin ersuchte daher den Magistrat, ihr die in solchen Fällen gewöhnliche Schadloshaltung zu Statten kommen zu lassen.

Da Julchen von einer adelichen, aber seit ein Paar Generazionen heruntergekommenen Familie, überdem aber auch die nahe Anverwandte eines der Magistratspersonen war; so konnte die gefoderte Schadloshaltung allerdings nicht unbeträchtlich seyn.

Man hätte glauben sollen, daß der Marquese sich über diesen neuen und gewiß kostspieligen Prozeß in einiger Verlegenheit gefühlt haben würde. Denn da er doch nicht in einem Lande oder zu einer Zeit

lebte,

lebte, wo das neue Preußische Gesetzbuch eingeführt war, als nach welchem alle Prozesse in der möglich-kürzesten Zeit geschlichtet werden müssen; so hätte er, sollte man glauben, mit zwey so schweren Prozessen überladen, bis zu ihrer gänzlichen Entscheidung hin, keine ruhige Stunde haben können.

Aber er schien mit der doppelten Anklage nur seinen Scherz zu treiben, oder vielmehr sich des Gewinns des Prozesses unfehlbar versichert zu glauben. Er lachte, sang, trillerte, spielte, aß und trank so ruhig, so unbekümmert, wie die Menschen im goldenen Zeitalter, wo nicht Kläger und Beklagter, nicht Richter und Anwald, nicht Gesetz und nicht Richtstuhl war.

Nie sahe man ihn mit einem Anwald oder Prokuratoren, nie an seinem Schreibtisch, um entweder selbst an seiner Vertheidigung zu arbeiten, oder seinem Anwald die nöthigen Instruktionen zu ertheilen.

Einer seiner Freunde, dem das Gefährliche seiner Lage nahe ging, machte ihm eines Tages wegen seiner auffallenden Gleichgültigkeit in zwei so kritischen Streitsachen einen Vorwurf, und erinnerte ihn, an seine Vertheidigung zu denken.

Aber Marquese Pandemio antwortete ihm mit jener lächelnden, selbstzufriedenen Miene, mit wel-

cher große Seelen sich immer auszudrücken pflegen, wenn die Rede von wichtigen Dingen ist.

„Kümmert euch nicht, Freund! um meinetwillen. Pandemio kann auf keine Weise verlieren: gewinnt die Marqueſe den Prozeß, so hebt sich Julchens Anklage von selbst auf. Gewinnt aber Julchen, so gewinn' ich meine durch die Marqueſe mir geraubte Ehre. Aber gewiß, Julchen verliert ihre Sache nicht. Meine Leute, meine Nachbarn, meine Freunde, die Marqueſe selbst, wissen es, daß ich ihr starke Besuche gemacht; und ich habe ihr nur heute noch einen Wechsel auf 800 Skudi ausgestellt. Wenn sie also schwanger ist, und in dem Prozeß eines Marqueſe von Mayland, von keinen Teufeleyen, Zauberеyen oder Beschwörungen die Rede seyn muß; wenn der, der den Acker besäet und bepflügt, auch billig erndtet; so muß Pandemio der Vater zu Julchens Püppchen seyn. Und ich warte nur, daß mein kleiner Bube selbst mich nächstens vor den Ohren eines hochweisen Magistrats Papa nennen, und mit seinem kleinen Mäulchen überzeugender und kräftiger gegen die Anklage der Marqueſe für meine Ehre sprechen wird, als mein Anwald. Indessen hätte Julchen für ihre jungfräuliche Ehre wohlgethan, wenn sie geschwiegen. Denn für meine Ehre konnte sie nichts bessers thun, als jene gerichtliche Klage anstellen.

Die Marquese Pandemio wird also hoffentlich den Prozeß verlieren, oder ihre Aussteuer wird mir wenigstens zur Entschädigung für meine so verläumderisch befleckte Ehre zuerkannt werden. Sollte sie aber durch die Verschmitztheit ihres Anwalds den Prozeß gewinnen; alsdann erhält Julchen, wie natürlich, keinen Heller, und sie würde mich im Gegentheil entschädigen müssen."

So raisonnirte unser Marquese ruhig; aber er raisonnirte, wie die Marquesen gewöhnlich pflegen, leider falsch. Er verlor beyde Prozesse.

Julchen brachte es durch die augenscheinlichsten Zeugnisse dahin, daß der Marquese als der Vater ihres Kindes gerichtlich erklärt ward.

Und da er gegen diese Erklärung nichts einzuwenden hatte; so gingen die Richter weiter, erklärten ihn für einen Ehebrecher, und erkannten auf die förmliche Scheidung von seiner Gemahlin, der Marquese.

Aber was unsern Lesern gewiß auffallend seyn wird, so wie es auch dem Marquese war; — seine Gemahlin gewann ihren Prozeß nicht weniger. Es gelang ihrem Anwald, einem sehr verschmitzten und syllogistischen Kopf, den Marquis, wenn nicht des Unvermögens überhaupt, doch des ehelichen Unvermögens, zu überführen.

Die feine und von keinem Anwald in Prozessen dieser Art bemerkte Distinktion schien dem hochweisen Magistrat der Stadt Mayland sammt und sonders eben so wahr als neu. Denn die mehresten unter ihnen hatten sich nicht selten als schlaffe Schwächlinge auf dem Pfühl bey ihren Weibern, und voll Kraft und Feuer auf dem Schooße eines lieben Mädchens gefühlt.

Sie schlossen daher eben so weise, als menschlich, daß das, was ihnen dann und wann bey ihrem ehelichen Bettgenoß begegnet wäre, dem Marquis auch wohl seit der ganzen Zeit, da ihm die ehelichen Pflichten oblägen, hätte begegnen können.

Da also in diesem so möglichen und an sich sehr wahrscheinlichen, durch die Unfruchtbarkeit der Marquese, und durch die Fruchtbarkeit Julchens noch wahrscheinlicher gemachten Fall, die Heirath zwischen dem hochadelichen Paar eigentlich nicht vollzogen worden, so erkannten die Richter auf die Scheidung, und verurtheilten den Herrn Gemahl, der Marquese ihre Mitgift zurückzustellen.

So sonderbar, ja gewissermaßen unbillig, auch die Sentenz des Mayländischen Magistrats scheinen könnte; so glaube ich doch, daß die feine Distinktion zwischen Unvermögen überhaupt, und zwischen ehelichem Unvermögen in der Natur des Mannes und der Ehe gleich stark gegründet ist, und daß

man auch daher in dem neuesten Preußischen Gesetzbuch billig hätte Rücksicht darauf nehmen sollen. Wenn es daher bis jetzt noch nicht geschehen, so hoffe ich, daß die Herren Gesetzgeber, auf diese meine Erinnerung, bey einem so wichtigen Rechtsfall, als der von mir in Anrege gebrachte, in der nächsten verbesserten Auflage diese Distinktion nicht übergehen werden.

Ich finde es überdem den Fortschritten der Kultur des menschlichen Geschlechts nicht weniger, als der Gerechtigkeitsliebe der Gesetzgeber gegen das weibliche Geschlecht angemessen, daß sie jeder Ehefrau, und wenn auch ihr Mann ein Julchen fruchtbar gemacht hätte, erlauben, jene Distinktion für sich anzuführen, im Fall sich der angetraute Eheherr in Leistung der angelobten ehelichen Pflicht unvermögend befinden sollte.

Denn ich wiederhohle die wichtige Moral dieser Geschichte noch einmal: Man kann ein Schwächling bey seiner Frau, und voll Feuer und Kraft bey einem hübschen Mädchen seyn.

Das redende Gespenst.

Lange vorher, ehe Kolumbus die sogenannte neue Welt entdeckte, hatten die Menschen ohne Schiff und ohne Kompas, bloß auf den Flügeln einer kühnen Phantasie, (dieses wahren Boracks des Mahomeds, dessen Rücken ihn durch alle sieben Himmel trug), sich in die Geisterwelt hineingewagt, und wenn man gewissen Philosophen, Theologen und Theosophen trauen will, so kennen wir die Geisterwelt besser, als alle Weltumsegler und Reisebeschreiber uns jemals die von dem berühmten Genueser entdeckte Welt bis dahin geschildert haben, oder jemals schildern werden.

So wenig indessen die Einwohner der Geisterwelt sich um die phantastischen Bewohner des närrischen Erdenrundes zu bekümmern scheinen; sey's

nun, daß sie es nicht der Mühe werth achten, sich so närrischen Geschöpfen mitzutheilen, als die zweibeinigen, aufrechtgehenden Wesen sind, die die Erde mit jedem Tage um ihre Achse herumschleudert; sey's, daß zwischen ihnen und uns eine zu große Kluft befestiget, und keinem Montgolfier unter ihnen zu uns, so wie keinem unter uns zu ihnen herüberzufliegen vergönnet ist: so haben es doch die Menschen von jeher nur zu oft gewagt, die Geisterwelt gleichsam in die unsrige hinüberzutragen; und an einem großen Theil der Uebel, die diese beste aller Welten entstellen, sind, wiewohl ohne ihr Wissen und Zuthun, die Geister schuld.

Priester, Philosophen, Propheten, Wunderthäter und Theologen, haben, jetzt mit heiligen Engeln aus dem Himmel, jetzt mit bösen Geistern aus der Hölle die Erde bevölkert, und gute und böse Geister scheinen die Menschen zu umschwärmen, wie die Mükken im Sommer.

In unsern Zeiten, wo man so eifrig bemühet ist, in dem Kopfe der Menschen und in der Welt, jedes Ding an seinen gehörigen Ort zu setzen, scheinen auch die Geister, gute und böse, sich nach und nach in aller Stille in ihre Welten zurückgetrollt zu haben, und die Menschen im Guten und Bösen ohne sie zu schalten und zu walten.

Aber in den alten Zeiten, und besonders in den Zeiten des finstern Pabstthums, konntet ihr nie sicher seyn, daß nicht irgend ein Geist, besonders aber der sogenannte Satanas, sein Spiel mit euch hatte. Denn gesetzt, ihr wolltet euch mit dem Messer den Bart abscheeren; so stieß euch unvermuthet der vorübergehende Satan mit dem schwarzen Ellbogen an die Hand, und ihr kamet um euren Hals, ihr wustet selbst nicht wie.

Ihr laget in süßer Ruh des Nachts bey eurem Weibchen: ein schwarzer Unhold mit Schwanz und Pferdefuß trat vor euer Bett, hieß, unter höllischen Verwünschungen, euch weichen, und nahm, so bald ihr zur Thür hinaus waret, in Engelsgestalt, eure Stelle ein.

So sehr man auch seit den drey letzten Zehntheilen des laufenden Dezenniums die Aufklärung zu verschreien gesucht; und so sehr ich selbst in gewisser Rücksicht ein Feind der Aufklärung bin, indem gewisse Dinge sich besser im Dunkeln als bey hellem Sonnenschein thun lassen: so wird doch ein jeder, dem die Ruhe des menschlichen Geschlechts am Herzen liegt, der Aufklärung wenigstens deswegen nicht ganz abhold seyn, weil sie mit ihrer hellflammenden Fakkel dem Teufel und seinen Engeln die Flügel abgesengt, daß sie wahrscheinlich nun und nimmermehr sich aus der höllischen Finsterniß in unsre Lichtwelt hinunterwagen wer-

den: ein Argument für die Aufklärung, das selbst bey dem starrsinnigsten Hyperorthodoxen Beyfall finden muß, wofern ihm anders sein Hals — oder sein Weib — noch theuer ist.

Aber die Einleitung zu unserer Erzählung ist uns beynahe so lang gerathen, daß dem geneigten Leser fast der Gedanke aufsteigen könnte, wir hätten, um von der Einleitung bis zur wirklichen Erzählung zu gelangen, die große Kluft, die zwischen dem Geisterreich und unserer Welt befestiget ist, zurücklegen müssen.

Allein da das gegenwärtige Geschlecht der Adamssöhne in den Lüsten der Welt so tief versunken ist, daß es fast niemals seine Gedanken auf das erhabene Geisterreich zu richten pflegt: da selbst die Priester auf der Kanzel den bösen Geist beynahe nie anders nennen, als wenn er etwa in dem Sonntagsevangelio eine Rolle hat, und also ehrenhalber genannt werden muß: da sie in der Apnevmatomanie, ich will sagen, in der unseligen Sucht des laufenden Jahrhunderts, alles, was Geist und Geisterwerk heißt, wegzuleugnen, so weit gehen, daß sie das „fahr aus du unreiner Geist!“ welches doch ausdrücklich und mit großen Buchstaben in der Agende zu lesen ist, aus dem Taufformular weglassen: (woher es denn auch keinen frommen Christen befremden darf, daß die so unheilig-getauften Kinder, wenn sie nun erwachsen, durch

den inne: gebliebenen Satan, zu allem Bösen gereizt und verführt werden); so habe ich nach meiner bekannten und schon oft gerühmten Frömmigkeit nicht unterlassen können, die böse Welt an den orthodoxen Glauben ihrer gottseligen Vorfahren zu erinnern, und ihr, wegen ihres verdammlichen Unglaubens, das Gewissen zu schärfen.

Vielleicht wird ihr meine wohlgemeinte Ermahnung noch anschaulicher und eindringlicher durch die folgende Erzählung, zu deren endlichen Anfang ich mir durch eine so lange Einleitung alles Recht erworben zu haben glaube.

Zwar wird in unsrer Geschichte der böse Geist oder auch einer seiner Abgesandten nicht sogleich erscheinen: aber der Leser spotte nur nicht: er gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge, er kömmt auch in dieser Geschichte, wie er immer zu kommen pflegt, grade dann, wenn er am wenigsten vermuthet wird.

Charles Guillaume Franzois de Peiremont, aus der weltberühmten Provinz Gaskonien in Frankreich, (wir nennen unsern Ritter mit allen seinen Vor- und Zunahmen, Geburtsort und Vaterland, wie er sich selbst immer zu nennen und zu schreiben pflegte) war einer von den jungen süßen Herrn, von denen man wohl nicht eigentlich rühmen kann, daß sie dem Vaterlande leben; oder daß sie Iliaden schreiben,

Schlachten gewinnen, oder die Gesetze der Anziehungskraft erfinden werden.

Hübsch und glatten Gesichts, wie man allenfalls seyn muß, wenn die Damen nicht ihr liebevolles Gesichtchen von uns abkehren sollen, gefiel er sich besser an der Toilette, als in der Studierstube, und mochte lieber selbst schönen Weibern und hübschen Mädchen den neuesten Musenalmanach vorlesen, als die schwerfälligen Vorlesungen der ehrwürdigen Herren Professoren über Logik und Metaphysik, über jus naturae und jus publicum anhören. Ueberdem schien die holde Suada der Göttin der Liebe selbst ihm auf der Lippe zu sitzen: so angenehm lispelte er, so allerliebst verstand er's, jede kleinste Stadtneuigkeit, jedes Familien-Anekdötchen, jedes Geschichtchen von jungen Herrn und Damen aufzuputzen, so richtig war sein Urtheil über die Farbe des Bandes, der zu diesem oder zu jenem Kleide einer Dame paßte! mit so feiner und doch merkbarer, aber ihn sehr wohlkleidender Impertinenz, wuste er den Weibchen und Mädchen über die eine oder andre ihrer hervorspielenden Schönheiten ein Kompliment anzubringen, und selbst die unnennbaren Geheimnisse Amors mit einer gewissen halb-dunkeln Verständlichkeit auszudrücken! Und sein Lächeln war bey dem allen so süß, sein Auge so schalkhaft, sein ganzes Benehmen so artig und so gewandt, daß Demosthenes und Cicero mit ihrer pa-

thetischen Beredsamkeit nicht so kräftig, wenigstens nicht so unfehlbar, jener auf die Athenienser, dieser auf die Römer wirkten, als unser süße Junker auf die galanten Damen seiner Vaterstadt. In alien glänzenden Cirkeln, wo von ihm die Rede war, hieß er le charmant Monsieur de Peyremont, le garçon adorable u. s. w.

Die kleinen Lustparthien und Repas, welche er den Damen gab, die Schauspielhäuser, die er mit ihnen besuchte, die Bälle und Tänze, wo er ihnen und sie ihm die Hand drückten, die kleinen Geschenke endlich an Hüten, Gürteln, Schnallen und andern dergleichen Kleinigkeiten, womit er ein gesticktes Strumpfband, oder eine Bandschleife, oder ein paar Härchen zum Einfaßen in den Ring, erwiderte — brachten ihn endlich dahin, daß er, da er das harm- und sorgen-lose Leben so sehr liebte, sich auch, als wohin er lange gestrebt, von der Sorge wegen der Verwaltung seines väterlichen Erbtheils baar und befreit sahe. Denn seine Gläubiger überhuben ihn dieser Sorge. Und nun verließ er seine Vaterstadt, (man will sogar sagen, daß er wegen einiger noch unbefriedigter Schuldner, die dem Futter- und Nestlosen Vögelchen in einem der Stadtgefängnisse freyes Logis nebst Brod und Wasser geben wollten, nicht durch das rechte Thor gegangen) und zog als ein wahrer Cosmo-

polit in die weite Welt. Ob nach Osten, oder nach Norden, nach Süden oder Westen, das wuste er nun eigentlich selbst nicht. Allein kein Mann von so gründlichen Verdiensten und glänzenden Eigenschaften, als le Noble Guillaume Francois de Peyremont, aus der weltberühmten Provinz Gaskonien, kann in der Welt verkannt werden, so lange es hübsche Weiber und Narren in der Welt giebt.

Es würde allerdings einer der ersten und unauflöslichsten Knoten für die Theologen seyn, die Wege des Himmels mit den Menschen zu rechtfertigen, wenn es solchen Leuten als unser Gaskonier war, nicht überall in der Welt wohl ginge.

Die unerschütterliche Zuversicht, mit welcher unser süße Junker, sobald er sich jenseits der Straßen seiner Vaterstadt befand, in die weite Welt hineinschaute, war also nur zu wohl gegründet; und wir werden auch bald hören, daß er sich darin nicht täuschte.

Da er unterdessen wuste, daß die Leute in allen Ländern und an allen Orten aus dem äußern auf das innere zu schließen pflegen: da er ferner doch allenthalben nichts geringeres, als Charles Guillaume François de Peyremont scheinen wollte, so unterließ er nichts, was ihn jedem, der ihm begegnete, als einen edlen französischen Kavalier, ankündigen konnte.

Auf seinem freilich nicht ganz neuen Hut wehete, gleich einem bunten Schiffswimpel, ein hoher, vierfarbigter Federbusch: die goldne Krempe dran hatte freylich schon etwas von der Farbe angenommen, welche die stolzen Menschen erinnert, daß das von ihnen so über alles geachtete Gold doch nichts mehr und nichts weniger, als ein Stückchen rothe Erde ist, wie es in einem alten Liede heißt; aber durch etwas Mützenpulver wuste er ihr noch ein ziemliches Relief zu geben: der Rock, den er trug, war zwar nach dem neuesten Schnitt gemacht, auch nur in dem lezten concursus creditorum dem Schneider und dem Kaufmann, wenigstens zur Hälfte bezahlt worden: aber er trug, troz des neuen Schnitts und der frischen Bezahlung, nicht unmerkliche Spuren, daß er nicht erst gestern aus der Presse gekommen: allein die Bürste, welche der Junker in der Rocktasche trug, konnte ihn noch immer bis zu dem Ansehn eines etwas abgetragenen Reiserocks erheben.

Um so viel krauser und glänzender aber war das Jabot, welches sich gleich einem Hahnenkamm vor der stolzen Brust des edlen Ritters blähete. Denn es war noch ein theures Geschenk, d. h. theuer bezahltes, (wie denn die Worte der Verliebten, „theures Geschenk, theure Liebe" sehr häufig in diesem Sinn genommen werden müssen,) ein theures Geschenk von seiner geliebten Babette d'Enklos, bey welcher er

die letzte Nacht, die er in seiner Vaterstadt war, geschlafen hatte: und, als das räubrische Geschlecht der Creditoren Thür und Schrank in seiner Stube erbrach, da war dieses einzige Jabot ihren Geyerklauen entgangen.

Aber hell-gepuzt und würdig eines so edlen Ritters, strahlte der Griff des großen Haudegens an der Seite; denn durch das Müzzenpulver hatte ihm der Ritter einen schimmernden Glanz zu ertheilen gewust, ob er gleich die rostige Klinge darüber zu puzzen vergessen.

Das Pferd endlich, welches den gaskonischen Ritter trug, war eine große, an den Rippen etwas eingedrückte, mitunter auch etwas hinkende Stute, die der Junker einem alten Bürger, der sie eben, zum Lohn ihrer vieljährigen treuen Dienste, auf den Anger bringen wollte, großmüthig abkaufte.

So schwer der Stute auch der seit dem unseligen concursus creditorum nicht zum besten genährte Junker zu werden schien; so lief sie doch, so oft er ihr nur den ritterlichen Sporen in die Knochen (denn Fleisch hatte sie nicht,) eindrückte, wohl eine Strecke von sechs vollen Mannsschritten im Galopp; der ihr dann aber auch einigen Schweiß kostete.

Nachdem der Ritter mit seinem Roß einige französische Meilen gemacht, und ihm so eben den Sporn eindrückte, um es zu einem kühnen Sprunge über ei-

nen anderthalb Fuß breiten Graben anzufrischen, stürzt es in den Moraft, und läßt den edlen Ritter etwas unsanft auf einen harten Stubben an der rechten Seite des Grabens fallen.

Er schreit, flucht, er giebt sich und das Pferd zehnmal dem Teufel: er giebt ihm beyde Sporen, schlägt es mit dem Stock, droht ihm sogar mit dem Degen. Der arme Ritterträger bleibt liegen, und schnappt nach Luft. Nun schlägt die Stute die sterbenden Augen noch einmal auf, und blickt wehmüthig den Ritter an, als wollte sie ihm seine Grausamkeit und Kargheit des letzten Mittagsmahls im Stalle des Wirthshauses vorwerfen; und entgeht durch einen Seufzer auf immer den Flüchen und den Sporen des Ritters, und dem Undank der Menschen.

Wie tief den Ritter der Verlust seines Pferdes kränkte, läßt sich besser denken als beschreiben.

Ein Alexander, ohne den Macedonischen Phalanx, ein Friedrich, ohne seine Brennen, und Ritter Charles François Guillaume de Peyremont aus Gascogne ohne Pferd! welch ein unerträglicher Gedanke für jeden, der die Bedürfnisse großer und ungewöhnlicher Geister kennt.

Aber was das Schicksal seinen Günstlingen mit der einen Hand zu nehmen scheint, das giebt es ihnen mit der andern doppelt wieder.

Indem unser Ritter, die Hände in einander geschlagen, und das Haupt gesenkt, die Hand am Kinn, die Augen starr auf den hingeschiedenen Leichnam geheftet, in philosophischen Betrachtungen über Menschenleben und Menschenschicksal verloren da steht, sieht er in der Ferne eine prächtige Kutsche mit sechs raschen Pferden heranrollen, in welcher, wie er etwas näher entdeckt, eine junge, stolz-gepuzte Dame zwischen einem alten Eheherrn und einer kleinen niedlichen Cousine sizt. Denn so eben wollte der alte Schwächling sich mit seinem jungen Weibchen, die er sich vor einigen Wochen in Paris antrauen lassen, auf eins seiner Landgüter begeben; um hier zu versuchen, ob Frühling, Landluft und gesunde Landspeisen, ihn zur Leistung der ihm von dem Priester auferlegten ehelichen Pflichten mit mehr Kräften beleben würden, als Paris und alle seine Schwelgereyen, und alle gekünstelten Stärkungsmittel der triegerischen Aerzte.

Das junge Weibchen, die von ferne den hübschen Junker erblickt, weckt den vor Müdigkeit eingeschlummerten Eheherrn aus dem Schlaf, und macht ihn auf die sonderbare Figur aufmerksam.

Der gutherzige Alte sieht ihn an, und glaubt in seinem Anzuge den Mann von Rang und Geburt zu erkennen. Und wenn man den Willen

für die That annimmt, so war Charles Guillaume François de Peyremont nichts geringers.

Selbst Hochgeboren und nach der Sitte der Hochgebornen gewohnt, den Mann von Rang dem Mann von Verdienst vorzuziehen, erhebt sich der alte Podagrist mit seiner Krükke aus dem Wagen, und nähert sich dem Gaskonier, der nicht ermangelt, ihm unter tausend ritterlichen Fluchformeln sein Unglück mit dem Pferde zu schildern, welches, wie er sagte, ihn so eben auf eines seiner in der Normandie gelegenen Landgüter hintragen sollte, um daselbst einige neue Lustschlösser anzulegen.

Voll vornehmer Theilnehmung für den buntgestreiften Federbusch, die glänzende Krempe, das weit aufflatternde Jabot, und den funkelnden Degengriff, und mit aller Parole d'Honneur, welche große Herren sich einander schuldig sind, den Großsprechereyen des flüchtigen Landjunkers, als der Wahrheit selbst vertrauend, ersucht der Marquis den Abentheurer, für heute den Siz im Wagen mit ihm zu theilen, und auf seinem nahe-liegenden Landgute das Vergnügen der schönen Jahreszeit zu genießen.

So willkommen auch unserm Junker bey seiner kärglich-ausgestatteten Börse das großmüthige Anerbieten des Marquis war; so gewiß er, eben so wohl aus Noth gedrungen, als wegen einer gewissen holden Speculation, die er mit dem all-umfassen-

den Blick eines Pariser-Elegants fast auf den ersten Anblick des feinen Weibchens und des alten Podagristen, auf die erstere gemacht, beschlossen hatte, den Antrag nicht von sich abzulehnen; so erforderte es doch die Sitte des Hochgebornen, einige Zeit mit Complimenten, Verweigerungen und Entschuldigungen wegen der dringend-vorhabenden Reise, wegen der seine Befehle erwartenden Architekten u. s. w. anzubringen.

Da aber Verweigerungen der Art selten etwas anders, als versteckte Einwilligungen, und gleichsam ein Kleck Vogelleim mehr auf die Leimstange zu seyn pflegen, die den Vogel um desto fester sizzen machen sollen: (bey unserm Junker wenigstens mochte dies wohl der Fall seyn, wie ich, ohne eben den Herzen- und Nierenprüfer zu machen, meinen Lesern versichern zu können glaube) so brachte auch der alte Eheherr unsern Junker endlich dahin, daß er in sein großmüthiges Anerbieten willigte, und ihm, von der todten Stute weg, zu der Chaise folgte.

Der Federbusch, die Hutkrämpe, der Degen, und besonders das freundliche Dosen-Gesichtchen des süßen Ritters verfehlten ihres natürlichen Eindrucks auf die Herzen der beyden Schönen, und vorzüglich der jungen Marquisin, nicht.

Die wegen der etwas abgetragenen Ritterkleidung allenfalls möglichen Zweifel wuste der galante Inha-

ber derselben sehr leicht zu zerstreuen, denn seine Com-plimente waren so gewandt, seine Zunge bewegte sich so geläufig, sein ganzes Wesen verrieth so viel Toi-letten-Artigkeit und vornehme Erziehung, daß die beyden Dämchen, weit entfernt, der peremtorischen Aussage seines Anzuges zu trauen, ihn für einen der vornehmsten jungen Herrn in dem ganzen Reiche hielten. Ja der unverheiratheten Cousine fuhr schon, wie es allen Mädchen zu begegnen pflegt, wenn sie sich in der Nähe eines Garzons befinden, der ihnen gefällt, ein Heirathsanschlag auf den vor-nehmen und galanten Junker durch das Köpfchen.

Wie ein electrisirtes Glöckchen drehte der Junker einen Kopf bald zur Rechten, bald zur Linken, von den Damen zu dem Alten, von dem Alten zu den Damen, rühmt dieser ihren goustueusen Reisehabit, und nimmt daher Gelegenheit, sie von der neuesten Pariser-Damenhutform in dem letzten Stück des Journals des Luxus und der Moden, von dem lez-ten Ball, von der neuesten Liebesgeschichte seiner Vaterstadt, und allen den allerliebsten Kleinigkeiten zu unterhalten, welche die Damen mehr interessiren, als alle Schäzze der Weisheit und der Erkenntniß.

Aber so wie eine weise Mutter, die mehrere Kin-der zu versorgen hat, dem kleinern das kleinere, dem größern das größere Stück zutheilt; oder so wie der heilige Apostel Paulus den Schwächern Milch, den

Stärkern nährende Speise zu geben anräth; um allen alles zu werden: so wuste auch unser gewandte Junker die kleinen Nichtswürdigkeiten, womit er den Geschmack der beyden Dämchen befriedigte, mit ernsthaftern Discoursen über Moral, Politik, Statistik, Kriegs- und Friedens-Nachrichten aus Spanien, England, Teutschland und den Nordischen Mächten zu unterhalten; und dadurch auch den etwas trocknen Gaum des alten Hofmanns anzufeuchten: und mit gleich-fertiger Zunge sprach er jezt von ganz neuerfundenen Haarnadeln, und jetzt von dem bey der Armee neuerdings eingeführten Flinten-Ladenstock; mit gleicher Zuversicht entschied er über die Dauer eines angesponnenen Liebesverständnisses und über die Dauer des zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Friedens: mit gleicher Genauigkeit bestimmte er die Vortheile und Nachtheile der Verheirathung des jungen Grafen von B* an die Marquese von S*, und das Interesse der Europäischen Prinzen.

Der alte Marquis war von seinem durchdringenden Geist und tiefen Einsichten, die er in der Unterhaltung mit ihm zeigte, so bezaubert, daß er ihm in dem Augenblick ein Empfehlungsschreiben an seinen großen Gönner, den Premier-Minister des Königs, nach Paris mitzugeben versprach, um den großen Verdiensten des jungen Ritters eine würdige

Laufbahn zu eröfnen. Aber was ist einem süßen Herrn interessanter, als sein theures Ich?

Monsieur le Chevalier (denn so hieß er in der Chaise) ermangelte daher auch nicht, von der andern angenehmen und ernsthaften Unterhaltung zu diesem großen und reichhaltigen Stoff überzugehen.

Und ich weis auch in der That nicht, warum die Moralisten, wie Balthasar Grazian in seinem Manuel, Chesterfield in seinen Briefen an den jungen Stanhope, und Knigge in seinem allgekauften Werk, über den Umgang mit Menschen, den Leuten, und besonders jungen Leuten, die reichhaltigste aller Unterhaltungsquellen verstopfen wollen, und uns verbieten, unser Selbst zum Gegenstand unseres Gespräches zu machen.

Denn zuvörderst geht ja unter allen wißbaren und unwißbaren Dingen den Menschen nichts näher an, als er sich selbst; es ist das primum mobile aller unserer Handlungen, unsers Thuns und Lassens, welches jene Herren selbst nicht in Abrede seyn werden.

Zweytens aber kann ja auch ein Mensch nirgends gründlichere und tiefere Einsichten zeigen, als im Gespräch von seinem Selbst: selbst der leerste, oberflächlichste Kopf hat hier ein Feld, wo er sich gewissermassen als Original zeigen kann.

Der Mensch spricht doch überall nicht wahrer, als von demjenigen, was er nach allen seinen guten

und bösen Seiten am besten kennt. Und dies ist doch ohne Zweifel eines jeden sein Selbst. Denn wenn die Menschen gleich sehr oft sich Dinge beyzulegen pflegen, die sie nicht haben, wenn sie gleich sehr oft sich selbst zu belügen pflegen: so sind doch selbst diese Belügungen nichts anders, als die wahrsten, treuesten Darstellungen ihres selbstischen Originals: und die Beobachter der menschlichen Natur, ihrer mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten, Anomalien und Bizarrerien, haben es von jeher gestanden, daß sie aus dem eigenen Munde mancher Thoren zur geheimen Kunde von diesem und jenem Fleck seines Herzens gekommen, den sie mit allen Microscopen und Telescopen ihrer Philosophie nie entdeckt haben würden.

Die Gespräche von unsrem Selbst also aus der Unterhaltung verbannen, heißt, nach allem, was ich gezeigt, nichts anders, als die eigentlichste und reichhaltigste Quelle aller Unterhaltung, aller Wahrheit und aller Philosophie, verstopfen.

Aber ich verirre mich auch in der That zu oft von dem graden Wege der Erzählung, und unterbreche sie bey jeder aufstoßenden Gelegenheit beynahe grade so oft, als das leider! nunmehr todesverblichene Pferd unseres Ritters bey jedem etwas hervorragenden Stubben, bey jedem kleinsten Stein-

chen stolperte, und mit seinem Reiter um einige Schritte zurücksprang.

Ich will also nur fortfahren und sagen, daß mir der Uebergang von der eben geführten Vertheidigung der Gespräche von sich selbst, zu dem Verfolg der Erzählung weit schwerer wird, als unserm Ritter der Uebergang von den galanten, und moralisch-politisch-philosophischen Materien zu seinem — großen Selbst.

Er wäre, sagt' er, ein Mann von Rang; aus einem alten, und seit Clodevigs Zeiten mit jeder Faser von bürgerlicher Canaille unvermischten adelichen Familie des Reichs: dieser Prinz und jener Herzog, wären mit ihm, der in diesem nahen, und der in noch näherem Grade verwandt. Eben jetzt bewürbe sich einer der ersten Pairs des Reichs um die Hand seiner jüngsten Schwester. Mit den hommes celebres von Frankreich stünde er in dem genauesten Briefwechsel, und einer der ersten Academiker, un esprit universel, l'homme de letres de toute l'Europe, hätte ihm nur neulich in einem Briefe voll der artigsten Complimente versichert, daß Herr de l'Ch* in der nächsten Sizzung einen Stuhl in der Akademie erhalten würde. Die Großen des Landes, deren viele er dans la belle saison de l'annee auf einem seiner Landgüter in Bretagne bey sich zu bewirthen die Ehre hätte, liebten

und ehrten ihn; der König selbst, der großmüthigste Monarch von Europa, schäzze ihn unendlich. Er selbst wäre jezt Colonel eines der ersten Infanterie-Regimenter von Frankreich, das in der lezten Schlacht sich glänzend ausgezeichnet. Vor einiger Zeit hätte dasselbe auf Allerhöchsten Befehl des Königs nach Flandern aufbrechen müssen, wo es wahrscheinlich mit den Holländern zum Kriege kommen werde, und wo er mit seinem Regiment Wunder zu thun hoffte. Die Ankunft des Herrn Marquis von * * der seiner Schwester vor kurzem den zweyten Besuch zu machen gekommen wäre, hätte ihn genöthiget, sich auf einige Tage zu beurlauben; und nun habe er so eben auf einem kleinen Fußsteige sich den Weg zu dem Regiment zu verkürzen gesucht, um seine Equipage, die er schon einige Tagereisen vorausgeschickt, nicht auf sich warten zu lassen.

Mit diesem Fluß von Fabeln und Lügen überströmte unser Ritter die beyden Damen und den alten Herrn.

Und ob ihm gleich in der lezten Erzählung einige Varianten entwischten, die dem Text selbst einen ganz andern Sinn hätten geben können; — wie er denn, nach dem, was wir auch oben treulich erzählt, unter andern den Marquis versichert hatte, daß er nach seinem Landgut reisen wollte, um die angefangenen Bauten zu vollenden; auch seine Landgüter

durch eine kühne Metonymie aus der Normandie nach Bretagne versetzt halte: — so bemerkte doch entweder unser Alter diese kleinen Fehler in der Erzählung des Junkers nicht; oder er übersahe sie als kleine Gedächtnißschnizzer eines Ritters d'une langue coulante.

Genug, unser Ritter ward von den beyden Weibchens, (denn auf diese hatte er auch vorzüglich sein Augenmerk gerichtet) eben so sehr wegen seiner angenehmen und einschmeichelnden Manier, sich auszudrükken; als wegen des vornehmen Inhalts seiner Rede bewundert.

Wenn man sonst zu sagen pflegt, daß ein guter Gesellschafter ein guter Wagen ist; so mögen wir dies gar füglich auf unsre Leute in der Chaise anwenden. Denn bey der artigen und angenehmen Unterhaltung des süßen Ritters kamen sie ganz unvermerkt, und, wie es ihnen schien, viel früher, als gewöhnlich, auf dem Landgut des Marquis an.

Der Leser wird, ohne unser Erwehnen, gemerkt haben, daß der kleine Herzensdieb mit dem Köcher und der Fackel, schon unterwegens an dem einen und dem andern Weiberherzchen sehr stark gezupft, und daß er also wahrscheinlich nicht viel Mühe haben wird, sey's mit dem der Cousine, sey's mit dem der jungen Frau davon zu laufen.

Er hatte die Wahl zwischen beyden: aber es beliebte ihm diesmal, das letzte zu haschen. Die junge Marquise ward in unsern süßen Ritter über und über verliebt, und jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen, verriethen's, daß das süße: je vous aime, auf ihrem Herzen flammte, wie der Name „Jesus" auf dem Herzen der berühmten Legenden-Heiligen.

So wie der kleine Gott nur selten eine Gelegenheit vorüber gehen läßt, wo er durch ein auffallendes Beyspiel seine Allgewalt zeigen kann; indem er seinen goldenen Pfeil mehrentheils nach dem Herzen abdrückt, welches gegen denselben entweder bisdahin am meisten verwahrt geschienen, oder wenigstens verwahrt seyn sollte; so übte er auch diesmal seine Grausamkeit an der liebe-unerfahrnen Marquise. Denn ob sie gleich seit zwey Monaten Frau war; so hatte sie doch an der Seite ihres alten podagristischen Gemahls nicht eben Gelegenheit gefunden, ihrer Unerfahrenheit in dem Geschäfte der Liebe merklich abzuhelfen. Mit den eigentlichen Geheimnissen derselben konnte sie, da der Marquis, der sie dazu einweihen sollte, sobald der große, allverhüllende Vorhang zurückfiel, sich eben so weißlich als bescheiden zurückzog, eben so wenig vertraut werden, als die Brüder Freymaurer vom ersten und zweyten Grad, das große allgesuchte Geheimniß ihres Ordens kennen lernen; indem sie mit allen ihren

Schürzen, Kellen, Winkelmaßen und dem übrigen allegorischen Geräth doch immer nicht um ein Haar weiter, als — im Vorhofe sind. Ueberdem war die Marquise von Abbeville das einzige Töchterchen frommer Eltern in einem kleinen Dörfchen ohnweit Toulouse, und zählte, seit ihrer zweymonatlichen Verheirathung, gerade nichts mehr und nichts weniger, als sechzehn Jahr und zwey Monat. (Denn der alte lüsterne Marquis wollte den Ruhm haben, eine Frau von sechzehn Jahren zu besitzen, und ließ sie sich daher gerade an ihrem sechzehnten Geburtstage antrauen.

Es hatte ihr also eben so sehr an Zeit, als an Gelegenheit gefehlt, gewisse Erfahrungen zu machen, welche die Mädchen wenigstens zu Frauen vorbereiten, und sie dem Mann nicht gerade so ganz neu überliefern, wie ein eben geprägter Dukaten aus der Münze in die Hände des Wuchrers kömmt. Die kleinen Präliminarien der Liebe, mit welchen sie der alte Gemahl bekannt machen konnte, musten sie für die nähere Kenntniß der Geheimnisse Cytherens nur um so viel reizbarer machen: sie sind gleichsam der Geruch, wodurch das Kätzchen zum Naschen verlockt wird.

So war das Herzchen beschaffen, welches hier Amorn zum Opfer fiel.

Sie hatte sich, ihrer Erziehung treu, bis dahin sehr gleichgültig gezeigt, gegen alles, was Geschmack und Putz heißet; ob sie sich gleich, dem Herrn Marquis zu gefallen, wenigstens den Staat einer Marquise nicht versagen konnte.

Aber kaum war sie an der Hand des schönen Ritters aus dem Wagen gestiegen, als sie ihr Reisehabit von sich warf, an den Spiegel lief, sich äußerst derangirt fand, und aus bloßer Aergerniß sich sogleich frisiren ließ, ihr neu-brodirtes Kleid anlegte, und auf ihre vollblühende Rosenwangen stark auflegte.

Nachdem sie unter öfterm Ausrufen über die Langsamkeit des Friseurs und über die Trägheit der Mädchen, sich endlich in ihrem vollen Putz zu sehen das Glück hatte; flog sie zu dem holden Ritter ins Zimmer hinein, der dann nicht ermangelte, sie mit einem süßen Erstaunen einer der gold-gelockten Grazien, und gleich darauf der eben aus dem Meere hervorsteigenden Göttin der Liebe, die die Freude des Himmels und die Wonne der Erde war, zu vergleichen; eine Vergleichung, die er mit ein paar Versen aus dem neuesten Musenalmanach sehr zungenfertig zu belegen wußte.

Solche Vergleichungen, verbunden mit der holden Artigkeit und ganzen Grazie, mit welcher sie der Ritter vorzubringen wusten, konnten nicht anders;

als Oehl in die Flamme, und Holz zum Feuer Amor's seyn.

Süßes Lächeln, schmachtende Blicke, und tausend kleine Verlegenheiten, diese Kinder des holden Verlangens, wie ein Grieche sie nennen würde, verriethen unserm Ritter das Herz der Marquise, und waren ihm eben so viel Aufmunterungen, sein langgetriebenes Liebesgewerbe zu beschleunigen.

Und bald kam man sich näher.

Man drückte sich einander die Hände, drängte im Sitzen Knie an Knie, küßte sich, wenn man allein war, mit einer Wärme, einer Innigkeit, die das Blut in den Adern entrüstet, und das süße Gift der Liebe mit jedem Tropfen vermischt. Blick begegnete sich mit Blick, Seufzer mit Seufzer.

Aber wie ein alter Schriftsteller sagt:

Quid juvat adspectus si non conceditur usus.

zu teutsch: Was hilft's, den schönsten Apfel am Baum hängen zu sehen, den man nicht brechen darf!

Uns Menschen ist das Zugreifen so natürlich; das Kätzchen schleicht so lange um den heißen Brey herum, bis es endlich das lüsterne Pfötchen ausstreckt: und darnach langt; und Mutter Eva, wie die heilige Schrift erzählt, schaute die Frucht des verbotenen Baumes so lange an, und sahe, daß von dem Baume gut zu essen and seine Frucht liebiich

anzusehen wäre, — bis sie endlich zugrif, — und aß, — und ihrem Mann auch davon gab, und er aß.

Sie gab ihrem Manne auch davon; heißt es ausdrücklich, und er aß. Ich finde diesen Zusatz sehr typisch und bedeutungsvoll. Denn ich weiß doch nicht, wie Eva die verbotene Frucht hätte kosten, oder wie sie ihr lieblich schmecken können, hätte sie ihrem Mann nicht auch davon gegeben, und er nicht mit ihr gegessen.

Denn der heilige Apostel mag noch so eifrig von dem Weibe behaupten, daß durch sie die Sünde in die Welt gekommen, und es ihr deswegen zur unerlaßlichen Pflicht machen, nie anders, als mit bedecktem Haupte, in der Versammlung von Männern zu erscheinen; so ist doch nichts gewisser, als daß der Mann selbst tacito quodam consensu in das Essen der verbotenen Frucht mit eingewilliget, und daß seine nachherige Vertheidigung vor dem Richter, in welcher er alle Schuld der Eva in die Schuhe schieben wollte, einer jener Advokatenstreiche war, wodurch der Sünder sein Gewissen in Ruhe zu sophistisiren sucht, und daß er, wäre nur der strenge Richter nicht gegenwärtig gewesen, aus eigenem Triebe nach dem schönen nackten Weibchen, welches ihm vis — a — vis stand, gelüstet, und mit ihr zum zweytenmal von der verbotenen Frucht gegessen haben würde.

Aber eben in der ungünstigen Lage, in welcher sich der Urvater des menschlichen Geschlechts bey dem gerichtlichen Verhör wegen des gegeßenen verbotenen Apfels befand, fand sich auch leider unser verliebtes Taubenpärchen, als welche, nachdem sie sich so lange und so wohllüstig gekirrt, nach nichts so sehnlich lüstete, als — je ehe, je lieber — zu Neste zu tragen: und leider! leider! durch die beständige Gegenwart des alten eifersüchtigen Täubers, des Marquis, sich alle Aussicht dazu verschlossen sahe.

Aber die Liebe, die nach einer englischen Ballade

Ueber Hügel, und Thal, und
Über Klippen und Fels klimmt,

und seit Adam und Eva sich zum erstenmal im Paradiese begegneten, gewiß mehr Wunder gethan hat, als alle Eroberer, von Nimrod bis auf Friedrich II., wuste auch hier den Weg zu finden.

Der Marquis war zwar, wie wir gesagt, ein alter Hofmann; und als ein solcher ein erklärter Atheist. Aber seitdem er in den climactrischen Abschnitt des Hoflebens kam, ich will sagen, seitdem ihn die Folgen seiner Jugendsünden peinigten, als da sind: Rükkenschmerz, Kopfweh, Schwindel, Podagra u. s. w. da ging es ihm, wie dem verlornen Sohn, als er die Träber fressen sollte, (die angeführten traurigen Sündenplagen könnte man die Träber des Hoflebens nennen, indem sie gleichsam

die

die Reste von diesem schwelgerischen Schmause sind,) er schlug in sich, und ward aus einem Atheisten — ein Schwärmer: und er schien sich durch den spirituellen Umgang mit überirdischen Wesen für den leider auf immer für ihn verlornen sensuellen Umgang mit Hofdamen und Freudenmädchen, schadlos halten zu wollen.

Bücher von Geistern und Geistersehern, von erscheinenden Engeln und ausgetriebenen Teufeln, von Zaubereyen und Beschwörungen, waren nun seine Lieblingsbeschäftigung: und sein alter Kopf war in dieser Rücksicht eine Gerüllkammer voll jeder schwärmerischen Unsauberkeit.

Wenn er sich in einer schlaflosen Nacht auf dem einsamen Lager welzte, und irgend das Gepolter einer Kazze oder einer Maus, oder einer ihrer Stange entstürzenden Henne sein waches Ohr berührte; dann hielt er es für nichts anders, als für die Wirkung eines ihn warnenden Geistes.

Wenn der Mond mit seinem schattigten Schimmer in seiner Schlafkammer an dem einen oder andern Gegenstand irgend eine bizarre Gestalt abbildete: so hielt' er sie gleich für den Geist eines seiner verstorbenen Bekannten, der aus den Gegenden der Unterwelt einen kleinen moralischen Auftrag an ihn zu bestellen hatte; — er redete ihn an, fragte ihn um dieses und jenes von der andern

Welt, beantwortete sich selbst die vorgelegten Fragen, und hieß mit einigen magischen Worten die Erscheinung wieder verschwinden, welches denn auch durch die veränderte Richtung des Mondschattens ganz natürlich erfolgte: und glaubte sich so immer tiefer und tiefer eingeweiht in die Geheimnisse des Geisterreichs.

Indessen hatte doch der Umgang mit den hohen Geistern unserm Marquis allen den Umgang mit der Welt, und besonders mit der schönen Welt, nicht ganz verleidet. Wie der geneigte Leser das schon von selbst daraus abnehmen wird, daß er noch auf der Neige seines irdischen Lebens sich ein junges Ehegemahl in's Bett legte. Und ich muß versichern, daß ein Gespenst mit Fleisch und Bein, wie die junge Marquise von Abbeville, im Dunkel der Mitternacht, mir eine angenehmere Erscheinung gewesen wäre, als zehn reine Geister im Mondenlicht, mit allen ihren Moralen und Nachrichten aus der andern Welt.

Unser süßer Ritter dachte, wie ich, und die von den Bedienten des Hauses nach und nach ausgekundschaftete Thorheit des alten Marquis für Geister und Geistererscheinungen, gab ihm Gelegenheit an die Hand, durch eine nachgemachte Geistererscheinung jene lang-gewünschte, seh- und tastbare Erscheinung herbeyzuführen.

Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß einer von den Brüdern des Marquis, nachdem er das Unglück gehabt, einen seiner Freunde, mit welchem er sich für eine Dame geschossen, in die andre Welt hinüberzuschikken, auf Betrieb seines Beichtvaters und zugleich auch seines frommen Bruders, unsers Marquis, nach Rom gegangen — um dort von dem heiligen Vater selbst für seine schwere Sünden den Ablaß zu holen.

Sogleich faßt er den Entschluß, dem Marquis als Geist des Bruders zu erscheinen, und ihm von dieser Rolle zu benachrichtigen, wie er, da er auf dem Wege nach Rom mit einem italienischen Cavalier in Händel gerathen, von diesem im Duell erstochen worden, und so ohne Buße, und ohne Ablaß des heiligen Vaters, in seinen Sünden der Hölle überliefert worden, deren Qualen der fromme Marquis durch seine Fürbitte, durch Seelmessen u. s. f. die er eine gewisse Zeitlang ununterbrochen in allen Kirchen fortsezzen müsse, allein mildern könnte.

Der Entwurf war romantisch genug, und der Zweck davon — eine Reihe seiner Nächte mit der reizzenden Marquise hinzubringen — zu lokkend, als daß das Schwindelköpfchen des irrenden Ritters auch nur einen Augenblick an der Ausführung desselben hätte zweifeln können.

Er flog zu der Marquise,! und theilte ihr den romantischen Entschluß mit.

Die Marquise hörte ihn, wie billig, mit Abscheu an, und drohte ihm ihren ganzen Zorn, wenn er jemals frech genug seyn sollte, den Gott- und alle Heiligen- entehrenden Entschluß auszuführen, und der frommen Schwachheit ihres theuren Ehegemahls auf eine so sträfliche Weise zu spotten.

Aber der süße Ritter wuste das gewissenhafte Eheweibchen durch honigsüße Reden, glühende Küße, innige Umarmungen und allerley holde Artigkeiten, die in der Rhetorik der Liebe so allgewaltig wirken, wie das Pathos im Drama, allmählich kirre zu schmeicheln, — und sie ergab sich endlich in seinen Plan: aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er, im Fall der Marquis ihn wirklich für den Geist des verstorbenen Bruders halten, und auf seinen Befehl das Schlafzimmer verlassen sollte, nichts unternähme, was ihrer Ehre, und dem zarten Gewissen einer Ehefrau auch nur so viel zuwider seyn könnte.

Dies muste ihr der Ritter auf ihr dringendes Bitten bey seinem Ritterwort versichern. So wenig auch unser Charles Guillaume Franzois de Peyremont an Ritterwort zu vergeben hatte (denn eigentlich war er ja nur der Reuter einer hinkenden Stute) so war er doch nur sehr langsam dahin

zu bringen, bey einer so gefährlichen Versuchung sein Ritterwort zu verpfänden.

Aber welcher gewissenhafteste Ritter weicht nicht dem Flehen einer schönen Dame, und giebt in dem heroischen Kampf zwischen Ehre und Liebe die erstere für die lezte dahin?

Der Ritter schwur bey seiner Ehre, der Marquise in der Nacht des Wagestücks, als Gespenst, kein Leid's zu thun.

Ob der Leser für die Haltung dieses Versprechens, oder, wenn er von Weibertreu die wahren Begriffe hat, für die Aufrichtigkeit der Marquise bey jener ihrer Foderung an den Ritter, mit Haab und Gut werde Cauzion stellen wollen, mag ich weder a priori; noch a posteriori untersuchen.

Genug, die schöne Marquise traute auf das gegebene Ehrenwort des Ritters.

Obgleich, wie wir schon gesagt, in Sachen der Liebe, selbst ein Meineid auf Ritterwort, noch lange keinen so großen Fleck in der Ehre eines Cavaliers giebt, als ein Stockschlag auf die ritterliche Uniform; so hatte doch Charles Guillaume de Peyremont mit aller ritterlichen Gewissenhaftigkeit dafür gesorgt, selbst bey einem Schwur, wofern er ihn, wie er's lange vorher, ehe er ihn that, beschlossen hatte, brechen sollte, dennoch seine Ritterehre unverlezt und unbefleckt zu erhalten. Denn

sein Schwur lautete nach dem, was wir oben angeführt, wörtlich also: der Ritter wolle der Dame in der Nacht der Erscheinung, als Gespenst, kein Leid's thun. Also als Gespenst wollte er ihr kein Leids thun.

Man sieht, ohne ein Collegium juridicum de juramento et perjuriis gehört zu haben, von selbst ein, daß es bey dieser Formel des Schwur's, dem Ritter noch frey stand, der Marquise, zwar nicht als Geist ohne Wesen und Kraft, aber wohl als Ritter von Fleisch und Bein, etwas zu Leide zu thun.

Eine gleiche Zweydeutigkeit liegt in dem Ausdruck der Formel des Schwures, er wolle der Dame nichts zu Leide thun.

Freylich ist nichts gewisser, als daß zwey Verliebte im Dunkel der Mitternacht und im Schlafzimmer sich nichts zu Leide thun werden; sondern im Gegentheil, um mich einer gewöhnlichen Acten-Formel zu bedienen, alles liebes und gutes.

Keiner meiner Leser wird so unbillig seyn, der Marquise Scharfsinn und Einsicht in juristische Sophistereyen genug anzumuthen, um die doppelte Zweydeutigkeit in dem Schwur des Ritters zu durchschauen: und es ist ihr daher gar nicht zu verdenken, wenn sie, nach Art aller schuldlosen und unverderbten Seelen, ein Wort für ein Wort nahm, und dem Schwur des Ritters vertraute.

Die folgende Nacht ward beyderseits zur Ausführung des, unter der erwähnten mit einem Schwur versiegelten conditio sine qua non, verabredeten Plan's bestimmt. Man verließ sich einander unter den zärtlichsten Versicherungen, und die eben so gewissenhafte als harmlose Marquisin erinnerte den Ritter nochmals an seinen Schwur wegen der Bedingung.

Der Abend nahte heran: der Ritter traf alle nöthigen Veranstaltungen zu seiner Erscheinung als Geist: und die Marquise legte wider alle ihre Gewohnheit ihr schönstes Nachtnegligee an, ließ sogar, was noch befremdender ist, das leichte Unterröckchen weg, ja, was mehr als alles befremdet, wusch sich sogar gewisse geheime Stellen an dem niedlichen Körperchen mit einem wohlriechenden Wasser, und legte sich so zu ihrem alten theuren Ehegemahl in's Bett, der ihrer schon seit einer halben Stunde unter bangem Herzklopfen erwartete.

Die eigentlichen Ursachen, warum sich die unschuldige und gegen alle bösen Reizzungen des Fleisches durch einen Schwur gesicherte Marquise grade an diesem Abend so besonders schmückte, wie sie sich kaum an dem Abend der Brautnacht geschmückt hatte, sind mir, ohngeachtet alles meines Nachforschens, grade so ein Geheimniß, wie dem Philosophen die Attractions und Lebenskräfte der Schöpfung, oder

auch die erste Urkraft aller Dinge: und meine Leser werden daher nicht zürnen, daß ich für diesmal das Amt eines Geschichtschreibers nicht in aller Strenge verwalten kann: indem ich auch in dem vorliegenden Fall die meine handelnde Person nur handelnd vorstelle, und über die Ursache und Absicht der Handlung durchaus nichts zu bestimmen, ja nicht einmal zu muthmaßen vermag.

Sollte ich mir indessen Scharfsinn genug zutrauen können, um darüber auch nur zu muthmaßen; so würde ich sagen, die Marquise schmückte sich diesen Abend nur deswegen so vorzüglich, weil sie nach jener dem weiblichen Geschlecht so eigenthümlichen Liebe zur Reinlichkeit auch selbst den Augen des Geistes (der, so bekannt er ihr auch übrigens, so wie sie ihm, war, ihr dennoch in dem Schlafzimmer gewissermaßen Fremder seyn muste) schön, oder wenigstens anständig erscheinen wollte.

Und ich glaube eben daraus einen unwiderleglichen Beweis hernehmen zu können, daß die keusche Marquise den Ritter in ihrem Schlafzimmer in keiner andern Qualität als in der eines Geistes aufzunehmen entschlossen gewesen. Denn als Geist allein war er ihr eben so sehr Fremder; als wie in der Qualität des Ritters — Bekannter. Für einen Bekannten puzt man sich nicht; wohl aber für einen Fremden.

Die niedlich-gepuzte Abisag von Sunem legte sich bey ihren alten David, und — wärmte ihn — bis zur Mitternacht, wiewohl der wintrichte Herr Ehegemahl noch Gefühl genug hatte, zu bemerken, daß ihr Herz heute einen ungewöhnlich-heftigen Schlag schlüge, welches er auch ihr selbst zu sagen nicht ermangelte. Aber die Ursache dieses ungewöhnlich-starken Schlages werden meine Leser vielleicht richtiger errathen, als der alte Podagrist, allein wir wollen uns hüten, es ihm nicht zu entdekken; denn dies könnte uns leicht unsre ganze Erzählung verderben.

Die Glokke schlägt Zwölf: und siehe da — das Schlafzimmer springt von selbst auf: und Waschbekken, Gueridons, Spiegel und Tablet stürzen in furchtbarem Geräusch durch einander: und eine hohe langgestreckte Menschenfigur, in blutbesprüztem Hemde, Gesichte und Haar, mit tiefliegenden Augen und abgehärmten Wangen, tritt herein.

Unser Marquis hatte, wie wir gesagt, schon manchen Geist gesehen und gesprochen. Aber keiner unter allen hatte sich ihm mit diesem Geräusch angekündiget, war in so schrecklicher Gestalt erschienen. Er wagte es daher auch nicht, den hereintretenden zuerst anzureden: sondern lag erschrockener als damals, als er in der einzigen Schlacht, welcher er bey-

wohnte, die erste Kanone losdonnern hörte, starr und steif, tief in die Bettdecke verhüllt.

Aber der Geist ersparte ihm das „Willkommen-heißen." Denn mit langsamem, stattlichem Schritt tritt derselbe zu dem Bett hin, schlägt die Gardinen zurück, und hebt mit einer Stimme, mit welcher lebendig Begrabene aus dem wiedertönenden Gewölbe herauf, in der Mitternachtsstunde die Vorübergehenden um Rettung anzuflehen pflegen:

„O du, der du hier der Wohllust pflegst, und die „sünden-abgehärmten Glieder an dem feurigen Blut „des holdesten Geschöpfes wärmst, das würdiger in „eines frommen unentnervten Jünglings Arm ruhe-„te! Du, der du, als mich noch nicht dieses blut-„besprüzte Leichengewand verhüllete, dich mancher „meiner Sünden, mancher meiner Laster theilhaftig „gemacht, und deinen hier so lüstern-gewöhnten „Leib durch eben das sträfliche Laster entnervt hast, „welches die unselige Ursache meiner Todsünde ward: „du, mein Bruder und mein Mitsündiger: wenn du „jemals fühlst, mit welcher Barmherzigkeit der ewi-„ge Richter über dich waltet; wenn irgend ein „Tropfen deines Blutes Liebe für deinen Bruder „erwärmt; wenn du dir selbst einst einen Tropfen „kühlenden Wassers in den Flammen-Ozean von „Qualen gießen willst, die dich in der Welt der „Rache erwarten: dann erwache von deinem

„Schlummer, und verschließe dein laster-verhärte-
„tes Herz nicht länger dem Mitleid für deinen Bru-
„der im Grabe."

„Seit sieben Tagen hat mich eine mörderische
„Hand des holden Lichts der Sonne beraubt, und
„meine Seele ohne Ablaß und ohne Seegen mit al-
„len ihren Sünden der Hölle überliefert. Entstellt
„und blutbespritzt, wie diese Schattenhülle, liegt
„mein Körper in einem Winkel eines Schindangers
„in Neapel begraben; aber meine leider unsterbliche
„Seele schmachtet in einem der flammendsten Kerker
„der höllischen Sünder, und neun tausend Jahre
„messen den entsetzlichen Umfang meiner Qualen.
„Du allein vermagst durch Deine Fürbitten, von den
„höllischen Flammen, die mich brennen, und doch
„nicht verzehren, einige Funken zu löschen: und blos
„dich um diese kleine Linderung meiner Höllenschmer-
„zen zu flehen, habe ich sieben Tage hindurch mit
„zehn Dämonen gekämpft, die den Eingang meines
„schrecklichen Kerkers bewahren.

„Wohlan denn! säume nicht! und enthebe jetzo,
„gleich jetzo, deine weichlichen Sündenglieder der trä-
„gen Ruhe, und feyre mir neun Tage hindurch
„das nächtliche Seelenopfer — du selbst, in eigener
„Person — zur Mitternacht; denn eben um diese
„Zeit fühl' ich jede meiner Qualen doppelt.

„Auch enthalte dich diese neun Tage hindurch, „von heute an, jeder unreinen Berührung der hol„den Unschuld, die vergebens deine blut-verlassnen „Glieder wärmt. Ihr eigener Engel selbst wird sie „in deiner Abwesenheit bewahren, und deinen Lie„besdienst mit anderm Liebesdienst vergelten.“

Sprichts, starrt noch einmal mit einem halb-dro-henden, halb-wehmüthigen Blick auf den liegenden Marquis, und schwindet mit einem neuen Schrek-lengetöse über die liegenden Trümmer der zerbroch-nen Meubles und Gefäße zur Thür hinaus.

Daß kein Geist unter allen, welche dem Mar-quis bey Mondlicht erschienen waren, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, als dieser Geist seines verstorbenen Bruders, wird der Leser von selbst er-achten. Jezt betäubt und versteinert, jezt zitternd an jedem Gliede, lag er da, und fragte die Marquise stotternd und zähnklappernd, ob sie es nicht auch rathsam erachtete, daß er, ehe er dem Befehl des Geistes nachlebte, zuvor einige geweihte Priester, und vielleicht den Pabst selbst darum befrüge.

Aber das junge Weibchen, bey welcher die Er-scheinung des Geistes freylich ganz andere Empfin-dungen hervorgebracht hatte, widerrieth ihm einen solchen Aufschub der Vollziehung des Befehls des Geistes aus allen Kräften weiblicher Beredsamkeit, und erzählte ihm die schrecklichsten Geschichten von

Leuten, die, weil sie dem Gebote eines Geistes nicht auf der Stelle gehorcht, des Morgens in ihrem Bett erstickt, erwürgt, oder zu Tode geprügelt gefunden worden, oder auch sich selbst aus bloßer Gewissensangst aufgehängt; beschwor ihn, bey seiner Liebe zu ihr, ein so entsetzliches Schicksal zu vermeiden, und sich, wenigstens ihr zu Gefallen, — noch länger zu erhalten.

Die grausenvollen Geschichten, unterstützt von den Bitten und Thränen der treusten aller Weibchen, wirkten so allgewaltig auf unsern Marquis, daß er sich endlich zusammennahm, und unter neuem Zittern und Zähnklappen sich in eine Kirche, vier französische Meilen von seinem Landgute entfernt, hinbegab, um dem Auftrage des schrecklichen Geistes ein Genüge zu thun.

Kaum schlug die Thür hinter dem Marquis zu, als der nämliche Geist, aber in ganz anderer Gestalt, und zu einem ganz andern Zweck, in das Zimmer hineinflog, und die schöne Marquise mit feurigen Küssen überdeckte.

Aber mit alle dem Ernst, oder vielmehr Bitterkeit, womit ein treues Weib die an ihrem Manne begangene Mißhandlungen rügen muß, warf sie dem Ritter sein kühnes Unternehmen und die Todesschrekken vor, die er ihrer theuren Ehehälfte gemacht.

Ueberdem tadelte sie den leider nun schon ausgeführten Plan der Geistererscheinung als gottlos und sträflich, und sie fühlte, sagte sie, ihr Gewissen von einer doppelten Sündenlast belästiget.

Aber der Ritter antwortete statt aller Vertheidigungsgründe nur mit Küssen und mit allen den holden Benennungen, mit welchen Verliebte so verschwenderisch sind: jeder kränkendste Vorwurf, den sie ihm machte, verhallte in dem süßen Geschmaz der Küsse, und aller Straf- und Racheifer der zorn-entflammten Schöne schien sich nach und nach in Wärme der Liebe für den sträflichen Beleidiger zu verlieren.

Der Schlaue merkte es nur zu bald: er verdoppelte jede schmeichelndste Liebkosung, und schien sogar sich der leeren Stelle an der Seite der Marquise, von welcher er den Marquis weggeschreckt hatte, bemächtigen zu wollen.

Aber eben zur rechten Zeit erinnerte ihn die Marquise an seinen wiederhohlten Schwur, ihr, als Geist, kein Leids zu thun. Unter lautem Lachen erwiderte ihr der Ritter, daß er hier im Bett gar nicht mehr Geist sey, und eben so wenig die Absicht habe, ihr auch nur das mindeste Leid zuzufügen, und erklärte ihr jene sinnreiche Art zu schwören, bey welcher man den Schwur brechen und doch zugleich halten kann.

Die holden Liebkosungen des Ritters hatten auf die schöne Marquise zu sehr die gewöhnliche Wirkung gethan, als daß sie den blasphemischen Leichtsinn des meineidigen Ritters mit der ihr eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit prüfen oder verabscheuen konnte. Sie glaubte zu sehr an die Liebe des Ritters, als daß sie noch irgend etwas anderes hätte glauben können. Und der Monsieuer le Chevalier nahm, wiewohl unter manchem holden Widerstand, die Lagerstätte des frommen Marquis ein.

Daß der vorgegebene Geist in dieser Stelle des weggescheuchten Sünders, in ganz andern Flammen, als in den immerpeinigenden und doch nie verzehrenden Flammen der Hölle brannte, und daß es für dieses Brennen in Flammen eben keiner frommen Seelenmessen bedurfte, werden sich die Leser von selbst sagen. Der Ritter war an der Seite des jungen Weibchens ohne Zweifel dem Himmel näher, als der Hölle.

Unterdes sang und betete der alte Marquis in der Kirche des heiligen Lorenzius, (denn diesem feuergebratenen Heiligen war sie gewidmet, und der Marquis hatte sie zu diesem frommen Geschäfte vor allen andern eben deswegen erkieset, weil die Todesqual dieses Heiligen mit dem von dem Geist seines Bruders zu erduldenden Höllenstrafen die größte Aehn-

lichkeit hatte.) Er konnte über den heiligen Andachtsübungen unmöglich daran denken, daß der ihm erschienene Geist, um eben diese Zeit an der Stelle läge, von welcher er ihn vertrieben, und mit seinen geistigen Bestandtheilen auf die Marquise sinnlicher wirkte, als er auf sie jemals gewirkt hatte, oder jemals wirken konnte.

Der Geist war, so lange der Marquis die nächtlichen Andachtsübungen fortsetzte, nicht minder an seiner Stelle in dem Bett bey der Marquise beschäftigt; und in dem nämlichen Hause war man auf eine ganz entgegengesetzte Art bemüht, die Seele eines Verstorbenen aus dem Fegfeuer zu retten, und — die Erde mit neuen Lebendigen zu bevölkern.

Neun Tage sollte, nach der Vorschrift des Geistes, die nächtliche Seelenmesse dauern: und das verliebte Pärchen hätte also auch nur auf neun Wonnenächte eine gewisse Aussicht.

Aber ein günstiges Geschick verlieh ihnen zu den glücklichen Nächten auch viel glückliche Tage.

Denn schon in der vierten Nacht brachte der Herr Marquis sich durch eine nächtliche Verkältung eine Catharre aus der Kirche mit, die seinen durch Sünden und Alter geschwächten, und neuerdings durch Angst und Schreck erschütterten Lebenskräften den letzten Stoß gab, und ihn in die Welt, wo man nicht freyt und sich nicht freyen läßt, hinüber beförderte.

Die Marquise trug, wie es einer ehrbaren Wittwe geziemt, die bestimmte Trauerzeit hindurch ihren Wittwenflor: ob sie gleich selbst bey dem Leben ihres Ehegemahls nie mehr in der Ehe gelebt hatte, als sie in ihrem Wittwenstande lebte.

Denn der Leser wird leicht erachten, daß die Thränen um den ewig-theuren Gemahl eben nicht viel Zeit hatten, auf ihren Rosenwangen einzutrocknen, oder auch, wie eine Dichterin von ihren Thränen sagt, diamantne Furchen in ihr Herz zu ziehn: indem die schönen Lippen des süßen Ritters sie in der Quelle selbst aufsogen.

Ja, nach einem halben Jahr ward die Marquise mit dem Ritter in eben der St. Lorenz-Kirche öffentlich und ehelich zusammengefügt, wo der alte Marquis sich den Tod an den Hals gesungen und gebetet hatte, um, nicht, wie er glaubte, einen verstossenen Bruder aus den Quaalen der Hölle zu erretten, sondern um seinem abentheuerlichen Nebenbuhler die Freuden des Himmels in seinem Ehebette zu verschaffen.

Da eine böse That für das Gewissen doch immer das ist, was ein verschluckter Knochen für den Magen, schwer herunter zu schlucken und schwer zu verdauen: so gab es auch für unsre verliebte Marquise nach ihrer Vermählung dann und wann gewisse Augenblicke, wo sie in dem geliebten Ritter den Mör-

der ihres Marquis erblickte, — ihres Marquis, dem sie, wie sie es sich doch selbst gestehen mußte, ihr ganzes Glück verdankte.

Allein die großen und wesentlichen Entschädigungen, welche ihr durch die theure Person des Chevalier's zu theil geworden, konnten einen solchen Gedanken wohl nicht anders, als sehr vorübergehend seyn lassen. Denn wer verwirft wohl im Ernst das Messer, welches ein unschuldiges Täubchen des Lebens beraubte, aber auch eben dadurch — uns zu einem schönen Braten verholfen.

Der Chevalier blieb, so lange er lebte, mit seiner Marquise auf den Gütern des Herrn von Abbeville, — ohne jemals nach seinen eigenen zu gehen, die er, wie er erst gerühmt, jezt in der Bretagne, und jezt in der Normandie, hatte, und zwar aus dem unsern Lesern von selbsten einleuchtenden Grunde, weil ihm dort keine gehörten: aber die Marquise schlief, wie eine jede gute Frau, an der Seite eines guten aber kärglich-ausgestatteten Mannes nicht minder sanft, als wenn ihm alle Landgüter in der Normandie und in Bretagne zusammen gehört hätten.

Die Haushälterin, und — nichts weiter.

Mann und Weib sind durch die Hand der allweisen Natur für einander geschaffen, wie ein Reim für den andern. Aber welcher Gesetzgeber, Philosoph oder Theolog den Mann von dem Weibe und diese von jenem gesondert, ich will sagen, wer das erste Coelibat eingeführt, der verdient ohnstreitig mehr Tadel, als derjenige Dichter, der das erste reimlose Gedicht machte.

Der Mann ohne Weib ist eine Kraft ohne Regel, Verstand ohne Geschmack, Genie ohne Kunst: das Weib ohne Mann ist eine Blume auf dem Felde, die kein Auge erfreut, und keiner Nase duftet: ein zartes Bäumchen ohne Stab, das jeder Hauch des Windes knickt: ein unbewohntes Haus, das durch seine Leerheit in sich selbst zusammenstürzt.

Mann und Weib sind ja nur zusammen die Stammhalter des menschlichen Geschlechts, und nur in ihre gegenseitige Vereinigung legte die Natur jene ihre große Schöpferkraft, ihres gleichen zu prägen, diese Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Coelibat, Mönchs- und Nonnenwesen sind daher die offenbarsten Widersprüche, der Natur gerade zu in's Angesicht gesagt, Kastration ihrer selbst, frevelhafter Eingriff in ihr großes Schwungrad, Hochverrath gegen das menschliche Geschlecht.

Und doch sollten eben Coelibat, Mönchs- und Nonnenwesen den Menschen gleichsam übermenschlichen, ihn zu der höchsten Stufe erreichbarer Vollkommenheit führen? das lehrten Priester!

Mir und manchem andern hat es von jeher geschienen, daß alle Veredlung der Menschheit darin besteht, daß sie sich immer mehr vermenschlicht, d. h. sich alle ihre anerschaffenen Eigenthümlichkeiten wirklich zu eigen macht. Alles Uebermenschliche aber wird sie, je mehr sie in der Kultur Fortschritte macht, hoffentlich immer mehr über Bord werfen, und sich endlich ganz davon losmachen, so wie Jünglinge, wenn sie zu Männern heranreifen, auf die überspannten Plane und Entwürfe der unerfahrnen Jahre herabschauen.

Unser Jahrhundert scheint mir in so mancher Rücksicht das Jahrhundert der Menschlichkeit heißen

zu können. „Wir sind Menschen!“ rief Joseph, und schloß die Mönchs- und Nonnenklöster auf, „Wir sind Menschen,“ riefen die Franzosen, und zertrümmerten den Thron des Despotismus. „Wir sind Menschen,“ seufzt es fast in jeder Gegend Europens, mit einem bangen, aber kühnem Geächz, und die Unterdrücker der Menschheit zittern.

Die Ueberschrift unseres Jahrhunderts und jedes andern, in welchem die Menschheit ihrer Veredlung zuschreiten wird, ist also keine andre, als diese:

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

welches zum frommen aller katholischen Priester, Mönche und Nonnen aso verdeutschen will:

Wir sind Männer, und wollen als Männer den Weibern beyliegen;
Wir sind Weiber, und wollen als Weiber den Männern beyliegen.

So wie aber selbst eine gezwungene Natur doch immer noch Natur ist, und nach dem bekannten Sprichwort nicht mit Messer und nicht mit Gabel ausgetilgt werden mag: so ists auch leicht zu erachten, daß die wenigsten von denen, die durch Pflicht oder Amt zum Coelibat verurtheilt waren, der heiligen Jungfrau in ihrer unbefleckten Jungfrauschaft

ähnlich gewesen, oder wie der berühmte Franz von Aßisi einen Schneeball an der Stelle eines Mädchens umarmt haben werden.

Freilich, wer keinen Ofen hat, der reibt sich die Finger an einander, oder puhstet sich in die Hände; wer nicht Wein haben kann, trinkt Wasser; wer nicht Ananas essen kann, der begnügt sich mit Hausmannskost; und der katholische Pfarrer, bey dem Gelübde der Keuschheit, — mit — seiner Haushälterin.

Mitunter gabs auch wohl einen keuschen Thoren, — keusch, wie nach dem Ausdruck des Shakespear, ein Eiszapfe, (wiewohl, wer weiß allemal, an welcher Sonne — oder welchem Lichtstümpfchen — — auch dieser endlich geschmolzen seyn mag? Denn Keuschheits- und Liebesgeschichten sind das wahre Bados der Geschichte: gewöhnlich ruht Nacht und Dunkel drauf. Die Männer verschließen sie hinter der Lazze, die Mädchen unter dem Rock.)

Da der erste Fall der natürlichere und bey weitem gewöhnlichere ist, so wollen wir auch in unserer Erzählung jene zuerst aufstellen.

Ein biederer, braver Seelenhirt in der Normandie, der sich, wie man sich bey Arbeit und einem guten Gewissen zu befinden pflegt, an Leib und Seele sehr wohl befand, fühlte auch den Dämon, der den

größesten aller Apostel mit Fäusten schlug, den Pfahl im Fleisch, sich zu Zeiten gar gewaltig in ihm regen.

Wenn er im Beichtstuhl saß, und sein hochwürdiges Ohr zu den bußfertigen Sündenbekenntnissen süßlispelnder Weiber oder Mädchen hinneigte, und mit dem Auge bisweilen mehr sahe, als mit dem Ohr hörte; dann schien so manches Wörtchen, wie ein Funke in einen Pulverthurm, in sein Herz zu fallen, und es von einem Ende bis zum andern in Flammen zu setzen: dann pflegten sich jene Fäustenschläge des Dämons zu verdoppeln, zu vervielfachen. Wenn er die ganze Mädchenschaar seines Kirchspiels in der Katechisation vor sich sahe; dann lüstete ihm wohl sein eities Herzchen, so wie den Kindern auf dem heiligen Christmarkt, bald nach diesem, bald nach jenem. Und wenn er predigte, dann blieb sein Auge auf diesem oder jenem Guidogesichtchen einer ländlichen Unschuld von Mädchen, oder einem vollen Madonna-Kopfe von Weibe, bisweilen etwas länger hangen, als es die Gesetze der Deklamation und das Pathos der Rede eigentlich erfodert hätte.

Sag't an, lieben Leser, wie soll's der brave Seelenhirt machen, ohne der Todsünde der Nothzüchtigung und des Ehebruchs, oder einer noch schändlichern theilhaftig zu werden?

Er las einst in einem alten wurm-durchfreßnen Buch, ohne Anfang und ohne Ende, (denn beides

war ausgerissen) daß einige große Prälaten in den ersten Zeiten des Christenthums sich ganze Beete von hübschen Mädchen unterhalten, und dabey doch bisweilen sogar Wunder gethan, als da sind: Teufel gebannt, Heuschrecken vertrieben, unfruchtbaren Weibern die Fruchtbarkeit gegeben u. s. w.

Das fiel ihm auf's Herz; und da er zu diesem Buch auf eine ganz besondre Art gekommen, indem er es an einem hohen Festtag in einem Winkel der Sakristey fand, so schien es ihm, da er doch einmal den Titel nicht wuste, ein Rest von einer alten Pastoral Theologie, oder Anweisung, wie man ein guter Prediger seyn könne? zu seyn.

Denn nichts schien ihm aus eigner Erfahrung einleuchtender, als daß sich's besser predigen lasse, wenn man von jenen unzüchtigen Gedanken, die ihm eben so oft bey dem Verfertigen, als bey dem Hersagen der Predigt den Kopf durchkreuzten, nicht beunruhiget würde.

Und er schloß ganz richtig, daß, so wie er sich nicht hungrig fühlte, wenn er sich satt gegessen; so würden auch jene unzüchtigen Gedanken ihn nicht beunruhigen, wenn er seinen unwiderstehlichen Begierden dann und wann einen kleinen Bissen, wie man zu sagen pflegt, zum Verbeissen in den Mund gesteckt: und er auf diese Art sich im Stande sähe,

seine Predigten eben so wohl besser auszuarbeiten, als ungestörter herzusagen.

Einförmig in seinem ganzen Leben und Wandel, wünschte er auch hier nicht eben Mannigfaltigkeit; und er wollte sich statt des Beetes, welches die hochwürdige Nase des großen Prälaten ergözte, auch schon mit einem einzigen Blümchen begnügen: und dies Blümchen durfte (wie er denn höchst bescheiden und demüthig war,) nicht eben aus den ersten Gärten des Landes gepflückt, auch nicht einmal von den jüngsten Sprößlingen des Jahres seyn.

Da er also bis dahin seine wenigen häuslichen Angelegenheiten durch einen kleinen vierzehnjährigen Bauerknaben besorgen lassen; so nahm er nun ein sechs und dreyßigjähriges starkknochigtes Mädchen in's Haus, die er überdem um so nöthiger brauchte, da es ihm nach und nach schwer fiel, in gewissen Hausangelegenheiten selbst Hand anzulegen, wie dies wegen des zarten Alters und der Schwäche des kleinen Aufwärters nicht wohl anders seyn konnte.

Er hatte zwar bey den mehresten seiner geistlichen Herren Brüder ein gleiches Geschöpf gesehen, und sie selbst hatten ihm auch schon längst gerathen, statt des kleinen Knabens ein voll-gewachsenes Frauenzimmer zu seiner Bedienung ins Haus zu nehmen. Allein er hatte in seiner Unschuld auf den eigentlichen Nachdruck in diesem wohlgemeinten

Vorschlag nicht gemerkt: aber seit er jenes Fragment der Pastoral gelesen, schien er die schalkhaften Augenwinke, womit sich die Herren Brüder, so oft davon die Rede war, einander anblickten, zu verstehen: auch selbst das halbverbissene Lächeln, womit sie seine Klagen über Zerstreuung bey dem Concipiren und Recitiren der Predigt anhörten, schien ihm nun erklärbar: ja er ahndete sogar die ganze Pastoral-Bestimmung der Haushälterin.

Jeannette (denn so hieß die Haushälterin unsers Pastors) — war sie hübsch? war sie groß? hatte sie einen hübschen Fuß? oder einen vollen Busen? Oder . .

Bey jedem andern Garzon, meine lieben Leser, thun Sie diese Frage: da steht's Ihnen frey. Aber bey einem hochehrwürdigen Pastor, der, wenn er auch Jeannettchen zu einer gewissen Besorgung heimlicher Angelegenheiten brauchen sollte, wo wir sündige Layen nach dergleichen Dingen fragen, es doch in keiner andern als Pastoralischen Absicht that, nemlich, um seine Predigten ungestörter zu concipiren und zu recitiren, — da müssen Sie keine aesthetische Anatomie erwarten.

Genug, Jeannette hatte alles das, was ein vollständiges Frauenzimmer haben muß, und damit begnügte sich unser bescheidener Herr Pastor.

Jeannette war also den Tag über unsers Herrn Pastors demüthige Aufwärterin,— und des Nachts — entlästigte er sich durch ihre Beyhülfe von gewissen beunruhigenden Gedanken, die ihm bis dahin in der gewissenhaften Verwaltung seines Predigeramtes sehr hinderlich gewesen waren. Auch sahe unser Seelenhirt seinen frommen Zweck gar bald erreicht. Beydes, das concipiren und das recitiren seiner Predigt, ging ihm seit der Zeit leichter von statten; ja er fühlte in seinem ganzen Wesen eine gewisse Behaglichkeit, eine gewisse Selbstzufriedenheit, deren er sich bis dahin nicht bewust gewesen.

Sobald des Abends sein Lämpchen ausgelöscht war, schlich Jeannette in einem reinlichen Nachthemdchen auf den Zehen in sein Schlafkämmerchen hinein, und ruhete dann an der Seite von Ihro Hochehrwürden so lange, bis zum Hahnengeschrey. Denn um diese Zeit weckte sie allemal der Herr Pastor, und schickte sie mit ein Paar keuschen Küssen in ihr einschläfriges Bettstelchen, welches eine kleine Etage höher stand, zurück; um durch diese christliche Behutsamkeit allen bösen Verdacht und Aergerniß der lieben Gemeine zu verhüten.

Dieses Aufwekken seiner Jeannette war dem guten Pastor nach und nach so mechanisch geworden, daß er einst dadurch gar wohl der Inquisition

hätte in die Hände fallen können, wofern nicht ein besonderer Engel über ihn gewacht.

Einst nämlich machte der Prior des nächsten Klosters den gewöhnlichen Cirkularbesuch bey unserm Pastor. Da er bey seiner magern Seelenhirtenstelle nicht mehr als ein Bett hatte, so sahe sich der Pater Prior, der diesmal, wegen des eingefallenen schlimmen Wetters das nächste Pastorat nicht erreichen konnte, genöthiget, bey dem Pastor zu übernachten, und, wenn nicht entweder er, oder der Seelenhirte auf der bloßen Erde liegen wollte, mit ihm in einem Bette zu schlafen.

Sie liegen beide in aller Ruhe bis zum Hahnengeschrey. Aber als dies sich hören läßt, kehrt sich unser Pastor ganz mechanisch nach der andern Seite, versezt dem Pater Prior einen derben Schlag auf die wohlgenährten Lenden, und ruft mit einer gewissen Hast: Jeannette! Jeannette! 'sst Zeit.; der Hahn hat gekräht.

Der gute Prior fühlt den Schlag, und erwacht. Aber eh' er noch znm Wort kommen kann, versezt ihm der Seelenhirt noch einen derbern, und ruft mit verstärkter Stimme: Jeannette, Jeannette, Jesus! Marie! und Joseph! die Menschen werden dich sehen.

Der Pater Prior merkte nur zu wohl, wo das Dings hinauswollte; besonders da er beym Essen

den Namen der Haushälterin rufen gehört hatte. Aber ohne den schlafenden Seelenhirten in seinem Schlummer zu stören (denn jene Gestikulation und jener Zuruf waren dem guten Pastor so mechanisch, daß sie ihm auch im Schlaf sehr wohl von statten gingen,) läßt er ihn bis zum hellen Morgen schlafen.

Kaum erwacht der Pastor, so fällt's ihm bey, daß er wohl auch heute Jeannette geweckt haben könnte, wie er es seit Jahren gewöhnt war. Vor Schreck, sich verrathen zu haben, ergreift er die List, und bittet den Pater Prior tausendmal um Vergebung, wenn er das Unglück gehabt haben sollte, ihn durch Reden im Schlaf zu beunruhigen. Es wäre einmal bey ihm Gewohnheit seiner Natur, daß er immer gegen den Morgen zu träumte. Und diese Träume wirkten bisweilen aus der Seele in den Körper, daß er um sich griffe, die Bettdecke schlüge u. s. w.

Der alte Franziskaner-Mönch, der zu viel Menschlichkeit hatte, als daß er dem listigen Entschuldiger, dem die Schuld auf der Stirne geschrieben stand, (denn, indem er sie vorbrachte, stotterte, zitterte er; ward bald roth, bald blaß) nicht schon vorher verziehen hätte, antwortete dem treuen Seelenhirten mit einem sanften Lächeln: „Je nun! „lieber Herr Bruder! meine Lende hat freilich ein

„kleines Q. C. D. von ihrer Gewohnheit zu träu-
„men. Und ich wette, sie haben gestern einen
„Brief von Ihrer lieben Schwester erhalten, oder
„werden heute noch einen erhalten, denn sie riefen
„sie diese Nacht mit Namen. Nicht wahr? sie
„heißt Jeannette. Indessen, theurer Herr Bruder,
„an seine Schwester darf unser Eines ja wohl we-
„nigstens im Traume denken. Denn Schwester-
„liebe hat uns ja die allein-seligmachende Mutter-
„kirche nicht verboten."

Der gute Pastor erschrack vor dem unvorsich-tigen Traum, und glaubte sich in dem Augenblick schon in den Händen der Inquisition: aber er faßte sich, und fragte mit einer etwas erzwungenen Zuversichtlichkeit: „Ihro Hochehrwürden, die ein-„mal so gütig zu seyn schienen, seine Schwachheit, „in der Nacht im Traume zu reden, zu verzei-„hen, hätten sehr Recht; denn eben gestern wäre „ihm von seiner theuren Schwester ein „Brief gekommen, der ihm sehr frohe Nachrichten „mitgetheilt, und er erinnere sich sehr wohl, daß „er sich mit seiner innig-geliebten Jeannette (denn „so hieße sie) im Traum sehr lebhaft unterhalten."

Der gute Prior versezte ihm einen traulichen Schlag auf die Schulter, und sagte dabey: „Lieber „Herr Bruder! es ist nicht gut, daß der Mensch „allein sey. Aber — Gott wird uns am Ende

„doch alle dahin helfen, wohin er uns haben „will."

Der menschenfreundliche Pater Prior! er wuste nicht, daß Gott den treuen Seelenhirten von seiner theuren Schwester Jeannette sobald in den Himmel haben wollte. Denn in dem nächsten Jahr fand er, bey seinem gewöhnlichen Cirkularbesuch den guten Bruder todt auf dem Brett, und Schwesterchen Jeannette neben ihm, in Thränen. Denn eine unheilbare Nervenschwäche hatte ihn dem Tod unter die Sichel geliefert. Seine lezten Seufzer, sein lezter Blick — waren für Jeannette.

Die Schaafe brauchen einen neuen Hirten, wenn der Wolf den alten aufgefressen. Die christ-katholische Gemeine zu Vevire in der Normandie einen neuen Seelsorger. Und diesen bescheerte ihnen auch der heilige Geist in der Person des ehrwürdigen Baccalaureus der Theologie, M. Esaias Abrahamus Tillemontius.

Er kam, und mit ihm die Hofnung unserer tieftrauernden Jeannette.

Eine lange, hagre Figur, den Donkischottschen Gesichtsumriß mit Pokkengrübchen, wie ein Trommelfell mit Erbsen besäet: ein paar Augen, die trüb und dunkel, rund um mit eiternden Tropfen, wie mit Eiszapfen, umtröpfelt, den kleinen trüben Fensterröhrchen in den Dachstuben armer Leute gleichen,

über welche seit zehn Jahren keine säubernde Hand fuhr: Schenkel, wie dicke abgekappte Zaunpfähle; zwey Beine, starr und hager, wie ein Harkenstiel, und ein Enten-Schwimmfuß, stachen allerdings gewaltig ab, gegen das runde, volle Gesicht, die verliebtfunkelnden Augen, und den kleinen lüsternen Wanst des verstorbenen Seelenhirten.

Aber Jeannette war Wittwe: der leider! Todesverblichene hatte ihr statt des Vermächtnisses nichts als das Andenken gewisser Dinge hinterlassen, zu deren all-gewünschtem Genuß ihr nur ein anderer Mann verhelfen konnte.

Und der neue Herr Baccalaureus war, nach allem, was er seyn konnte, oder würklich war — ein Mann: und war als ein solcher im Stande, der Executor jenes Vermächtnisses zu seyn.

Und daß es einem geistlichen Herrn an Willen fehlen sollte, einer armen Wittwe zu dem Wenigen zu verhelfen, wobey er selbst überdem in keiner Rücksicht verlieren konnte — wie ließ sich's denken?

Nachdem der neue Seelsorger für den Verstorbenen das Miserere gesungen, und ihn in die ewige Herrlichkeit hereingebracht, begiebt er sich zu Bette, und Hanchen pocht ihr Wittwenherz. Denn eben jetzt nahen die glücklichen Stunden, wo sie einst — nicht Wittwe war.

Meine Leser würden zu viel von mir verlangen, wenn sie mich fragten, wie es unser neue Seelenhirt machte, als er zu Bette ging? Auch ist es wider die Regel eines guten Geschichtschreibers, jeden kleinsten Umstand zu erzählen.

Aber demohngeachtet kann ich nicht umhin, einen kleinen Umstand anzuführen, der, so geringfügig er scheinen könnte, dennoch den ganzen Mann charakterisirt. Unser Baccalaureus nämlich hatte die Gewohnheit, seine Unterbeinkleider nicht eher, als unter der Bettdecke auszuziehen: indem seine fromme Behutsamkeit befürchtete, es könnte zufälligerweise irgend eine Menschenseele am Schlüßelloch lauschen, oder durch eine Ritze in der Mauer sehen, und durch den Anblick desjenigen geärgert werden, was dem Hohenpriester Aaron im Gesetz Mosis verboten war, zu zeigen, wenn er in dem mit Gold- und Edelsteingeschmückten Priesterrock die heiligen Stufen des Altars hinanstieg: und ein jeder Dorfpriester, schloß unser Herr Pastor, ist doch für seine Gemeine ein Aaron. Und haben wir denn nicht in der Geschichte der christlichen Kirche ein trauriges Beyspiel, wie reiz- und verführbar selbst die Seelen großer Heiligen sind? und lehrt uns dies nicht, der Schwachen Seelen um so viel mehr zu schonen?

In der Domkirche in Magdeburg steht noch heutiges Tages die Geschichte eines berühmten und from-

men Bischofs zum ewigen Denkmal in Stein gegraben, der, als er eben zum Altar gehn wollte, um Messe zu lesen, in einem der Kirchengänge auf ein Bauermädchen traf, die, ohne das Rauschen der Tritte des großen Heiligen wahrzunehmen, sich in aller Unschuld einen eingetretenen Dorn aus dem Fuße zog. Er durchstieß das arme Kind auf der Stelle mit einem Messer: weil sie in dieser Stellung in der Seele des großen Heiligen gewisse Empfindungen aufgeregt hatte, die der Apostel Paulus zu den Faustenschlägen des Satans zählt.

Wenn solche Heiligen so leicht ein Aergerniß nehmen konnten: um wie viel mehr, seufzte unser fromme Seelsorger bey sich selbst, muß man nicht rohe Bauerseelen schonen.

Meine Leser werden nun von selbst einsehen, wie wichtig für unsere Geschichte der Umstand mit dem Hosenausziehen des Pastors ist: gewiß nicht minder wichtig, als einer jener kleinen und feinen Züge, durch welche uns der große Plutarch gleichsam auf einmal in die ganze Seele eines Epaminondas, eines Pelopidas, uud Philopömen, — oder eines Scipio, eines Cato hineinschauen läßt.

Wer bedauert nicht zum voraus die arme Haushälterin, der es gewiß schwer oder unmöglich seyn wird, bey einem Pastor, der sich die Beinkleider nicht

anders, als unter der Bettdecke auszieht, etwas mehr, als — Haushälterin zu seyn.

Freilich wuste sie zu ihrer Zufriedenheit von dieser sonderbaren Sitte des frommen Pastors bis dahin eben so wenig, als meine Leser, ehe ich sie davon unterrichtete. Aber gesetzt, sie hätte es auch gewust, so würde sie doch, sollte sie auch auf den ersten Augenblick etwas bestürzt darüber geworden seyn, sich einigermaßen dadurch beruhiget haben, daß der hochehrwürdige Seelsorger die Hosen unter der Bettdecke nicht ganz an behielt: welches freylich ein viel böseres Zeichen gewesen seyn würde.

Hannchen sahe daher die bevorstehende Nacht für nichts mehr und nichts weniger als eine Nacht der Wonne, eine Hochzeitsnacht an: mit welcher süßen Bangigkeit klopfte ihr das Herz unterm Busentuch dem gewünschten Augenblick entgegen!

Hoffnung, sagt ein großer Autor, ist der Zehrpfennig auf dem Wege des Lebens: Hoffnung war auch der erquickende Strahl, der in den schwarzen Schleier unserer hochbetrübten Wittwe fiel, und ihr thränenvolles Auge aufheiterte.

Sie machte ihre kleine Toilette nicht anders, als die gewisse Braut des neuen Seelsorgers. Eine Toilette — die Haushälterin eines Dorfpfarrers? hör' ich die Leser fragen. Aber ich dächte, die Liebe lehrt das Landmädchen eben sowohl, als die schönste

Pariser-Herzogin, jene Kunst, ohne Schminke zu gefallen, und ungepuzt am gepuztesten zu seyn: ein neugewaschenes, reinliches Camisölchen, ein weißes Busentuch von feiner selbgesponnener Leinwand, ein weißes niedliches Unterröckchen, ein paar Strümpfchen, die eine Copie des alabasternen Fußes zu seyn schienen, mit einem paar rothen Strumpfbändern festgeknüttet, die beynahe zu schön waren, als daß sie nicht zu etwas mehr, als zum bloßen Festhalten der Strümpfe hätten dienen sollen; alles dies waren eben so viel Waffen Amors, womit er das Herz des neuen Seelsorgers unfehlbar zu besiegen hoffen durfte: und Juno selbst (diese Vergleichung wird einem christlichen Autor doch wohl erlaubt seyn) Juno selbst würde vielleicht nicht erröthet haben, dies Camisölchen, dies Busentuch, dies Unterröckchen, und diese Strümpfe zusamint den Bändern dran, anzulegen, als sie sich von dem allmächtigen Donnerer auf dem Ida einen Beyschlaf erschmeicheln wollte. — Amor selbst schien Sorge getragen zu haben, Hannchens jeden Reiz zu erhöhen. Die bräutliche Hofnung des Wonnegenusses gab ihren kleinen schelmischen Augen ein gewisses Feuer, auf welchem alles Phlogiston der Liebe, wie in einem Brennpunkt, zusammengehäuft schien. Die fetten braunen Wangen colorirte ein glühendes Roth der Schamhaftigkeit, die auch selbst einer Wittwe, wenn gleich etwas leiser, als einem

Mädchen, anwandelt, wenn sie das Bett der Freude mit einem neuen Ehemann besteigen soll: ihr ganzes Wesen athmete etwas lüsternes.

So war Hannchen heute gepuzt; und wenn wir vorher sagten, daß Amor sie mit eigenen Händen geschmückt zu haben schien; so werden wir als fromme Christen wohl die Sprache ändern und sagen müssen, daß dieser Amor kein anderer, als der Teufel selbst war.

Denn wie? wozu aller dieser Puz? Welche Absichten nährte Hannchen dabey? Ging sie nicht mit allem diesen bloß darauf aus, einen frommen Seelsorger zu berükken, und ihm den Sündenapfel zu kosten zu geben? Gewiß in dergleichen Dingen hat der böse Geist wohl immer seine Hand.

So aufgeschmückt trat nun Hannchen zu dem neuen Pastor, auf einen Ruf von ihm, in die Stube, und leuchtete ihm in die Schlafkammer. Er tritt hinein. Und was thut er?

Erst murmelt er andächtig sein Breviar; dann kleidet er sich Stück für Stück aus, die Hosen, [illegible] wir schon wissen, nicht mitgerechnet, und betet bey jedem Kleidungsstück ein besonderes allegorisches Gebet, z. B. bey der Abnehmung der Müzze betete er um die Sturmhaube des Heils, bey dem Brusttuch um den Krebs (oder Panzer) der Gerechtigkeit, bey den Schuhen um die Stiefeln der Standhaftigkeit u. s. f.

Dann bezeichnet' er sich drey- oder viermal mit dem heiligen Creuz, besprengt sich mit geweihtem Wasser, nnd empfiehlt seine fromme Hammel-Seele dem Himmel.

Unter manchem O! und Ach! schien er nun den Schlaf, das große Labsal der Thoren und Weisen, ergähnen zu wollen: als er plözlich, wie aus einem Traum erwachend, nach den Schenkeln faßt, auf welchen noch die Hosen hängen. Eben will er das große und lezte Werk des Tages vollenden, als er merkt, (was ihm unter seiner Andacht unbemerkt geblieben war) daß Hannchen noch in der Kammer ist.

Denn diese hatte, freylich nicht in der Absicht, durch die Abendgebete des Herrn Pastors erbaut zu werden, sich während der ganzen Zeit des Betens und Ankleidens, allerhand kleine Geschäfte zu machen gewußt, hatte hier von dem kleinen Tischchen, dort von dem Stuhl den Staub abgewischt, jezt dieses und jezt jenes Kissen anders gelegt, die Bettdecke jezt so, und jezt anders gerückt, und mit allen diesen kleinen Geschäften, deren jedes innerhalb dem funfzigsten Theil einer Secunde abgemacht werden konnte, so lange zu zögern gewust, bis der Pastor alle seine Abendgebete hergesagt hatte.

Er erblickt sie, und fährt erschrokken zusammen.

„Hanne!"

„Herr Pastor!"

„Wie lange wird sie noch machen?"

„Gleich, gleich, Herr Pastor!"

Hannchen freute sich, daß der fromme Seelsorger so viel Lust bezeigte! Denn sie zweifelte nicht, daß das: „Wie lange wird sie denn noch machen?" der bestimmteste Wink wäre, an der Seite des neuen Herrn Pastor's die nämliche Stelle einzunehmen, die ihr der Wohlselige eingeräumt. Und nun scheint sie nicht Hände genug zu haben, das Busentuch von jeder Stecknadel zu befreyen, sich aufzuschnüren, und alles wegzuwerfen, was den bevorstehenden Genuß hindern oder verzögern könnte. Denn wer kann schnell genug der Liebe süßen Honig brechen?

Aber indem sie mit der angenehmsten Gefälligkeit nur noch zwey Nadeln loszustekken strebte, ruft ihr der Pastor, der, sobald er sie erblickte, aus frommer Besorgniß satanischer Versuchungen sich mit dem Gesicht nach der Wand, und Hannchen den Rücken zugekehrt hatte, nicht eben in dem Ton des: je vous aime, zu.

„Aber Hanne, ich will schlafen." Und nun erst merkte Hannchen ihren Mißverstand. „Wie, nur zum Schlafen bin ich hier?" murmelte sie unwillig bey sich selbst, so vernehmlich, daß der Pastor, hätte

er nicht mit dem Ricken nach der Mauer zu gelegen, die Worte deutlich verstanden haben würde.

Hannchen zögert noch; sie kann es sich unmöglich denken, daß der fromme Seelsorger so gar keinen Körper habe, und hofft noch immer, daß ihr Mißverstand kein Mißverstand seyn wird.

Ueber diesen Gedanken ruft ihr das fromme Schaf von Seelenhirt; aber gleichsam um mit der wiederhohlten Erinnerung die arme Seele nicht zu ärgern, in etwas milderm Ton: „Aber Hannchen, wer hält sie auf? ich bitte, mach' sie fort!..." Nun! nun! ich bin fertig, ruft sie ihm voll Freude zu, und wirft die letzte Stecknadel bei Seite; denn der milde, sanfte Ton, mit welchem der Pastor besonders das letzte: ich bitte sie, mach' sie fort, ausgesprochen hatte, schien ihr die gewisse Lockstimme des verliebten Täubers zu seyn. Und nun erscheint sie, — wißt ihr wie? — Ja, wie soll ich's sagen? in einer Gestalt, die den Pabst zu Rom selbst, und hätte er eben auf dem Altar gestanden, um über die katholische Christenheit den Segen zu sprechen, in Versuchung geführt haben würde, seine Hände — nach etwas anderm als zum Segnen auszustrekken.

Aber freilich, hochgeneigter Leser, Hannchens eigentliche Attitüde kann ich Dir nicht schildern, wenn ich den Ruhm eines frommen und züchtigen Schriftstellers nicht umsonst haben will. Ich klebe

also hier ein Feigenblättchen vor, und überlasse es Dir, es kleben zu lassen, oder auch — zurückzuschlagen.

Aber denkt Euch ein Nymphchen der Ceres, als ein Milchmädchen verkleidet, mit einem Paar der schönsten wallenden Brüste, die der triumfirenden Hand, welche die letzte Nadel, die noch am Busentuch hängt, abreißen, und sie betasten solle, entgegenschwellen, nackt, bis fast zum schönsten Alabasterknie, — und die mit allen diesen Reizen vor eurem Bette steht.

O Pastor! Pastor! wäre ich an deiner Stelle gewesen? Verdientest du so viel Glück! Und wie, o Thor, den Apfel nicht zu essen, der dir so nah zum Munde hängt!

„Nun Liebchen! zur Rechten oder zur Linken?“ so spricht Hannchen vor dem Bette stehend zu dem Ehrwürdigen Herrn in der Schlafmüzze, und will eben die Bettdecke aufschlagen, um sich ihm an die Seite zu legen.

Wie betäubt hört und schaut der Pastor um sich her, reibt sich Stirn und Auge, und fährt auf: Wach' ich? träum' ich? ... Ein Geist ... im Hemde ... Sie ist's, ja, sie ist's.. Aber nein! Ein Geist, ja, ein Geist. .. o du flammender Höllenbrand, du es wagen, den ewigen Pfuhl zu verlassen? um eine fromme Pastorseele zu verführen? Soll ich die Na-

men aller Heiligen in dein höllisches Ohr ertönen lassen? oder soll ich deinen vom höllischen Feuer glühenden Körper mit geweihtem Wasser begießen, und deine Quaal verdoppeln? Oder soll ich deine eherne Stirne mit dem heiligen Kreuz brandmarken?

Mit dieser Formel beschwur der fromme Seelsorger den vermeinten bösen Geist. Aber der Geist von Fleisch und Bein, giebt ihm nicht, mit der gewöhnlichen Grabesstimme der Geister, sondern mit jenem sanften, liebe-flüsterndem Flötentone zur Antwort: Liebchen! Scherze nicht so schrecklich! Huh! Huh! wie kalt es ist! Laß mich in's Bettchen!

In dieser Erklärung glaubt der gute Pastor keinen andern, als den Satanas selbst, zu erblicken. . . Und mit einer donnernden Stimme hebt er an: In dem Namen ..... ich beschwöre dich, fahr aus, unreiner Geist!" Aber indem er bey der Beschwörung einen lebhaften Gest macht, berührt er den Geist, und überzeugt sich, daß es Fleisch und Bein, Hannchen selbst ist!

Sie ist's, sie ist's, bey allen Heiligen! sie ist's, fährt er auf. Wer? wie? wo? was willst du?

„Zu Bette gehn."

„Mit wem?"

„Mit Euch, Herr Pastor!"

Du wahrer Satan du! du Höllenbrand im leinenen Hemde! Zu Bette gehen, mit mir! mit dei-

nem Seelenhirten zu Bette gehn — du? Jesus, Marie und Joseph, und alle Heiligen! kommt, helft! ein eingefleischter Teufel will euren treuen Knecht zur Sünde verleiten. Horch! Satan! Höllenbrand! stehst noch? willst noch nicht gehen?

Ehrwürdiger Herr! versteh ich euch recht? Hab' ich denn in euren Augen so gar nichts, eure fromme Seele zu weiden? O der selige Herr! ja der dacht' anders ....

Hülfe, Nachbarn, rettet, rettet ...

Ihr besorget vielleicht, daß ein kleines Pfand der Liebe unsre nächtliche Ehe verrathen werde? O dazu habt ihr nicht Ursache. Fünf glückliche Jahre hindurch schlief ich dem seligen Herrn zur Seite, und noch am heutigen Tage nennt mich das ganze Kirchspiel Jungfer Hannchen.

Teufel, Satan, höllische Schlange! willst nicht gehen? rühmst dich deiner schändlichen Sünden?

Aber, ehrwürdiger Herr, seit wann ist denn eine ehrliche Haushälterin ihrem Pastor nicht etwas mehr noch, als Haushälterin? Bey dem seligen Herrn wenigstens schlief ich jede Nacht, die heilige Christnacht allein ausgenommen: und sein Nachfolger, glaubte ich, würde auch diese noch hinzuthun.

O du unverschämter, teuflischer Unhold! Eine Seele hast du schon in die Hölle gestürzt, und es gnügt dir nicht ... Fort, fort aus diesem Zimmer,

fort aus meinem Dienst: morgen seyd ihr nicht mehr hier ....

Nun wohl! ich sag' euch meinen Dienst schon selber auf. Ich bleibe nicht Eine Stunde länger bey einem Herrn, der mich so wenig schätzt. Ja, der gute Pastor im Grabe! Gott sey seiner Seele gnädig. Das war ein Pastor! er war es werth, das schöne Mädchenkleinod hinzunehmen. Und gäb's der Himmel mir zurück, und er erstünde aus dem Grabe; bey allen Heiligen! ich gäb' es ihm noch einmal. Ja ein goldner Pastor war's. Doch leider! er ist tod! und ihr, ihr habt seine Stelle; aber — Gott sey's geklagt! nicht seine Gaben. Aber ich will zu eurem Vikarius gehen! er giebt mir nur die Hälfte des Lohns! nur halb so viel zu essen! aber, das weis ich, er schläft bey mir, das weis ich gewiß, so gewiß, als ihr ein schlechter Seelsorger seyd.

Sprach's und ging zum Tempel hinaus.

Wie angedonnert lag unser Pastor da! schlug drey Kreuze hinter ihrem Rükken, und dankte dem heiligen Franz von Assisi, daß er die schwere Versuchung glücklich überstanden.

Wer unter meinen Lesern wie dieser Pastor denkt, der lese mich nun weiter nicht.

Der willige Nothzwang und der gern-gebrochne Schwur.

Man hat zu allen Zeiten gesprochen und spricht noch jezzo von Nothzucht, von Weiber- uud Mädchenschändung. Die Gesezgeber haben sogar gegen Verbrecher dieser Art große und schwere Strafen eingeführt.

Aber mich befremden eben sowohl jene Ausdrükke in der Sprache, als diese Strafen in den Gesetzbüchern. Denn ich kann eben so wenig an Nothzucht oder Mädchenzwang als an Gespenster glauben.

Man wird mir hier das große und allbekannte Beyspiel der Lukrezia anführen; die sich wegen eines solchen an ihr begangenen Verbrechens, den Dolch durch's Herz stieß: eine Großthat, die, wie uns die Geschichtschreiber überreden wollen, den Grund zu der Freyheit Roms und seiner ganzen Größe legte.

Aber mich dünkt, über Grund und Absicht der menschlichen Handlungen kann man nicht immer so gewiß entscheiden, wie die Herren Philosophen bis dahin über alle diejenigen Dinge entschieden, die sie — nicht wusten.

Denn wer kann mich widerlegen, wenn ich behaupte, daß die keusche Römerin, nachdem der wilde Tarquin einmal so weit vorgedrungen war, ihm in der gänzlichen Eroberung nicht wohl gar etwas förderlich gewesen, oder wenigstens mit einer kleinen Capitulation entgegen gekommen.

Ja, saget ihr, aber hat sie sich nicht des erduldeten Verbrechens wegen erstochen? Aber, antworte ich, wär' es ihr ein rechter Ernst gewesen, so hätte sie dem Verbrechen zuvorkommen, und sich vorher entleiben sollen. Ihr Tod nach dem Genuß war eben so, als wenn der kleine Dieb die Finger ableckt, nachdem er von dem verbotenen Honig gegessen.

Sie wuste, daß die jungen Herrn vom Hofe (und Tarquin war noch dazu ein Königssohn) nicht eben sehr diskret sind mit den Geheimnissen, welche sie in dem Bett einer schönen Frau gelernt. Als eine kluge Frau glaubte sie also mit Recht, daß ihr Herr Gemahl die Hörner — wohl fühlen würde, die der junge Tarquin ihm angeheftet. Und ihr Tod war in dem Fall gewiß. Sie kam ihm

also zuvor, und starb mit mehr Ehre durch ihre eigne Hand. Denn alle Welt, bis auf den heutigen Tag, war thöricht genug, die Lukrezia von dem Tarquin für genothzüchtigt zu halten, weil sie es — kurz vor ihrem Tode selbst gesagt.

Die Welt will, sagt man, betrogen seyn. Und sie ist leider! noch öfterer betrogen worden, als sie es wollte oder wünschte.

Ich habe, als ein gewissenhafter Geschichtschreiber, das meinige gethan, sie über den erwähnten Vorfall in der Römischen Geschichte aufzuklären! Findet man meine Aufklärung dunkel, und meine Aufschlüße unrichtig: nun! so ist's nicht meine Schuld. Wer sich den Staar nicht stechen lassen will, der bleibe blind!

Es ist, dünkt mich, bey dem großen Geschäfte der Liebe wie beym Tausch: der eine giebt, der andere nimmt; wer aber nicht nehmen will, der nimmt auch nicht. Der Mann, als der stärkere Theil, greift zu; die Frau, als der schwächere, läßt zugreifen. Er belagert die Vestung, und sie kapitulirt: er stürmt am Schloß, und sie giebt ihm die Schlüssel.

So oft also ein kühner Liebhaber den Sieg davon trägt, so oft hat die schöne Feindin statt Lanz- und Speer nur mit beschnittenen Nägeln gefochten. Noch, glaub' ich, ward kein Mädchen besiegt, die sich nicht überwinden ließ.

Aber freilich sind die schlauen Kinder über diesen Punkt nicht immer so aufrichtig, als Amalchen Cleveland.

Amalchen Cleveland war ein Töchterchen frommer Eltern in London, der großen Hauptstadt der Welt. Schön, schlank und wohllüstig wie sie war, fand sie nur zu bald, ohne ihrer Eltern Gebet, einen schönen Jüngling, der ihre Reize zu schätzen wußte. Er drückte ihr sein unwiderstehliches Gefühl für sie so kräftig aus, daß sich einige Monate nach seiner Bekanntschaft die schlanke Taille Amalchens verlor, und immer voller und voller ward.

Die zücht'ge Mutter glaubte im Bewußtseyn ihrer redlichen Sorgfalt für ihr Töchterchen nicht anders, als daß Amalchen einst so stark und völlig werden würde, als ihre gottseelige Großmama gewesen, und hielt das schwellende Bäuchchen der Tochter für die erste Anlage dazu.

Aber dem Himmel sey's geklagt! wie erschrak sie, als so manche andre Symtome sie über die Wundererscheinung nicht mehr zweifelhaft ließen, als sie unter Ach und Weh gewahr ward, daß Amalchen ihr nächstens einen kleinen Enkel auf den Schooß setzen würde.

Die Mutter raufte sich ihr Haar aus, der Vater donnerwetterte, die Schwestern erfüllten das

Haus

Haus mit Klagen und Geheul. — Der glückliche Liebhaber ist freilich nur klein, und mitunter etwas mißgestaltet; aber er ist reich; er ist von guten Eltern: er hat Amalchen zur Frau gemacht. Wohlan! er soll auch ihr Mann seyn. So spricht, so schließt der Vater.

Allein — heirathen ist wohl nicht immer der Wunsch der Liebhaber. Am vollen Tisch schwelgen, dann den Mund abwischen, und davon gehen, — das ist ihre Weise; die Ehe scheint ihrem flatterhaften Sinn eben das zu seyn, was dem Vogel der Käfig; lieber mögen sie in Gottes weiter Welt von Baum zu Baum flattern, und ihr lüsternes Züngchen an jeder lokkendsten Kirsche laben, als in dem spannelangen Käfig an dem kleinen Zuckerhäpchen nagen, und sich Morgens, Mittags und Abends bis zum Eckel daran sättigen.

Ueberdem hat die Ehe das besondere an sich, daß sie oft ehe geschlossen als beschlossen wird, und daß man, so wie einige Leute sehr reelle Aemter, und doch nicht den Titel davon haben, nicht selten, und lange vorher, Mann und Frau seyn kann, ehe man es heißt.

Unser kleiner William, (denn so hieß Amalchens lieber Junge,) war leider auch einer von jenen Vögelchen! Denn als ihn Vater Gärtner in den heiligen Käfig der Ehe einsperren, und ihm das angebissene schöne Kirschchen zu seinem täglichen Futter an das

Gitter stecken wollte, sagte er voll unwilligen Ekels: ich mag sie nicht.

Amalchens Vater fleht, bittet, droht — vergebens. William ist Amalchens Mann, und wünscht es auch noch ferner zu seyn, aber nicht zu heißen.

Beynahe sollte man den edlen Jungen loben, daß er das Amt dem Titel, dem Worte die That vorzog.

Allein nicht so der Vater der Schöne. Er fodert William vor Gericht, und klagt ihn an, daß er Amalchen mit sträflicher Gewaltthätigkeit das holde Mädchenkleinod geraubt. Zur Schadloshaltung forderte er nichts Geringeres, als die eheliche Verbindung des kühnen Frevlers mit Amalchen.

William läßt, wie jeder tükkische Liebhaber, nichts unversucht, sich dem lästigen Bündniß zu entziehen.

Vergebens, spricht er, soll der kleine Bube, den sie trägt, der große, unwiderlegliche Zeuge gegen mich seyn. Giebt's nicht der Bubenmacher mehrere?

Entrüstet über den entehrenden Angrif gegen sein theures Amalchen läuft der Vater nach Hause, und führt sie selbst, so sehr sich auch die tiefbeschämte sträubt, hin vor den Richterstuhl, wo sie den William durch Wort und That der unverschämtesten Lüge überführen soll.

Sie kommt mit ihrem kleinen unsichtbaren Zeugen unterm Herzen, und William zittert schon.

Allein sein schlauer Dämon giebt ihm ein neues Argument für seine Sache an die Hand.

„Ehrwürdige Richter, hebt er an: da seht nun, „und entscheidet selbst, ob William Schuld an diesem „Unglück ist. Mit meiner Stirne reich ich kaum bis „zu Amalchens Hüfte hinan. Wer dort den süßen „Apfel pflückte, der mußte gewiß eine längere Hand „haben, als William jemals hatte, und jemals ha„ben wird."

Die Richter, etwas ungeschickte Inquisiten, (denn selbst Schuster und Schneider sitzen in England bisweilen statt des Näh- und Schusterstuhls auf Themis göttlichem Thronsitz,) irren mit ihren Blicken von William auf Amalchen, von Amalchen auf William, und finden das Argument des kleinen Liebhabers zu wahrscheinlich, als daß sich nicht gegen Amalchens Anklage gegründete Zweifel erheben ließen. Sie wußten keinen andern Weg einzuschlagen, als daß sie die schöne Sünderin selbst um den eigentlichen Vorgang der Sache fragten, und diese gestand endlich nach langem Weigern, daß sie beyde stehend das große Werk der Natur vollbracht.

Aber wie, spricht der einer, war es möglich, daß ein so kleiner Mann die hohe Mauer überstieg, und das Schloß eurer Keuschheit eroberte.

Ach! versetzte das Mädchen in ihrer Unschuld, ach! ehrwürdige Herren, er stöhnte und seufzte so

lange, daß ich ihm aus dem reinsten Mitleid meines Herzens etwas höher hinaufhalf.

Die Richter lachten, und erklärten beyde Partheyen schuldig; William, daß er das Verbrechen begangen; Amalchen, daß sie es begehen lassen.

Ein jeder frommer Leser wird mit mir wünschen, daß William und Amalchen ein priesterlich-eingesegnetes Pärchen geworden; Amalchen wenigstens verdiente es, auch bloß um ihrer Wahrheitsliebe willen.

Die Rechtsfrage nicht weniger, als ihre Entscheidung, waren in ihrer Art so sonderbar, daß der eine Richter, eben der, der frech genug gewesen war, dem beschämten Mädchen die bemeldete Frage vorzulegen, mit seinem Bruder, einem christkatholischen Pastor an der Paulskirche, von dem lächerlichen casus juridicus sprach. Und dieser, so fromm er war, war dennoch der Meinung, die ich oben schon a priori und a posteriori zu begründen gesucht, daß selten nur ein Mädchen oder Weib mit Recht einen Mann gewaltsamen Zwanges im Geschäfte der Liebe beschuldige, und daß ihr guter Wille stets dem Zwang vorhergehe, indem sie um der süßen Minne willen selbst des hochsträflichen Meineids nicht achten.

Und hiervon sprach er, will ich euch ein Beyspiel erzählen, das mir im Beichtstuhl vorgekommen.

Ein gutes, frommes Bürgerweib trat einst mit tiefgesenktem reu-erfülltem Sünderblick zu meinem

Beichtstuhl, und klagte unter heißen Thränen sich eines schweren Meineids an. Ein Meineid, fuhr ich auf, o Sündenkind! meineidig du? Sag an; wie und woher?

„Ehrwürdiger Herr, sprach sie mit Schluchzen „und mit Weinen: Verzeih's mir euer reines Ohr. „Allein die Sündenlast drückt mir das Herz noch „ab. Drum hört mich an, damit ihr mir dann sagt, „wie schwer die Buße, die für meine Sünde ziemt.

„Das erste Kind, mit welchem mich durch Hülfe „meines frommen Mannes der Herr beschenkt, war „mir ein wahrer Schmerzenssohn: das Kindbett ward „mir fast zum Grab. Da gelobte ich dem Herrn, „errettet' er mich diesmal aus des Todesrachen, als „eine gottgeweihte Braut auf Erden vor ihm zu „wandeln, und meinem zudringlichen Manne jeden „wohllüstigen Genus meines Leibes zu versagen. „Auch war ich ganzer sechs Monden lang dem from„men Entschluß unverbrüchlich treu. Immer lag „ich, so oft auch mein Fleisch zur bösen Lust versucht „ward, fern von dem Manne an dem Rande de[illegible]at, „Bettes, und beschwur ihn, so wahr der Herr mich „vom Tode errettet, mich auch nicht in Gedanken „zu berühren.

„Fromm, wie er war, that er's auch lange nicht. „Doch als er einst an einem kalten Wintertage er„starrt und steif zu mir in's Bette kömmt, da drückt

„er Leib an Leib so innig an, und Kuß und Berüh-
„rung entflammen mich und ihn, und wir vergessen
„schon des großen Gelübdes. Gottseliger als ich,
„erinnerte sich mein guter Mann zur rechten Zeit,
„und warnte mich vor der hochsträflichen Sünde
„des Meineids. Aber ein böser Geist, der gute Chri-
„stenseelen (ach! so leicht!) berückt, gab mir den Ge-
„danken ein, mein Gelübde so auszudeuten, daß ich
„nur in so fern keusch und ohne ehlicher Berüh-
„rung zu bleiben gelobt, als es von meinem eignen
„Willen abhängt. Da aber nach dem Worte Got-
„tes der Mann des Weibes Haupt sey: so könne auch
„ich mich dem Wunsch des Mannes nicht versagen.
„So sagte ich zu meinem frommen Mann, gab ihm
„den Apfel, und er aß.

„Ehrwürdiger Herr, nun sprechet einen Spruch
„hier über diese Sünderin, die für den süßen Min-
„negenuß Gott durch einen Meineid und ihren Mann
„durch eine schwere Lüge täuschte."

Fraget mich nicht, lieben Brüder, welche Buße gel. der Sünderin des doppelten Verbrechens wegen auferlegt. Ich hieß sie zur Warnung vor unbedachtsamen Gelübden dreymal drey Rosenkränze herunterbeten, und dann hingehen, und durch ehe-rechtliches Brechen des Schwurs für die Sünde des unbedachtsamen Gelübdes büßen.

Wer unter euch, meine hochgeneigten Leser, hätte dem frommen Weibe einen weisern Rath geben können? wär's nicht vielleicht der, an seiner Seite mit ihm für die Sünde des unbedachtsamen Gelübdes zu büßen.

Der unwissende Ehemann

Mit den hornigten Auswüchsen, die manches guten Ehemanns Stirn umsproßen, ist es nicht anders, als mit gewissen Krankheiten, die man Jahre lang in sich tragen kann, ohne daß man's selbst bemerkt.

Senator Reverendissimus Exccelentissimus Antonio Braschi, in der hochberühmten Stadt Venedig, trug sich gar lange mit jenem Hirschgeweihe, ehe er es inne ward, und er ward es nicht eher inne, als aus dem eigenen Munde des einen, und in dem Rock des andern, der ihm jenes Geschenk machte.

Seit langer Zeit hatte der wohlweise Senat, dessen ehrenvolles Mitglied unser Antonio Braschi war, einen gewissen jungen Herrn ins Auge gefaßt, der ohne zu säen, oder zu erndten, oder zu spinnen, ohne Wechsel und Hypotheken von der Post zu holen, ohne Freunde und Anverwandte in der Stadt zu ha-

ben, Equipage hielt, Repas gab, und ein großes Haus machte.

Unter dem Vorwand einer eben so väterlichen als strengen Gerechtigkeitsliebe, foderten sie einst den jungen Vincenti (denn so hieß der Gassentreter) vor ihren hohen Gerichtsstuhl, und fragten ihn um sein Gewerbe. Unter Stottern und mit einer verlegenen Aengstlichkeit drückte sich der Beklagte darüber so unbestimmt aus, daß einer der ehrwürdigen Herren ihm androhte, ihn, wenigstens für einige Zeit, in einem der Venetianischen Stadtgefängnisse mit freyem Logis zu versorgen, bis er ihnen die wahren Quellen seines Reichthums entdeckt haben würde.

Endlich nahm Vincenti sich zusammen, und erklärte ohne Hehl, wie er ohne Arbeit und ohne Handel von keinem Freunde und von keinem Anverwandten das Geld erhalte, wovon er jenen Aufwand mache. Die Quellen davon wären gewisse Talente, die nicht jedem verliehen worden. Talente, welche die gemeinnützigsten, dem Staat und der ganzen Menschheit am zuträglichsten wären, welche Gott dem Manne gegeben. Talente, zu lieben und geliebt zu werden. Mesdames in Venedig bezahlen mir meine müheloſen und angenehmen Dienstgefälligkeiten richtiger, und mit mehr Procente, als die Kaufleute ihre Wechsel. Ich frage euch selbst, ehrwürdige Väter, fügte er weiter hinzu, ob die Lebensart, die

13 Coburg

ich führe, dem gemeinen Besten schädlich, oder den Gesezzen des Landes zuwider ist?

Alle Richter knirschten vor Neid wegen der ungewöhnlichen und doch durch kein Gesetz bis dahin verbotenen Lebensart des Vincenti. Denn keiner unter ihnen fühlte sich bey aller richterlichen Weisheit in dem Besitz so schöner und all-beliebter Talente.

Man lies votiren, man sammelte die Stimmen: ein jeder denkt: „ich verliere dabey nichts,“ und Vincenti wird losgesprochen, zum Vergnügen des weiblichen Geschlechts, und aus christlicher Nachsicht für das männliche.

So sehr auch sonst die Rathschlüße des Venetianischen Senats geheim gehalten zu werden pflegen: so konnte doch einer der ehrwürdigen Herren, ein großer Ehemann, nicht unterlassen, seiner theuren Donna den erwähnten Rechtsfall sub rosa anzuvertrauen.

Das keusche Weib ward über die ihrem Geschlecht so öffentlich angethane Beschimpfung in der Art entrüstet, daß sie für heute nicht mehr einen Mann sehen wollte, der jenen Verläumder der schönen Hälfte der Menschen durch sein Votum lossprechen geholfen.

Aber der Herr Ehegemahl verbreitete die sonderbare Geschichte des Vincenti nur um so viel unvorsichtiger in allen Gesellschaften, wo er hinkam,

sprach von gehörnten Stirnen und actaeontischen Nachkommen; und von der Anpflanzung eines neuen Venedigs aus jenem Zwittergeschlecht von Kindern: und machte den armen Vincenti zu der Fabel der Stadt.

Des Abends begegnet er ihn selbst auf der Straße. „Nun, tapfrer Ritter, nicht wahr? ihr taumelt euch vom Morgen bis zum Abend im Felde herum. Aber wie? sollte nicht endlich selbst der große Ruf eurer Thaten die Damen besorgt machen, daß sie uns Männern einst zu Ohren kämen?"

Die Damen, versezte Vincenti, scheinen sich darum nicht eben viel zu kümmern: ich kenne sie zu gut dazu, und das Verhör im Senat hat nur gedient, meine geringen Talente bey ihnen in desto größern Ruf zu bringen.

Ist's möglich, rief der erstaunte Senator, ist's möglich? Nur zu wirklich, erwiderte Vicenti. Eben jezt komme ich von einer gewissen Dame her, die ich verließ — bis, wie sie selber sagte, auf's Wiedersehn. — Wo wohnt sie, sag' mir an?

Hier, spricht Vicenti, hier, und zeigt auf des Senators Haus.

Denn eben, als die keusche Donna entrüstet, wie sie sich stellte, über eine öffentliche Beschimpfung ihres Geschlechts, vom Tisch auffuhr, ging sie geradswegs zu einem Rendezvous mit unserm Vincenti,

und als ihr satyrischer Herr Gemahl mit actaeonti-schen Hörnern um sich warf, da eben sproßten sie ihm selber.

Mit hängenden Ohren ging der Senator zu seiner theuren Ehehälfte ein, und fand sie, so unversöhnlich sie sich auch vor einer Stunde nur gegen den Vincenti bewiesen, noch unaufhörlich entrüstet gegen den sträflichen Verläumder.

Der Herr Gemahl wollte sie aus dem Munde des Vincenti eines andern belehren; aber ein lautes Geheul und Wehklagen über die Undankbarkeit und Eifersucht der Männer führten ihn bald zu der großen Pflicht eines geplagten Ehemanns, „Schweigen und Dulden," zurück.

Aber ein anderer Fall machte ihn bald aufmerksamer, und zupfte ihn an der Narrenschelle so laut, daß er sie endlich wohl hören muste.

Um die nämliche Zeit fand sich zu Venedig ein schöner Franziscanermönch, der schönste, der vielleicht jemals in einer Kutte gesteckt, ganz gemacht, um Weibern über die Versuchung zur Sünde zu predigen.

Groß und nervenstark gebaut, ein männliches Roth auf bräunlichen Backen, eine Nase, nach den Gesetzen der Bildhauerkunst freilich etwas zu groß, aber nur vielmehr gemacht, um die schwachen Weiberseelchen auf gewisse Ahndungen zu bringen, übersah er, so oft er den heiligen Rednerstuhl bestieg,

(und er predigte aus bloßem Gewissensdrang öfterer, als die Reihe an ihn kam) das schönste Tulpenbeet von jungen Weibern und Mädchen.

Sein Geist — je nun, — der schien eben so wenig für die heiligen Sophistereyen des großen Thomas von Aquino, als sein Körper zur Tugend der Enthaltsamkeit gebaut zu seyn. Auch waren Exegese und Hermenevtik, Hebräisch, Samaritanisch und Arabisch nicht eben seine Lieblingsstudien: eben so wenig aber kümmerte er sich, elegant und höflich zu sprechen, oder zu schreiben, wie Voiture. Seine Lektüre waren nicht die heiligen Kirchenväter und Theologen; aber die kurzweiligen Geschichten eines Rabelais, eines Marot und der Königin von Navarra, konnte er euch mit einer Fertigkeit, mit einem Ausdruck hererzählen, wie seine zum zwanzigsten mal hergesagte Predigt.

In seinen Predigten war er freilich nicht der Vorgänger eines Bossuet, oder Bourdaloue: ein Strom hochtönender Worte mit öftern O! und Ach! unterbrochen, ergoß sich aus seiner kreischenden Kehle, wie das Tarantara einer Trompete, daß Gewölb' und Boden davon zurückschalten. Sinn muste man freilich nicht viel drin suchen — denn sonst würde man zu lange haben suchen müssen. Dennoch erbaute er, wie es in der ganzen Stadt hieß, außerordentlich,

und machte einen Eindruck auf die Herzen, dessen sich weder vor noch nach ihm vielleicht kein geistlicher Redner in Venedig wird rühmen können. Die Herzen klopften schon hoch auf, sobald er nur die Kanzel bestieg: und alle Augen flossen von Thränen, wenn er auch nur sagte: unsern Text finden wir in dem Evangelisten Matthäus im funfzehnten Kapitel im ersten Vers. Der erste Theil der Predigt, der, wie gewöhnlich, nur Lehre und Unterricht enthielt, ward unter stillen Seufzern und verhaltnem Weinen angehört. Aber wenn er nun zum zweyten Theil überging, und zwar mit der gewöhnlichen Formel: „Nachdem ich euch zuerst überzeugt, so will ich euch nunmehr rühren:" dann war die ganze Kirche ein Schluchzen, und Weinen und Heulen, wenn der Redner auch noch gar nichts gesagt, sondern sich noch die Nase schneuzte, — um die große Rührung, wie ein Lateiner hier sagen würde, mit desto — ungeschneuzterer Nase, hervorzubringen.

Uebrigens eiferte unser großer Redner in seinen Predigten weder gegen die Laster der Eitelkeit, oder der Schwelgerey, des Müßiggangs, des Ehebruchs, und anderer Lüste des Fleisches; allen seinen Feuereifer goß er über die, wie er sie mit einem Lieblingsausdruck zu nennen pflegte, vermaledeyten Kezzer aus, schalt, verdammte; — widerlegte sie mit allen Kräften seiner Trompetenstimme, und brachte es auch

so weit, daß unter seiner ganzen großen christ-katholischen Weibergemeine keine einzige Seele war, die nicht den Cerinthiern, den Gnostikern, den Enkratiten, den Arminianern und den Socinianern, den Fatalisten, den Deterministen und den Atheisten, und allen nur möglichen armen Unchristen, spinnefeind gewesen.

Aber der eigentliche Inhalt seiner Predigten war Liebe Gottes und Liebe des Nächsten. Der rothe und weisse Bräutigam, die Braut mit den Weizzenhügeln der Brüste, und mit den Taubenäugelein und mit dem schlanken Halse von Elfenbein in dem Hohenliede, wurden fleißig citirt, typisirt und commentirt, und mit einer Anschaulichkeit, mit einer Wärme dargestellt, daß alle Augen auf den feurigen Deklamator starr hingehaftet stunden, und nicht zu zweifeln schienen, daß der süße Seelen-Bräutigam grade so aussähe, als der schöne Mönch.

Was die Klostergeschäfte unsers Franziskaners anbetrift, so verstand sich kein Bruder besser auf Küch' und Keller, als unser große Redner: und wenn die andern ihre Horas hielten: so probirte er nicht selten unterdes die neuangekommenen Weine, oder kostete die dem Kloster von einer reichen Bauerwittwe legirten Schinken.

Daß ein solcher Redner einen volkreichen Beichtstuhl gehabt, wird sich der Leser von selbst denken.

Keine seiner Zuhörerin würde um alles in der Welt bey einem andern, als ihm gebeichtet haben. Und welches Mädchen oder Weibchen ihn nicht predigen gehört, die durfte den Bruder Pater nur auf der Straße begegnen, um — ihrem bisherigen Beichtvater auf immer untreu zu werden. Ueberdem war er in den Büßungen, welche er den artigen Sünderinnen aufzulegen pflegte, nicht so gar strenge, als die andern Beichtväter. Bey gewissen Sünden, die die jungen Weibchen und Mädchen unter manchem O! und Ach' und mit tief zur Erde gesenkten Augen gestanden, zuckte er allenfalls bedeutsam mit den Achseln, ermahnte sie, Herz und Seele auf den himmlischen Bräutigam hinzurichten, und sich in seine Liebe zu versenken, sagte einen kräftigen Trostspruch aus der Bibel her, und hieß sie dann in Frieden gehen.

Daher zählte er auch bis zu den entferntesten Straßen in allen Ekken und Winkeln von Venedig Beichtkinder, und zwey ganze Tage in der Woche hatte er Vor- und Nachmittag dazu bestimmt, Beichte zu sizzen.

Ein anderer hätte vielleicht einen Gehülfen angenommen; allein der apostolische Eifer unsers Mönchs hieß ihn alles für nichts achten gegen das Heil der Seelen, die sich ihm anvertrauten. Denn er wuste nur zu wohl, daß sie von keinem andern

Beichtvater so kräftig getröstet, so innig beruhigt werden konnten.

Was ihn aber als einen großen Seelsorger vor allen andern auszeichnete, waren die häufigen Besuche, welche er seinen schönen Beichtkindern in ihrem eigenen Hause, oder auch in gewissen zu diesen geistlichen Visiten besonders bestimmten Zimmern machte, um ihnen den kräftigsten Trost zu Theil werden zu lassen, und selbst die Mühseligen und Beladenen zu erquikken, die er mit schwerem bekümmerten Herzen aus dem Beichtstuhl hatte gehen lassen müssen.

Unter den theuren Beichtkindern, welchen unser große Redner seinen Trost zu Hause zukommen ließ, war denn auch Donna Maria Menzinie, die Gemahlin des obenwähnten Senators.

Tief in den vierzigern, wie sie war, konnte sie wohl nicht ganz so vielen wenigstens äußerlichen Versuchungen zu gewissen Sünden ausgesetzt seyn, als so viele andere seiner schönen Beichtigerinnen von sechzehn, zwanzig, fünf und zwanzig Jahren. Aber die innern Reizzungen zur Sünde waren bei ihr nichts desto weniger so stark, daß sie, als wodurch die Sünde freilich nur um so viel strafbarer wurde, die äußern Vorsätze und Gelegenheit dazu muthwillig, und mehrentheils für Geld aus der

Schatoulle

Schatoulle unseres Senators herbeyrief. Ein Beispiel von einer solchen schweren Versündigung dieser Dame haben wir schon oben in der Geschichte des Vincenti angeführt und gewiß wird sie bei ihrem übrigen Eifer im Messebesuchen und im Kirchengehen, nicht ermangelt haben, unserm Franziscaner, als ihrem Beichtvater, ein bußfertiges Geständniß darüber zu thun, und vor andern sich Ablaß zu neuen Sünden zu erbitten.

Als aber neulich ihr Herr Gemahl selbst, wie wir gesehen, ohne Zuthun des Beichtkindes oder des Beichtvaters hinter dieses Liebesverständniß gekommen war, so wollte unsre Donna, so sehr sie es auch dem theuren Bettgenoß abzuleugnen suchte, dennoch nicht wagen, die große Sünde mit dem Vincenti, der überdem, seit seiner gerichtlichen Belangung, die Fabel der Stadt geworden war, wenigstens für einige Zeit zu wiederholen. Ja, ihr Gewissen schien durch diesen Vorfall selbst nicht wenig erschüttert worden zu seyn, und sie war noch nicht verhärtet genug, ihrem Mann ein öffentliches Aergerniß geben zu wollen. Eine Gesinnung, die gewiß nur in einer frommen Christenseele statt finden kann.

Da sie sich indessen durch gezwungene Enthaltsamkeit in ihren gottseligen Andachtsübungen außerordentlich gestört fühlte, so trug sie dies ihr Anliegen einst dem schönen Beichtvater vor, und fragte

ihn, ob er nicht selbst ihr irgend ein Mittel vorschlagen könnte, von jenen lästigen Andachtsstörungen, ohne Aergerniß ihres Herrn Gemahls, befreit zu werden.

Eine Börse voll ächter Doublonen, die sie dem Beichtvater in die Hand drückte, ermunterte ihn zur Erörterung der großen Gewissensfrage, alle seine Beredsamkeit und alle Gelehrsamkeit aufzubieten; ein Paar schöne Thränchen der Beichtigerin, und ein glühender Kuß auf die Hand des Beichtvaters, drückten einen heißern Wunsch nach der Antwort auf die große Frage aus.

Beydes zusammen konnte unmöglich seinen Eindruck auf das Herz des Franziscaners verfehlen: er erwiderte also für jetzt nur mit einem trostreichen Händedruck, versprach aber, ihr die vorgelegte Frage noch heute Abend aufzulösen. Wer fühlte sich erleichterter, als Donna Menzini!

Ob unser Mönch viel Kirchenväter, und welche er nachschlagen müssen, um den berührten Gewissensfall zu erörtern; oder ob er mit mehrern Beichtvätern darüber zu Rathe gegangen, davon sagt die Geschichte seines Klosters, aus welcher wir unsre Erzählung entlehnen, überall nichts.

Genug, unser Beichtvater stellte sich, seinem Versprechen gemäß, an dem nemlichen Tage des Abends

richtig in dem Hause des bekümmerten Beichtkindes ein.

Der Senator hatte eben mit einigen guten Freunden eine kleine Wasserparthie, wie man sie in Italien häufig anzustellen pflegt, veranstaltet, und war allem Anschein nach nicht eher als mit dem Abend folgenden Tages zu Hause zu erwarten; ein Umstand, der das geheime Beichtsitzen um so viel mehr beförderte.

Sobald aber der ehrwürdige Beichtvater kam, führte ihn die Donna, um mit der größten Stille ein jedes Wörtchen seines heiligen Trostzuspruchs aufzufassen, in das von allem Geräusch der Straße und des Gesindes entfernte Schlafzimmer.

Und hier ermangelte der Franziskaner nicht, unserer reuigen Magdalene, die ohne allen eitlen Putz, ohne Federn in den Haaren und Juwelen auf der Brust in dem schönsten Nachtnegligee der Unschuld erschien, seinem Beichtkinde die große Gewissensfrage aufzulösen.

Die Auflösung war wegen der vielen und feinen Distinktionen außerordentlich lang, und der Trostzuspruch besonders verzögerte sich bis halb in die Nacht. Der eifrige Beichtvater erschrack, und wollte sich in sein Kloster verfügen; aber dies war um die Zeit schon geschlossen, er muste also bleiben; und wo konnte er vor der Hand besser bleiben, als in dem

Hause der schönen Beichtigerin, die es ihm an Pflege gewiß nicht wird fehlen lassen.

Gern, sogleich gern, hätte diese ihm ein Bett allein angewiesen; aber der Herr Gemahl hatte für sich und ein Paar seiner Begleiter einige Betten mitgenommen, und der Herr Beichtvater selbst wollte auch, da in der Nebenstube ein ungemachtes Bett stand, nach seiner menschenfreundlichen Gesinnung das Gesinde im Hause nicht so spät noch bemühen, ihm dasselbe zurecht zu machen.

Durch den Drang der Umstände gezwungen, und aus der reinsten Menschenliebe, legte sich also unser Franziscaner zu seiner Beichtigerin in das Bett, und wiederhohlt' ihr hier den wichtigsten Theil der schon gegebenen Auflösung mit männlicher und eindringender Beredsamkeit so lange, bis sie ihm selbst gestand, daß sie ihn durch und durch gefaßt.

Indem er ihr aber, um von der Ueberzeugung des Beichtkindes vollkommen versichert zu seyn, die schon gethane Frage noch einmal wiederholen will, klopft jemand mit entsetzlichem Gepolter an die Thür; so, daß er sich genöthigt sieht, mitten in der Frage abzubrechen.

Der Anklopfende war kein anderer, als unser hochzuverehrender Herr Senator, den eine Staffette des Dogen von der Wasserparthie zurückgerufen, und der nun noch ein Paar Stunden zu Hause sich ausru-

hen wollte, um des Morgens in aller Frühe dem großen Rath beizuwohnen.

Unser Herr Beichtvater war durch das unvermuthete Anpoltern so erschreckt worden, daß er, da er, wie ganz natürlich, der Entdekkung entgehen, und davon fliehen wollte, in der Geschwindigkeit den scharlachenen Mantel, die reich-gallonnirte Weste und rothsammtnen Beinkleider des Senators, welche derselbe immer in seiner Schlafstube hängen zu lassen pflegte, mit seiner Kutte und dem übrigen Mönchshabite verwechselte, und so profan-angekleidet davon flohe.

Nachdem sich der Beichtvater mit Hülfe der Dame über eine kleine Treppe glücklich auf die Straße hinausgetrollt, trat unser ehrwürdige Senator in das Schlafzimmer hinein, wo seine Dame ihn auf eben der Stelle, die noch von dem schönen Beichtvater warm war, so heiß, so innig umarmte, wie ein süßes Mädchen den eben angetrauten Jüngling, der sie zur Frau machen soll.

Aber leider! alle geheuchelten und wahren Schmeicheleyen vermochten über den Alten nichts. Er [illegible] auch diesmal, wie immer im Bett bey seiner Frau, das im eigentlichsten Sinn, was man sonst nur per antiphrasin zu sagen pflegt: er schlief bey seiner Frau: und sie — sie denkt und träumt die genossenen Freuden.

Kaum bricht sich das Dämmerlicht des Tages durch das Fenster, so steht er auf, kleidet sich an, und eilt zu einem andern Senator, mit dem er, noch ehe die große Sache im Rath entschieden wird, noch einiges verabreden will.

Unterwegens wird es mit dem zunehmenden Tag, immer heller und heller um ihn: und o! welche fromme Christenseele wünschet nicht mit mir, daß es vom Morgen bis zum Abend dunkel geblieben wäre: denn was erblickt der Senator? Sein Mantel — ist ein grauer, grobhariger Mönchsrock: sein Hut seine Beinkleider — die nämliche Metamorphose; — erstaunt steht er eine Zeitlang stille, und sinnt der Auflösung des großen Wunders nach. (Freilich war hier ein Mann Gottes im Spiel: aber mit dem Wunder gieng's doch, wir wissen's schon, sehr natürlich zu.)

Er tastet, befühlt sich, greift in die Taschen, und findet hier so viel, als er selbst nie bey sich zu tragen pflegte, (es waren die Doublonen, der Beichtpfennig des frommen Beichtvaters.)

Ein gemeiner Laye würde nach allen diesen Anzeigen vielleicht doch noch lange vergebens dem wahren Grund der Sache nachgespäht haben. Aber der durch manche schwere Rechtsfälle geübte Scharfsinn unsers Senators ließ ihn nicht lange in der Ungewißheit:

er muthmaßte wenigstens irgend einen Vincenti im Mönchshabit, und kehrte zu seinem Hause zurück!

Aber halt! was trift er auf dem Wege an? Nichts anders, als alles das, wornach er sucht. Seinen Mantel, seine Weste, seinen Hut, und seine Beinkleider. Nicht weniger erstaunt, als gewisse Leute sind, von denen man sagt, daß sie an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit seyn, und ihre Person verdoppeln können, wenn sie einmal ihren Geist, das heißt ihr zweytes Selbst begegnen: (ein böses Anzeichen! denn ihr Tod, so sagen's die alten Mütterchen, erfolgt drey Tage nach der Wundererscheinung) nicht weniger erstaunt, als diese zwey Selbste, stand unser Senator bey dem Anblick dieser standesmäßigen Hülle seines äußerlichen Menschen da. Er späht mit grübelndem Auge etwas umher nach dem verdächtigen Innhaber — und wer ist der? Kein andrer, als Bruder Bonaventura.

Denn da das Kloster, welches der fromme Beichtvater in der vergangenen Nacht mit einem sehr unklösterlichen Aufenthalt verwechselt hatte, noch geschlossen war; so wollte er in seinem Senatorhabit, welchen er mit nicht geringerm Schreck an seinem Leibe erblickt hatte, als der Senator den Mönchshabit an dem seinigen, so lange incognito auf der Straße umherstreifen, bis das Kloster um die gewöhnliche Stunde geöffnet würde, wo dann ein mit-

leidiger Bruder — dem er selbst vielleicht einmal in ähnlicher Verlegenheit einen menschenfreundlichen Dienst geleistet, — nicht ermangelt haben würde, ein Feigenblättchen auf seine Sündenblöße zu kleben.

Der Senator wird Kleid und Mann nicht sobald gewahr, als ihm in der großen Wundererscheinung alles einleuchtet, so klar, so deutlich, wie dem berühmten Doctor Bahrdt die Wunder der Bibel.

Nur zu wohl bekannt mit dem Lauf der Welt, daß gewisse Dinge, die an sich nichts sind, nur dadurch wichtig werden, daß die Menschen davon sprechen; so wie ein kleiner Wassertropfen nur durch das Blasen des Buben zur dicken Blase aufschwillt; winkt er, mit stillem Ingrimm, aber mit tödtendem Blick, ohne einen einzigen Laut, den verkappten Mönch in einen dunkeln Winkel der Straße; reißt ihm, eben so stumm und ohne Laut, aber wie mit Furienklauen, den Senatorhabit vom Leibe, läßt ihn so lange im bloßen Hemde frieren, bis er sich angekleidet, wirft dann ihm seinen Mönchshabit vor die Füße, und geht davon. Vergebens ruft der Mönch ihm nach, ihm wenigstens den Beutel mit den Doublonen zu lassen. Der Senator schätzte, als ein frommer Christ, die Reliquien eines großen Heiligen, ging stumm und ohne Antwort fort, und gab sie nicht dem Mönch zurück.

Es heißt in der Geschichte des Senats der Stadt Venedig ausdrücklich, daß Marco Manzoni, denn so hieß unser Senator, dem großen Rath, der an dem nämlichen Tage der erwähnten wichtigen Sache halber gehalten ward, nicht beygewohnt habe.

Ich glaube daraus schließen zu können, daß der Aerger über die zweymal und so schändlich entdeckte Untreue seines Weibes ihm das Herz abgestoßen. Der arme Mann!

Die glückliche Beichte auf dem Todbett.

Das menschliche Leben ist ein Spiel. Das Schicksal mischt für uns die Charten. Der weiseste ist der, der zum schlecht'sten Spiel die beste Miene macht.

Kinder sind eine Gabe Gottes, sagt Salomo, ohne zu bestimmen, ob sie bloß der Mutter oder auch dem Vater angehören. Non quis, sed quid.

Diese beyden großen Wahrheiten sind die Moral der folgenden Erzählung, die ich, als ein moralischer Schriftsteller, meinen Lesern hier zum voraus anzeigen wollen, um ihre Aufmerksamkeit um so viel mehr darauf zu heften: damit sie mir nicht die Schuld beymessen, wenn meine Erzählung für sie nicht eben so nuz- und lehrreich ist, als — eine Predigt.

Lorchen war jung und schön: Wilhelm alt und häßlich.

Und doch machten sie beyde ein Paar?

Die Ehen werden im Himmel geschlossen. — Drum frag' mich, lieber Leser, weiter nicht, warum?

Ihre Ehe war ein Muster der Ehen. Schöner, artiger, tugendhafter war kein Weib im Lande weit umher, als Lorchen: geselliger, duldsamer, weiser kein Mann, als Wilhelm.

Er aß und trank mit ihr, und sie mit ihm: er rief sie „Lorchen" oft, sie „Wilhelm" ihn: er kneipte auf dem Sopha ihr bisweilen die runden, rothen, vollen Wangen; und sie umschlang ihm dann die dürren, fleischlosen Hüften: er schlief bey ihr, und sie bey ihm. Was thut sich ehemäßiger's in jedem Ehestand?

Nichts fehlte, sie vollkommen zu beglükken, als ein kleines Lorchen, oder ein kleiner Wilhelm, — zum Zeugen ihres Glücks.

Da hängt der Knoten, flüstert mir ein Weiberkenner hier in's Ohr.

Geduld bringt Rosen, sang die Amme mir in die Wiege, so oft ich weinte. Geduld bringt Lorchen auch, und kleine Wilhelms.

Die königliche Aloe blüht erst nach funfzig Jahren. Und im dritten Ehejahr wiegt Vater Wilhelm einen kleinen Zeugen seiner Lendenkraft auf dem Knie.

Der Vater nennt das Söhnchen „Söhnchen": das Söhnchen nennt den Vater „Vater!" Natur spricht zu Natur — Wer glaubt nicht der Natur?

Das Bübchen wächst heran: und jeder Zug an ihm ist seines Vaters Wiederschein. Stirn, Auge,

Nas' und Mund — so trägt's der alte Wilhelm, und so muß sein Ebenbild es haben. So treu kopirt Natur!

Doch wer weis, ob Vater Wilhelm sich recht auf Gemählde versteht? Viel leichter ist's, die Güte des Gemähldes, als seinen Verfasser zu bestimmen.

Eben naht das funfzigste Jahr des laufenden Jahrhunderts, und der heilige Vater in Rom schreibt der ganzen Christenwelt ein großes Jubiläum, und einen noch größern Sünden-Ablaß aus.

Ein neuer Tugendeifer belebt die Christenheit vom Ost zum West, vom Nord zum Süd. Alle Beichtstühle stehen offen, wie im Jahrmarkt die Kaufmanns-Laden:

Wer nicht bezahlt den lezten Heller,
Der brennt im ew'gen Feuerkeller!

so schallt es von allen Kanzeln und Beichtstühlen zurück: und jeder fromme Christ und jede fromme Christin eilt, die aufgehäufte Sündenbürde auf den großen Gottesmarkt zu tragen, und für Geld und Rosenkranz Erlaubniß zu neuen Sünden einzuhandeln: jeder, der nicht mit Leib und Seel verdammt seyn will, greift nach dem lezten Heller in die Tasche, und geht, den Sparthaler in der einen, den Rosenkranz in der andren Hand, zum Beichtstuhl hin.

Auch Lorchen geht, wiewohl mit schwerem Magdalenen-Herzen hin zu dem Stuhl, wo dem verlornen Sohn und der verlornen Tochter das theure Wort des Trostes schallt: Dir sind deine Sünden vergeben. Ach! schwerer drückt die Sündenlast auf ihrem Herzen, als der kleine Wilhelm, da sie ihn unterm Herzen trug.

Mit tiefverschämtem Blick und thränenvollem Auge naht sie sich zitternd dem Mann Gottes, und seufzt und stöhnt, und blickt zum Himmel auf.

Mit tröstender Stimme ruft ihr der Mann Gottes. „O fromme Tochter, sag', was drückt dein Herz so schwer?

Sie seufzt und stöhnt, und blickt zum Himmel auf: und ruft dann schluchzend mit gepreßter Brust: Der kleine Wilhelm, ach! der kleine Wilhelm .... er klagt mich an vor Gottes Thron .... sein Vater ist ... sein Vater nicht.

Der Bruder Graurock in dem Beichtstuhl war keiner von jenen leichtsinnigen Beichtvätern, denen eine schöne Sünderin allemal eine leichte Sünderin ist, und die um einer hellen Zähre willen, die über rosen-rothe Wangen rollt, Mord, Ehebruch und Hurerey vergeben: ja gar wohl selbst der schönen Sünderin zu neuen Sünden förderlich sind. Von Kindheit an zur Kutt und zur Tonsur geweiht, kannt' er Menschenpflicht nur aus der Casuistik. Hart, wis

Stein, war ihm sein Herz, und ausgetrocknet wie ein Schwamm in den Sandwüsten Arabiens, jeder Quell des Menschengefühls.

Kaum war der Sünderin das reuige Geständniß von den blaßen, zitternden Lippen entflohn: so donnert er ihr mit schäumendem Mund und flammendem Aug' hochnothpeinrichterlich entgegen: „Du Kind „des Todes! Höllenbrand! wähnst du durch dies „Geständniß schon das sträfliche Laster zu söhnen, „oder durch den klingenden Pfenning dich loszukaufen von dem Höllenpfuhl. Siebenmal sieben Wochen „solist du in hährnem Hemde und einem stachlichten „Gürtel um deine Sündenhüften siebenmal sieben „Bußpsalmen beten, um deine schwere Sünden zu „büssen. Und doch fährst du zur Hölle, wenn du „nicht gleich zu deinem Manne gehst, und ihm die „große Todsünde des schändlichen Ehebruchs abbittest."

Der Donner zerschmettert nicht so die Eiche, wie diese Anrede des rauhen Beichtvaters Lorchens Herz. Aber lieber hätte sie siebenmal sieben Bußpsalmen, welche er ihr in hährnem Hemde und mit einem stachlichten Gürtel um die Hüffte herunterzubeten befahl, mit einem Knie auf Dornen, mit dem andern auf glühenden Kohlen liegend, heruntergebetet, als daß sie das entsezliche Geständniß ihrer Sünde ihrem eignen Manne thäte.

Sie machte dem grausamen Pater den Vorschlag mit dem Knie auf Dornen und glühenden Kohlen. Aber der Unerbittliche beharrte auf seiner Foderung. Sie wollte die vorgeschriebenen siebenmal sieben Wochen verdoppeln. Vergebens. Der Beichtvater drohte ihr nochmals die Hölle; wofern sie nicht der leztern Vorschrift gehorsamte.

Und gleich einem Verdammten, der seinen Urtheilsspruch vernommen, geht sie vom Beichtstuhl weg.

Schreck und Gram stürzen sie den Tag nachher auf's Krankenlager: der Arzt kömmt, und liest in dem schwachen Puls, in dem trägen Herzschlag' den herannahenden Tod.

Wilhelm steht betäubt da, zittert, weint .... für seine theure Hälfte, die dem Tode in die Arme sinkt. Ach Eins! nur Eins hat die Sterbende ihm diesseits des Grabes noch zu sagen: ein großes, schweres, unnennbares Geheimniß. Oft würgt sich's aus dem Herzen bis auf den Rand der Zunge hinauf: aber mit der ersten halbgestotterten Silbe flieht es wieder in die Tiefe des Herzens hinunter.

Wilhelm sieht den unaussprechlichen Jammer des armen Weibchens, und ruft ihr mit schmeichelnder Stimme zu. „Sage, Liebchen, sag's, was preßt „dein theures Herz? Wer ist dir näher, als dein Wil„helm? Warum soll ein unzeitig verschwiegenes Ge„heimniß dein theures Leben dahinzehren? willst du

„denn lieber sterben, als es deinem theuren Wilhelm „sagen? Sprich und lebe!“

Mit angenommener Faßung und verstellter Gemüthsruhe erhebt die Kranke sich im Bett, und also spricht ihr klarer Mund: „Weil dann die himmlische „Ruhe bald meiner Quaal ein Ende machen wird; „so sey dir, theurer Wilhelm! nichts verhohlen.

„Als ich vor vier Jahren zum erstenmal nach unsrer Heirath das Landhaus bezog; da spottete unsre „Nachbarin durch allerley anzügliche Reden meiner „Unbedachtsamkeit, daß ich dir, theurer Wilhelm, „meine Hand gegeben. Ihr verläumdrischer Mund „spiegelte mir treülos vor, daß ich, seit du an meiner Seite schliefst, noch keinen Tag aufgehört, die „Fabel der Städt zu seyn: und wie die Knaben auf „der Straße sich einander fragten, wie doch der neugebohrne Sohn des alten Wilhelms hieße, und ob „die ausgeklopfte Spreu noch Korn gegeben? Denn „du, verzeih's deinem sterbenden Weibe es dir zu sagen, nachdem du sie in so manchen glücklichen Stunden vom Gegentheil überzeugt, du würdest mir doch „keinen Erben geben. Mit schwarzen Farben schilderte sie mir das Traurige einer ewigen Unfruchtbarkeit, und wie diese schon bey den Israeliten ein „Fluch des Himmels gewesen.

„Ach Lorchen glaubte ihr zum Unglück nur! und „biß in den Wurm, der an der arglistigen Angel hing.“

„Ich

„Ich wollte deine und meine Ehre vor den Men-
„schen retten. Ich sah den Großknecht unsers
„Mayers. Du weist, er hat viel Aehnlichkeit mit
„dir: denn gewiß sahst du in deinen schönen Jüng-
„lingsjahren grade so aus, als er; dein Bild in die-
„sem Schlafgemach bezeugt es klar. Ich gab ihm
„meine Liebe zu erkennen: und er verstand mich nur
„zu bald. Unterm Apfelbaum am Lusthaus (ach!
„der Baum, von welchem Eva die verbotene Früchte
„brach, hat nicht mehr Verderben über die Erde ge-
„bracht, als dieser Apfelbaum über mich) da! da!
„ward . . . unser kleiner Wilhelm . . . drey Scheffel
„Roggen, dünkt mich, gab ich ihm zum Sündenlohn."
„Vergib! vergib, o theurer Wilhelm, dem Weibe,
„das aus Gram über die Todsünde für dich stirbt.
„Vergib! vergib! nur diesmal ihr. Kein andrer
„Baum hat je mich untreu gesehn."

„Liebes Weib, unterbrach sie freudig der Alte, lie-
„bes Weib! War's nicht mein Roggen, mit dem du
„dem Grosknecht bezahlt? Sprich nur davon nicht
„mehr: alles ist mit meinem Gut bezahlt; es gehört
„ja keinem andern, als mir. Du hast den kleinen
„Wilhelm mit meinem Roggen bezahlt; und er ge-
„hört mir."

Die Freude über ihres theuren Wilhelms erha-
bene Seelenruhe, gab Lorchen bald die Rosen und
Lilien der Wangen zurück, die Gram und Angst da-

von verscheucht hatten. Sie ward zwey Tage drauf völlig gesund: und von Bußpsalm und dem siachlichten Gurt, von der Beichte und dem Beichtvater war nicht die Rede mehr.

Der kleine Wilhelm ward wie ein großer Herr erzogen, und sein wahrer Vater hatte ihm für die drey Scheffel Roggen so viel Kraft mitgetheilt, daß er in den mannbaren Jahren manchem Lorchen unbezahlt, und öfter selbst bezahlend, ähnliche Dienste erwies.

Ob er als wahrer Sohn des alten Wilhelms so viel geleistet haben würde; — darüber streiten die Juristen noch.

Ich würde als ein menschenfreundlicher Cosmopolit den Lykurgen und Solonen der Menschheit rathen, ihre jungen Staatsbürger von dem gemeinen Mann machen, und von dem Geld der Großen erziehen zu lassen: ein Rath, dessen Befolgung nichts geringers als ein veredeltes Menschengeschlecht hervorbringen würde.

Die alltäglichste Geschichte von der Welt.

Vergebens war man von jeher bemüht, durch Schlösser und Riegel, durch Wächter und Drachen das goldne Mädchen-Vließ zu verwahren. Wenn einmal ein gewisses Gefühl ein Mädchen gelehrt, daß ein Mann kein Mädchen ist; so wird irgend ein geschickter und wizziger Jason Schloß und Riegel ohne viel Mühe durchbrechen, Wachen und Drachen ohne Kampf erlegen, und mit dem goldnen Vließ davon segeln. Zwang ist hier nur ein Damm gegen einen unaufhaltsamen Strom: und Riegel und Schlösser scheinen, wie den Fuß des weisen Sokrates die Ketten, würde ein leichtfertiger Spötter sagen, die jukkenden Stellen nur mehr zu reizzen.

Heutiges Tages, wo durch die bewundernswürdigen Fortschritte der Aufklärung ein Mädchen schon im neunten Jahre weis, daß der Mann um des Weibes willen geschaffen ist, liebaugelt das schön

Geschlecht schon im zehnten Jahr, tändelt im elften, wählt im zwölften, verliebt sich im dreyzehnten und fällt im vierzehnten Jahr.

Ein heutiger Bräutigam hat gewöhnlich nur die Nachlese im Garten: aber dafür war er auch meistentheils selbst schon eine lange Zeit unter den Pflükkern.

Die Nachtigall an Rosinchens einschläfrigem Bettchen wird uns die wahre Mädchenmoral sagen.

In einer Italienischen Stadt, (wie sie hieß, sagt mein Autor nicht, vielleicht weil solche Geschichten an jedem Ort Italiens und — an jedem Ort der Welt, wo es Mädchen und Bübchen giebt, geschehen) hatte ein gutes und frommes Bürgerpärchen eine hübsche Tochter, welche der Gott der Liebe mit alle dem sehr reichlich beschenkt, was die leicht fangbaren Herzen der Männer zu bestricken pflegt.

Ein Alter von vierzehn Jahren, ein Teint wie Rosen mit Lilien gemischt, schöne Augen, schlanker Wuchs, schöner Hals, und ein paar der rundesten Alabaster-Arme — Reizze, welche die geheimern noch schöner ahnden ließen — alles dieses war ohne Zweifel eine sehr schöne Lockspeise, um die Fischchen aus den paphischen Gärten herbeizulokken: und, wenn die Unmöglichkeit möglich gewesen wäre, wenn sich zu einem solchen Schaz nicht hundert Sucher statt eines gefunden hätten; sage, Leser, würdest du nicht selbst ein Spädenchen dafür aufgehoben haben?

Aber gute Waare findet immer Käufer. Rosinchen (denn so hieß die holde Unschuld) Rosinchen sehen und sie lieben war für Antonio Eins. Stahl an Feuerstein gerieben giebt Funken; und in Rosinchens Herz war viel von Amors Phlogiston; ein paar verliebte Blicke, ein paar feine Schmeicheleyen des hübschen Jüngchens, setzten es in Flamme.

Schon warfen sie sich Küße zu, drückten eins dem andern die Hand, seufzten, schmachteten — wornach — das wuste freilich Rosinchen selber nicht. Ob Antonio? Vielleicht. Aber gewiß wußte er's, wenn er ein Bübchen unsrer Tage war.

Aber das große, heißersehnte Ziel des Schmachtens schien mit jedem Tage eher zu fliehen, als sich zu nahen. Die Mutter liebte ihr theures Töchterchen so sehr, daß sie keinen Augenblick ohne sie seyn konnte. Sie schien nur Augen zu haben, um Rosinchen zu bewachen, nur Ohren, um jedes ihrer Unschuld verdächtige Geräusch zu behorchen, nur Füße, um sie auf jedem Schritt zu begleiten.

Des Tages über muste Rosinchen nie von ihrer Seite weichen, und des Nachts neben ihr im Kämmerchen schlafen. Etwas weniger mütterliche Zärtlichkeit und ein bisgen mehr Freyheit würde Rosinchen freilich etwas besser behagt haben.

Und ich dächte, jene zärtliche Sorgfalt der Mütter wäre allenfals gut für Mädchen, die noch mit der

Puppe spielen: aber Kinder von vierzehn Jahren — die müssen sich natürlich dabey langweilen.

Schon ein Jahr und vierzehn Wochen sahe sich Nettchen von ihrem Antonio so warm, so heiß, so innig geliebt, und mit jedem Tage liebte sie ihn immer wärmer, immer heißer, immer inniger: aber, noch hatten die Flügel der Zeit keinen der schönen Augenblicke herbeigetragen, wo Herz an Herz schlagen und Seele an Seele hinüberfließen kann.

Ein holder Seitenblick, ein Handdruck im Vorbeygehen, ein Kuß hinterm Rükken der Mutter — das war's alles — aber dies alles wie wenig ist's für Amors lechzenden Gaum?

Das heißt nur durstig am Quell stehen und nicht schöpfen, hungrig den apfel umhängten Baum hinaufschauen und nicht — pflükken dürfen.

Wie sie's machten, um endlich zu schöpfen und zu pflükken? Schlau genug, um jede fromme Mutter zu warnen. Denn hört nur an.

Als sich eines Tages unser holdes Pärchen allein und ohne Mutter fand: da hohlt Antonio einen tiefen Seufzer, und spricht mit schmeichelnder Stimme also: „Ach! wozu lieb ich dich? und wozu liebst du „mich? Die Liebe dient nur unsre Marter zu ver„mehren. Ich sehe dich, ohne dich zu sehn, ich ge„nieße dich, ohne dich zu genießen; jeder Seufzer für „dich muß halb in der Brust ersticken; jedes verhaltne

„Thränchen gräbt sich blutig in mein Herz hinein:
„und jede süße Näscherey der Liebe reizt mich und
„dich nur mehr, und sättiget uns nie.

„Wie? könnt ich dich dann einmal nicht auch
„ohne jene Arguswache sehn? und wüßtest du dazu
„ein Mittel zu ersinnen? Ach ja! du weißest es nur
„zu wohl! Aber Rosinchen liebt mich nicht! nein!
„Rosinchen liebt mich nicht!"

„Theurer! dich, Rosinchen nicht lieben? ich nicht
„lieben dich, Antonio? Kränke, kränke nicht mein
„Herz! Was du wünschest, lange wünschest, wünscht
„Rosinchen ach! schon lange! ach schon lange! ach
„sie wünschet, was kein Mädchen sollte wünschen:
„und du wünschest, was kein Jüngling sollte wün-
„schen, eh der Mann im schwarzen Rokke uns den
„Trauring angesteckt. Aber ach! was thut Rosin-
„chen nicht um deiner Liebe willen?"

Sag', was willst du, das ich thun soll?

„Laß, Liebchen! dein einschläfriges Bettchen aus
„deiner Mutter Kammer tragen, und dich dort in
„das kleine Zimmer betten, das in den Garten sieht.
„Ach! da könnt' ich dich allein sprechen, allein . . .
„allein. . . . ich und du, — du und ich: uns säh'
„kein Auge, uns lauscht' kein Ohr. Mir, mir, liegt
„so viel, so sehr viel auf dem Herzen; ich habe hun-
„dert, hundert Dinge dir zu sagen, die ich dir hier
„nicht sagen kann."

Rosinchen lächelte bei den hundert Sachen, das schlaue Mädchen wuste wohl, daß es nur das Eine Nothwendige der Liebe betraf; doch that sie vor sich selbst, als wüste sie es nicht. Denn jedes Mädchen hat ein zart Gewissen, und hängt, eh' sie sündigt, immer wenigstens ein Flörchen darüber; und wenn sie mit dem einen Händchen nach verbotenen Dingen greift, so hält sie das andre vor das Auge. Aber doch versprach sie dem süßen Schmeichler, zu thun, was möglich wäre. Denn was kann ein schwaches Mädchen mehr thun, als das Mögliche?

Das Ding war gewiß nicht leicht!

Aber was vermag die Liebe nicht? sie macht die Weisen oft zu Thoren, sie schafft die Thoren oft zu Weisen um. Manche Liebesintrigue ward nicht mit weniger Muth und Vorsichtigkeit durchgeführt, als Schlachtenplane und Eroberungen, und einen Myrthenkranz in dem paphischen Tempel zu erringen, braucht's zu Zeiten nicht weniger Minervens Beystand, als den Lorbeerkranz des Mars: Manche Dame wandte mehr Kunst an, ihren geliebten Jungen vor dem Herrn Gemahl zu verstecken — als der General, um dem Auge des Feindes eine unterirrdische Mine zu entziehen.

Und wie macht es unser Rosinchen?

Die ganze Nacht hindurch thut sie kein Auge zu, sie regt, und schüttelt und rüttelt sich unaufhörlich

im Bette, daß Vater und Mutter nicht einen Augenblick Ruhe genossen; und wo[illegible] Wunder? Ein Mädchen, daß an ihren Liebha[illegible] denkt, hat einen bösen Floh im Ohr.

Gleich mit dem Morgen klagt Rosinchen der lieben Mutter, wie sie vor den Flöhen und der schwülen Hitze (denn es war Sommer) nicht schlafen können. (Sehr wahr, der Floh im Ohr war der süße Junge, und die schwüle Hitze Amor's süßes Feuer: aber den Kommentar wußte die gute Mutter nicht.)

Laß mich, bat sie liebkosend mit holder Silberstimme, laß mich, Beste, dort im Zimmer nach dem Garten zu mein Bettchen hinbringen, dort ist ein schönes Abendkühl, und mit jedem Morgen singt mich hier ein holdes Nachtigällchen aus dem Schlaf.

Die Mutter willigt ohne Bedenken in Rosinchens Bitte, und geht, und spricht darüber mit dem Vater; (denn Väter müssen immer um das Geheimniß ihrer Töchter wissen; doch eher nicht, als wenn nichts mehr zu ändern ist.)

Warum nicht gar! kömmt ihr der harte Mann entgegen; ich glaube, Mutter und Töchterchen phantasiren mich zusammt den Betten aus dem Tempel hinaus. Sag' ihr, die folgende Nacht wird's kühler seyn, mein Barometer ist gefallen. Und dann nach

allein muß sie nicht zu zärtlich sich gewöhnen. Wie, wenn ihr künftiger Mann Flöhe hat, soll sie deswegen nicht im Bette bey ihm bleiben?

Die Mutter schmollte, und weil der Alte im Sprechen den einen Zipfel des Schlafrocks über den andern schlug, ein Zeichen, daß er hitzig war, so wagte sie es nicht, ihm zu widersprechen. Und Rosinchen muste die folgende Nacht noch in der nämlichen Kammer schlafen.

Aber jetzt welzte sie sich nicht blos im Bette herum, sondern fuhr bisweilen plözlich auf, schrie, seufzte, weinte so entsetzlich, daß die Mutter, die allein noch wachte, den harten Mann aufweckte, und sagte: Hörst du nicht, du Felsenherz! hörst du nicht Rosinchen jammern? Wie! du liebst dein Kind nicht mehr, du willst sie vorsetzlich krank machen, und die Krankheit wird ihr den Tod bringen. Sage, warum willst du sie nicht in dem kleinen Zimmer schlafen lassen? Wir haben sie ja auch hier in der Nähe.

Voll Unwillen dreht sich der Mann von der keifenden Frau weg nach der linken Seite: so mag sie dann schlafen wo sie will, und meinethalben Nachtigall und Grasmücken, und alle singenden Vögel sie einschläfern und aufwecken; du wirst mich mit deinem Rosinchen doch noch aus dem Bette treiben.

Froh über den glücklichen Erfolg ihrer Fürbitte geht die Mutter zu Rosinchen an das Bett, und trö-

stet sie mit dem Worte des Vaters, — und gleich war Floh und Wanze verschwunden, und das Mädchen schlief wie ein speck-gesättigtes Rätzchen bis zum hellen Morgen.

Und ehe sie noch ganz angekleidet war, stand schon das Bettchen in dem Zimmer.

Ein kleines Billetchen, geheimnißvoll in einander gerollt, flog sogleich zu dem süßen Antonio hin, und ließ ihm die große Freude wissen. Wie sehr diesen Tag für unser verliebtes Pärchen die Sonne am Himmel gezögert, wie jede Minute ihnen eine Stunde und eine Stunde ihnen ein Jahr dünkte, wer erräth es nicht von selbst?

Aber endlich kam die heißersehnte Nacht, und mit ihr die Freude unsres Pärchens.

Rosinchen kleidete sich nicht ganz aus; sie behielt ihr eines weißes Unterröckchen an. Denn ein gewisses Etwas in ihr schien ihr zu weißsagen, daß ein Feigenblättchen heut wohl gut seyn könnte, und gegen die kühne Hand des Gespensts mit Fleisch und Bein ein sicheres Beschwörungsmittel wäre.

Aber leider! was vermag ein Unterröckchen gegen die unwiderstehliche Hand der Liebe. Tiefer, tiefer, holde Kinder, müßt ihr eurer Kleinod verwahren. Nicht dem Rocke, eurer Tugend müßt ihr es anvertrauen.

Ich kann hiebey nicht unterlassen, als ein moralisch-philosophischer Schriftsteller eine Anmerkung hinzuzufügen, die mir nicht unwürdig scheint, in irgend einer Theodizee näher beleuchtet zu werden. Warum hat die weise Natur das andere Geschlecht so gebaut, daß sie nicht wohl Hosen tragen können? Wenn die Liebe, seitdem durch die Eva, wie der heilige Apostel spricht, die Sünde in die Welt gekommen, einen sehr beträchtlichen Theil derjenigen Uebel über die Menschen gebracht, wovon sie von jeher gedrückt wurden, und noch fortdauernd gedrückt werden; so glaube ich, ohne eben den Fatalisten oder den Manichäern beypflichten zu wollen, die Natur selbst wegen dieser Uebel anschuldigen zu müssen. Denn hätte sie die schöne Hälfte der vernünftigen Erdgeschöpfe mit der Fähigkeit, ohne viele und wesentliche Ungemächlichkeiten Hosen zu tragen begabt, nie würde das männliche Geschlecht so leicht Zugang zu dem weiblichen gefunden haben; nie wären so viel Mädchengürtel gelößt, nie soviel Weiberkeuschheitsschlösser entsiegelt worden; nie hätte soviel Unheil die Welt überschwemmt.

Man möchte sagen, die Natur hätte hier dem theuren Männergeschlecht in die Hände atbeiten wollen?

Denn wozu hilft's, daß diese Hosen tragen? Hosen oder nicht Hosen. Die Männer sind immer der

angreifende Theil, und kein Mädchen hat jemals bey ihrem geliebten Jungen, keine Frau bey ihrem Mann die Thüre des Eingangs gewaltsam erbrechen müssen.

Ich glaube es daher der philosophischen Klasse irgend einer Akademie sehr würdig, eine Preisfrage aufzugeben: Warum die Natur den Frauenzimmern das Hosentragen erschwert, da sie es ihnen, um moralischer Zwekke willen, vielmehr hätte erleichtern sollen?

Die bewundernswürdigen Fortschritte, welche zu unsern Zeiten in der Anatomie, in der Physik und in der speculativen Philosophie gemacht worden, und täglich gemacht werden, berechtigen mich, über diese Fragen, die seit den frühsten Jahren meines Lebens einer der wichtigsten philosophischen Zweifel gewesen, wenn nicht ganz befriedigende, wenigstens nicht durchaus verwerfliche Aufschlüsse zu erhalten.

Bis dahin erkläre ich's grade zu, daß die moralische Verschlimmerung des menschlichen Geschlechts, die man gewöhnlich nicht unbillig der Cultur zur Last legt, sich dem größten Theil nach daher ableiten lässet, daß unsre Mädchen und Weiber — keine Hosen tragen. Denn (um mich über diesen Punkt bestimmt zu erklären, und die Auflösung der oberwähnten philosophischen Preisfrage vorzubereiten) trügen sie wie Männer Hosen; so würde die Einbildungskraft der Männer nicht so glatt und ungehindert mit ih-

rem Falkenauge, z. B. von einem schönen niedlichen Fuß bis zu den geheimnisvollern Stellen hinaufschlüpfen: die Begierden der Männer, die jetzt durch die einförmige Hülle des Weiberrocks nur mehr gereizt werden, würden eben dadurch einen minder raschen, ruhigern Gang annehmen: das weibliche Geschlecht selbst würde bey dem so erschwerten Angrif auf seine Tugend manche Maasregel der Klugheit und Bedachtsamkeit mehr nehmen, ja viellelcht nie, als im Fall der Pflicht, davon abweichen: kurz die Hosen der Weiber würden die Tugend des einen und des andern Geschlechts befördern und sichern, und so die ganze — jetzt tief, tief versunkene Menschenrace verbessern.

Diesen etwas ausführlich gerathenen Uebergang von Rosinchens Unterrock auf die Hosen werden die Leser einem Schriftsteller zu gut halten, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als die moralische Besserung derer, für die er schreibt: und eben aus diesem Grunde bitte ich auch meine Leser, mit mir zu wünschen, daß der schmachtende Antonio sich nicht so tief unter Rosinchens Unterrock verlieren möge, als ich mich mit meinen Reflexionen über die Hosen.

Aber gewiß waren die Betrachtungen, welche er den glücklichen Tag in der Seele welzte, nicht ganz diejenigen, die wir so eben angestellt. Denn wer, wie er, darauf denkt, auf einer Leiter durch das Fen-

ster zu seinem Mädchen in das Schlafzimmer zu steigen, wie unser Antonio wirklich den ganzen Tag hindurch darüber rathschlagte, der denkt gewiß mehr an den Unterrock als an die Hosen.

Und Rosinchen, woran konnte die denken? Woran anders, als — an ihren süßen Antonio — und seine noch süßere Küße.

Kaum hatte die Nacht ihren Mantel auf die Erde auszubreiten begonnen: so stieg Antonio, wie er's entworfen, auf einer Strickleiter, die ihm ein Gaudieb von Knecht aus Rosinchens Hause verschafft, in den Taubenschlag zu seinem holden Täubchen ein.

Daß ein verräthrischer Feind, der in der Mitte der nächtlichen Finsterniß eine lange umsonst belagerte Stadt überfällt, den erwachenden Einwohnern eine andre Art von Schreck erregt, als Antonio Rosinchen verursachte, da er durchs Fenster zu ihr ins Kämmerchen stieg; das werden meine Leser sich vielleicht selbst sagen können.

Und daß, da nun die Ueberfallne einmal in den Händen des Ueberfallers war, hier weder Raub noch Mord geschehen, und weder Flamme noch Schwerdt gewütet — und wenigstens nicht solch entsezliches Blutbad gewesen, als bey dem denkwürdigen Ueberfall der Stadt Magdeburg durch den General Tilly, das wird ihnen hoffentlich nicht minder einleuchten.

Was sie aber eigentlich beyde mit einander gemacht, werd' ich keinem sagen können, der sich nicht das eine oder andremal in seinem Leben mit einem hübschen Mädchen allein befunden.

Genug, die Nachtigall sang unter den Zweigen der schönen Linde die ganze Nacht hindurch, und weder Rosinchen noch Antonio hörten auch nur einen Laut davon. . .

Aber, so wie die Zeit bey angenehmen Beschäftigungen immer schneller zu verfliegen pflegt, als bey langweiligen und unangenehmen; so glaubt auch unser verliebtes Taubenpärchen in seinem warmen Nestchen, (denn daß Antonio mit seinem Rosinchen in dieser Nacht zu Neste getragen, wer weis es nicht schon?) in der Lerche, die den kommenden Tag verkündigte, nur noch die Nachtigall zu hören; und sanken von einer süßen Mattigkeit überwältigt, in einen sanften Schlummer.

Unterdes erwachte Rosinchens Vater; seine ersten Gedanken waren, zu sehen, ob Rosinchen noch schlief.

Will doch sehen, sprach er bey sich selbst, was der Gesang der Nachtigall und die Veränderung des Schlafzimmers wird gefruchtet haben; wirft den Schlafrock um, drückt leis die Thür des Zimmers auf, und findet — hier noch einen Schläfer mehr, als er natürlich finden sollte.

Da er eben nicht an Engelerscheinungen und Heiligenwunder glaubte, so war er auch nicht lange zweifelhaft, wer der zweyte Schläfer wäre, und warum er gerad' in dieser Nacht sich eingestellt.

Und gesetzt, er hätte auch in dem Geschmack der damaligen Zeiten glauben wollen, der Engel Gabriel, oder Raphael, oder irgend ein anderer der himmlischen Geister hätte, durch die Andacht und fromme Tugendübungen seines Rosinchens entzückt, sie in menschlicher Gestalt mit einem Besuch beehren wollen, so war dieser Glaube durch den offenbaren Anschein widerlegt. Denn der schlafende Engel zeigte, indem wegen der großen Hitze die Bettdecke heruntergeworfen war, da, wo der Mittelthell des Körpers sich dem untern Theile anschließt, gewisse Theile, welche man, (wie es auch die alten Scholastiker a priori und a posteriori bewiesen,) unmöglich an dem Ort haben kann, wo man nicht freit und sich nicht freien läßt. Ueberdem erkannte er auch an dem Gesicht des schafenden Engels einige Aehnlichkeit mit dem Gesicht eines gewissen hübschen Jungens, den er bisweilen einige bedeutungsvolle und schmachtende Blicke in das Fenster, wo Rosinchen zu strikken pflegte, hatte hineinwerfen sehen.

So sehr aber auch der gute Mann überzeugt war, daß hier alles ganz natürlich zuging: so konnte er doch kaum seinen Augen trauen. Aber ein wirkliches

Wunder würde ihn bey weitem nicht so beunruhiget haben, als dieser ganz natürliche Vorfall.

Er geht also zuerst in seine Kammer, und weckt die Frau auf, die noch schläft: Kind, Kind! steh' auf und komm mit. Sieh! nun wundert's mich nicht mehr, warum Rosinchen so sehr wünschte, in dem Zimmer dort die Nachtigall zu hören. Sollst nur sehen, da ha.. sie sie selbst gefangen, und schläft ganz ruhig neben ihr. Die Mutter hört's, und weint fast vor Freuden. Wie? eine Nachtigall? und die hat Rosinchen gefangen? ach! die muß ich sehen. Ist sie groß? singt sie? wird sie auch Junge hekken? Das gute Kind! wie mag sie sie gefangen haben.

Nun, komm nur mit! du wirst ja alles sehen. Aber sprich bey Leibe kein Wort, denn sonst fliegt sie davon. Du weist, die Vögel schlafen leise.

Die Mutter kommt und sieht. Ha! wie? was? fleht sie. Wie schwer ist's ihr, daß auferlegte Schweigen nicht zu unterbrechen! Unverschämteste, heuchlerischste, lügenhafteste aller Muttertöchter, für die eine fromme Mutter Sorge getragen — so fährt sie mit aller weiblichen Wuth auf: aber der gesaßtere Mann tödtet ihr das Wort auf der Lippe, und ruft ihr leise aber ernsthaft zu: Warum klagen? warum schelten? das Unglück ist geschehen. Aber weist du, was wir thun wollen? Lassen wir auf der Stelle den Notar,

den Kommissair und den Priester hohlen; sie sollen allen Schaden gut machen.

Die Ausbrüche der mütterlichen Wuth, so wie die gehaltneren Reden des Vaters schienen sich wenigstens in einigen Lauten bis zu dem Ohr Antonio's hingedrungen zu seyn: er erwacht; ein Stral der Morgensonne bricht sich zu ihm durchs Fenster; er reibt sich die Augen: Ach, liebstes Mädchen! schreit er auf, und beugt sich mit süßem Schrecken über das schlafende Rosinchen hin, der Tag hat uns überrascht, und was wird nun aus mir werden?

Wird alles sehr gut gehen; sehr gut, tönt ihm des Alten rauhe Stimme entgegen: und der rasselnde Donner am heitern Himmel schreckt nicht entsezlicher den sicher schlafenden Hirten, als Antonio über der antwortenden Stimme erschrack. Erwachen, aufschauen und niedersinken ist ein Augenblick.

Entsezt euch nicht, guter Antonio, ruft ihm drauf der Alte zu: ihr seyd ein junger, rascher Bursche; ich will euch nicht schelten, nicht verklagen; ihr habt mein Rosinchen entehrt, das werdet ihr nicht leugnen: ein sichres, wohlbewährtes Söhnungsmittel steht in eurer Gewalt. Ihr heirathet hier auf der Stelle mein Rosinchen, die ihr in dieser Nacht zu eurer Frau gemacht: und schlafet dann ein ganzes Leben hindurch so angenehm, wie in der vergangnen Nacht — oder

ihr betet hier auf der Stelle euer Vater Unser, und empfehlt eure Seele dem Himmel.

Ihr bebt, ihr zittert . . . ich sehe schon, ihr wollt euer junges Leben noch etwas länger genießen. Nun gut! so heirathet Rosinchen. Ist sie nicht so reich, als ihr; so ist sie jung, und bis auf diese Nacht noch unberührt: und ist sie nicht schön, so scheint sie wenigstens euren ganzeu Beyfall zu haben.

Ob Antonio in seiner Wahl zwischen einem schrecklichen Tode auf der Stelle und der Heirath mit einem liebenswürdigen Mädchen, die er so eben nach allen ihren Reizzen geprüft, so lange gezögert, als Buridans Esel, so lange sein Wille in aequilibrio war, werden mich wohl meine Leser nicht fragen.

Antonio erklärte sich mit dem entscheidendsten Ja für die Heirath.

Unterdes war auch Rosinchen aus dem tiefen Schlummer erwacht: aber kaum erblickte sie, was um sie her vorging: so fuhr sie, die beyden Hände tief ins Gesicht, auf das Lager zurück, zog blizschnell die heruntergefallne Bettdekke über sich, und hüllte sich und alle ihre bisher so sichtbaren Reizze mit darein.

Endlich kamen die gerufenen Personen. Der Heirathskontrakt ward unterzeichnet. Antonio war Rosinchens Mann, Rosinchen war Antonio's Frau.

Antonio stieg fortan ohne Strickleiter zu Rosinchen in's Bett, wo Rosinchen ihn ohne Unterröckchen erwartete.

Die seltne Liebe und die noch seltnere Strafe.

Gott hab' ihn selig den wizzigen Schmeichler des Kardinal-Herzogs von Este! Durch seine ärgerlichen Märchen, die er der Welt von untreuen Weibern und verführbaren Schönen aufgetischt, verdient er gewiß die ewige Seligkeit nicht. Denn die Verläumder, heißt es, kommen nicht in's Reich Gottes.

Und Schalk Lafontaine — Hah! wär' er in seinem ganzen Leben nicht zu sehr einfältiger Tropf *) gewesen, daß Gott ihm zwey Drittel seiner Sünden nicht zurechnen konnte; er müste wegen seiner sinnreichen Verschwärzungen des weiblichen Geschlechts zehntausend Jahr im tiefsten Schwefelpfuhl des Fegfeuers sizzen, da wo er am heißesten brennt.

*) Lafontaine war in Dingen des gemeinen Lebens außerordentlich einfältig, so daß einer seiner Freunde von ihm sagte: il est trop bête, pour que Dieu lui puisse imputer ses pechés.

Denn Catull und Ovid und Juvenal, das unverschämte Heidenvolk! brennen nun schon seit anderthalb tausend Jahr lichterloh in den Flammen der Hölle, und jede ihrer schmuzzigen Märchen oder spizzigen Satyren auf die schöne Hälfte des menschlichen Geschlechts wird ihnen von den höllischen Furien mit blutigen Messern und Feuergabeln in Stirn und Rükken, in Brust und Lenden eingegraben.

Und ich? ich konnte bis dahin in ihre verhaßte Fußstapfen treten? Ich konnte die Engelseelen unter den zweibeinigten Prometheuskindern verläumden, verschwärzen? Verzeih' mir's Gott und alle guten Geister!

Mein einziger Trost ist's, daß ich nichts mehr erzählt als was mein alter, frommer Chronikschreiber mir vorerzählt, und daß mein Gewissen, ein Gewissen, rein wie ein Sonnenstrahl, und treu, wie die Wahrheit, mir es selbst bezeugt, daß ich keine Zeile, keine Silbe von meinem eigenen hinzu gesezt, keinen Zug schwärzer gemahlt, an keinem Fleckchen stärker aufgetragen, als meine in Gott ruhende Vorgänger. Denn das hieße ja lügen; und ach! — wer wird [illegible]gen. Und sehen's mir nicht meine Leser an, wie eifrig ich darnach strebe, selbst jene der Ehre der Schönen anstößige Erzählungen erbaulich zu machen, und zum Nuzzen und Frommen der lasterhaften Welt einzurichten?

Ich kann es ihnen auf das Zeugniß meines Gewissens betheuern, daß sie in keiner Schrift der vorerwehnten verdammlichen Autoren älterer und neuer Zeit so weitläuftige, rein-moralische Reflexionen, Erörterungen schwerer metaphysischer Streitfragen, ja gar Preisaufgaben für hochgelahrte Akademien finden werden, die ihnen in der meinigen fast auf jeder Seite aufstoßen.

Aber wenn selbst das Wort des Himmels von verkehrten Sinnen mißgedeutet werden kann; wenn durch eine böse Anwendung selbst das Nützlichste unnütz werden, und selbst das Erbaulichste nicht erbauen kann: so will ich von nun an mich auch nicht einmal der Möglichkeit aussetzen, mißverstanden oder mißgedeutet zu werden, und mich fremder Sünden theilhaftig zu machen: Ich will mir eine neue Feder schneiden, und diese Feder soll einzig dem Ruhm des holden Geschlechts gewidmet seyn, durch welches alles Gute, Schöne, Große und Erhabene den Menschen zu Theil wird; in dessen Schooß der Schöpfer das Füllhorn seiner schönsten Gaben ausgeleert, des Geschlechts, in welchem er dem mühseligen Adamssohn den letzten Trost und die Freude des Lebens verliehen, welches ihnen jede ihre Trübsale mildert, iedes Vergnügen erhöhet; des Geschlechts endlich, dem von dem großen Dichtervater Homer an bis auf den Sänger der Messiade, von dem Pindar an bis auf unsern Gleim,

Wieland und Uze herab, alle Tuba's, Leyern und Lauten und Harfen der großen Dichter getönt, und welches seit der Zeit, daß der große Philosoph Schaftesbury die Critiker aufmerksam gemacht, wie ungereimt es für einen neuern Dichter ist, in seinen Gesängen die Musen, die Gottheiten des heydnischen Alterthums, um Begeisterung anzuflehen, die wahre und einzige Muse ist, welche die Dichter begeistert.

Ja, ich will jene Verläumdungschroniker bey Seite werfen. Da fliegen sie zum Fenster hinaus, da liegen sie, — und wer vorübergeht, tritt mit den Füßen drauf. Kommt her, und seht die Strafe böser Schriftsteller, ihr alle, die ihr euch den Musen weihtet. Mein Pult ist rein von jenen Smäh-Autoren.

Aber dich will ich entrollen, dich goldenes Jahrbuch der Weißheit und Tugend, aus dir will ich die Geschichte entlehnen, die ich den um mich versammleten Hörern mit dem neuen entsündigten Munde erzählen will.

Odi profanum vulgus et arceo
virginibus puerisque canto.

Ich wasche meine Hände in dem kastalischen Quell der heiligen Göttinnen, ich lege sie auf den hochheiligen Altar der Tugend, und schwöre, ich

will der Rächer der Ehre des weiblichen Geschlechtes seyn.

Holdes Mädchen meiner Seele! du, deren Namen in goldener Schrift der schönste der Götter mit eigener Hand in's Herz gezeichnet, aber den mein Mund nie, nie in's Ohr der verläumderischen Welt ertönen lassen wird; du, du bist meine Adelaide und ich dein Freyburg: treuer, standhafter, als er bin ich: aber du bist mir ewig hold und treu, wie Adelaide ihm: und sollte auch ein buhlerischer Ritter, schön und stolz, wie Ripperol, zum Lohn unkeuscher Buhlerey, feines Garn spinnen lernen müssen.

Gallische Flatterhaftigkeit und Italienische List und Eifersucht war bisher der Stoff meiner Lieder. Deutsche Liebe, deutsche Treue will ich jezzo rühmen. Deutsche Weiber, deutsche Mädchen! horchet auf.

Zur Zeit als unser deutsches Vaterland große Schaaren seiner edlen und tapfern Söhne in den fernen Orient schickte, um sich dort zur Ehre Gottes und der heiligen Mutterkirche von wilden Saracenen verstümmeln und tödten zu lassen, vermählte sich ein edelgesinnter Graf in Schwaben, Hans von Freyberg genannt, mit Adelaide von Breisach, dem schönsten Mädchen im Lande weit umher.

Wie schön, wie süß sich's an Amors vollem Honigkorbe lekken läßt, wenn ihn nach langem Sehnen einst Hymen endlich in's Haus gebracht; das wuste

euch keiner besser zu erzählen, als Franz von Freyburg, nachdem des Priesters geweihte Hand ihm Adelaidchen in's Bett gelegt. Mit jedem Tage, mit jeder Nacht, mit jedem Morgen, mit jedem Abend entdeckte er in seinem all-geliebten Weibe immer neue Reizze, immer größere Vollkommenheiten des Körpers und des Geistes. Holde Blicke, heiße, innige Umarmungen, und alle tausend süße Zärtlichkeiten der Liebe — welches verliebte Pärchen beglückten sie seit Adams erster Hochzeitsfeyer in der paradiesischen Laube, jemals mehr, als Graf Freyburg und Adelaide?

Aber welches Erdenglück ist vollkommen? dauert ewig?

Auch an Amor's Honigkorbe leckt die Zunge des lüsternsten Näschers sich endlich satt.

Der Siedpunkt der Liebe, wie nahe gränzt er an den Frostpunkt: der climactrische Augenblick des Vollgenusses sondert beyde von einander. Merkt's euch, merkt's euch, Siegwarts Mädchen! Werthers Lottchen! schöner, süßer, reizzender finden eure empfindsamen Jünglinge die Aepfel ungepflückt, als gegessen. Drum tragt sie mehr zum Anschaun, als zum Essen! Lernt frühe, frühe von den weisen Müttern weise Sparsamkeit.

Acht Wochen nach der Brautnacht (so lange stand das Paradies) fing der Ritter auf dem Sopha

neben Adelaidchen dann und wann zu gähnen an. Wie wenn der Gast gesättigt ist, und eine zudringliche Wirthin ihn dennoch zum Essen nöthiget, wie er dann noch mit trägem Arm nach der lekkerischsten der Schüsseln langt, mit langem Zahn die Speisen bekostet, oft Gabel und Messer neben dem Teller ruhen läßt, und dann auf die neuen Erinnerungen der Wirthin von neuem zu kosten beginnt: also nach den acht Wochen die Zärtlichkeiten des edlen Grafen.

Er hatte sich einige Wochen vor seiner Vermählung bey einem berühmten Mahler der Zeit ein Gemählde des Hymen bestellt. Der Mahler, der bey dem Grafen auf eine reiche Bezahlung hoffen konnte, zögerte nicht, sich sogleich dran zu machen: und mit jedem Tage fand sich der Graf mehr als einmal in seiner Werkstatt ein, um zu erfahren, wie weit es mit dem Gemählde gediehen.

Aber als nun das Gemählde fertig war, da waren dem Grafen die Wangen des Gottes nicht blühend, die Augen nicht feurig, der Ausdruck des holden Lächelns um den Mund nicht sanft genug.

Unterdes war der Tag der Hochzeit herangerückt, und Freyburg hatte über den Freudenfesten und über den tausend Wonnegenüssen der glücklichen Liebe das Gemählde vergessen.

In einer der langweiligen Stunden der acht paradisischen Wochen erinnert er sich desselben, und

fliegt sogleich zum Mahler hin. Dieser hatte, ohngeachtet der Critik des Grafen, auch nicht den geringsten Zug daran geändert. Denn er wußte nur zu wohl, daß der verliebte Graf den Hymen mit dem Amor vermischte, und er war einer von den wenigen Künstlern, die mehr der Vollkommenheit der Kunst, als dem eigensinnigen Geschmack des bezahlenden Liebhabers huldigen.

Der Graf kömmt; der Künstler stellt ihm das nämliche, unveränderte Gemählde des Hymen vor, und wer die Augen des Gottes zu feurig, die Wangen zu blühend, den Ausdruck der Freude und des Genusses zu stark gezeichnet findet, — ist unser Graf.

Graf Freyburg ist verheirathet, ruft der Künstler aus, und blickt lächelnd den veränderlichen Critiker an. Das Gemählde ward bezahlt; der Graf eilte eben nicht, es von dem Künstler abholen und in seinem Zimmer zu Hause aufstellen zu lassen.

Adelaiden konnte die sichtbare Umstimmung des Grafen unmöglich verborgen bleiben. Das Auge der Liebe ist zu scharfsichtig, als daß es nicht jeden kleinsten fremden Zug in der Seelenphysiognomie des geliebten Gegenstandes bemerken sollte.

Als sie eines Abends in der sanften Dämmrung auf dem Sopha neben ihm sitzt, und ihn, in tiefen Gedanken verloren, vor sich hinstarren sieht, fällt sie ihm mit aller Innigkeit eines liebenden Mädchens

um den Hals. „Was ist dir, Karl, theurer Karl? „Welches feindselige Schicksal hat dein Herz von „mir abgekehrt? und unserm Glück so frühe das „Ziel gesetzt? O wenn diese unbedeutenden Reize „deiner einst inniggeliebten Adelaide nicht stark genug „sind, dein Herz auf immer zu fesseln: dann bleibt „ihr noch ein Herz voll wärmster Zärtlichkeit für dich, „und nimmer, nimmer, sollst du es dir selbst entreißen; „denn immer, immer wird es einzig für dich schlagen.

„Kein Wort!... du schweigst? du würdigest „Adelaiden nicht einmal einer Entschuldigung, — nicht „einer Lüge? O wenn du denn Adelaiden nicht mehr „liebest, wenn sie dich vergebens um ein Wort der „Beruhigung aus deinem Munde fleht: dann gieb „sie mir zurück die Ruhe, die du mir so grausam ge„raubt, zurück die Ruhe, die mein Herz beglückte, „ehe es deine treulosen Schwüre aus seinem sanften „Gleichgewicht gestürmt, um es auf immer jeder „quälendsten Unruhe Preiß zu geben."

Der langweilige, unbehägliche Zustand, in welchem sich Graf Freyburg seit einiger Zeit befand, war nicht die bloße Folge einer flatterhaften Gemüthsart, oder einer zu frühen Erschöpfung; sondern es war, seitdem er die Freuden der Liebe gekostet, in seiner Seele zugleich eine andere Leidenschaft erwacht, die in jungen und edlen Seelen mit der Liebe gewöhnlich im Kampf zu seyn pflegt, und

die von jener gewöhnlich überwältiget, aber selten nur ganz besiegt und unterdrückt wird. Es war keine andre, als der Ehrgeiz.

Die Familie war eine der ältesten und berühmtesten im Schwabenlande, — von Kaisern und Fürsten geachtet. Er konnte in keiner Kirche seiner vielen Landgüter umherschauen, ohne eine Fahne, einen Helm, oder ein anderes Siegeszeichen seiner großen Vorfahren zu erblicken.

Damals, als er Adelaiden noch nicht kannte, pflegte dieser Anblick immer einen außerordentlichen Eindruck auf ihn zu machen, seine Seele schwoll gleichsam von kühnen Planen und großen Unternehmungen, um in der langen Heldenreihe seines Geschlechts nicht als Weichling erfunden zu werden, und die Bahn des Ruhms zu verfolgen, auf welcher seine Vorfahren so glänzend einhergegangen.

Aber da Liebe für Adelaiden seine Seele erfüllte, da schien er gleichsam ein von dem Pfad der Tugend auf den Weg der Wollust zurückeilender Herkules. Ruhe und Freude, Tanz und Spiel, Trunk und Wein — schien ihm einziger Wunsch und Ziel zu seyn. Die durch den Genuß aller dieser Dinge erlernte Lehre, daß auch dies eitel sey, rief ihm die so lange verscheuchten Gedanken an Ruhm und Großhaten zurück: er sahe sich in Blumenketten, und wünschte Helm und Panzer; auf dem weichlichen So-

pha dachte er an Zelt und Schlachtfeld: so manche Stunde, die er an der Seite des holden Weibchens vertändelte, hätte er lieber im Gewühl eines ehrenvollen Gefechts durchkämpft.

Was ihn noch mehr kränkte, war dies, daß er, da der Kaiser ein halb Jahr vor seiner Vermählung einen Feldzug nach Italien übernahm, und ihm eine wichtige Befehlshabersstelle anbot, sich dem Wunsch des Kaisers verweigerte, und den Heldenruhm der Liebe und Weichlichkeit aufgeopfert hatte.

Einer so edlen Seele konnten die zärtlichen Vorwürfe des liebenden Weibes unmöglich gleichgültig seyn: er verschloß ihr den Mund mit Küssen, und versetzte: Beurtheile, Liebchen, nicht unrecht deinen Freyburg. Ich bete dich an, und werde dich ewig anbeten; der glückliche Gatte soll in mir nie den Liebhaber zerstören. Aber seitdem dich das Glück mir in die Arme gelegt, fühle ich mehr, als vorher, wie wenig ich besizze, was ich dir als einen würdigen Preis deiner Reize, deiner Verdienste darbieten könnte. Glück und Ruhm meiner Ahnen wecken meine Seele unaufhörlich aus dem süßen Schlummer, in welchem deine Liebe mein ganzes Wesen eingewiegt.

Könnt' ich es mit ruhiger Seele ansehen, daß so viel Reize, so viel Verdienste hier in diesem einsa-

men Ritterschloß auf immer begraben werden, sie, die an einem Kaiserhof glänzen sollten?

Ein's, o Theure, bleibt mir noch übrig; der Kaiser kennt mich, manche brave Ritterthat hat meinen Namen zu seinem Ohr gebracht. In dem Italienischen Kriege Karls des Großen mit dem Longobarden-König hab' ich mit eigener Hand zwey Fahnen dem Feinde entrissen. Auch fehlt es mir nicht an Freunden bey Hofe. Ich will, ich muß dich verlassen, Adelaide, ich will mein Roß satteln, und nach Italien zum Heere reiten, um dort mir Lorbeern zu sammlen, um deiner dann desto würdiger zurückzukehren.

Adelaidens Herz traf dieser Entschluß des Ritters wie ein Donnerschlag. Es dünkt ihr unmöglich, sich von dem Geliebten zu trennen, und ihn einer so gefahrvollen Unternehmung Preis zu geben; Küsse, Thränen, Umarmungen sollen ihn zurückhalten. Vergebens: der Graf weiß ihr die Vortheile seiner Unternehmung für sie und ihn so lebhaft vorzumahlen, daß sie endlich in sein Vorhaben willigt. Und drey Tage darauf reiste der Graf nach Italien ab.

Glücklich, wär' er allein gereist. Aber die Eifersucht stieg mit ihm auf's Pferd.

Denn als er seiner Adelaide den letzten Kuß aufgedrückt hatte, und nun sich auf so lange Zeit

und so weit von ihr getrennt dachte, schlug er sich vor die Stirn, und sagte: Was, Freyburg, Freyburg! was hast du gethan? dein junges Weibchen auf so lange Zeit verlassen? Wohl manchen Ehegemahl machte sein Weib in einer Nacht seiner Abwesenheit dazu, wozu ich ihr ein Paar Jahre Zeit gebe! Und wie? liebte sie mich einzig, wären alle jene Zärtlichkeiten der Ausdruck wahrer Empfindung für mich, würde sie mich haben so leicht abziehen lassen? und ihre letzten Küsse, letzten Umarmungen waren sie nicht so kalt, so gleichgültig, daß die Freude über meinen Abzug sich schon offenbar mir einzumischen schien? So mancher süße Junge in der Gegend ringsherum, Hans von Breisach, Walther von Ulm — denen sie schon als Mädchen so sehr in's Auge stach, und die meine Verheirathung mit ihr als einen Raub betrachteten, den ich an ihnen begangen, sollten sie nach der so unbewacht vor allen Augen dahängenden Frucht nicht um so viel begieriger die Hände ausstrecken, und mir, hah! dir Freyburg, dir Freyburg! zu diesem Federbusch auf dem Hut noch eine andre Zierde verschaffen?

So sprach der Ritter zu sich selbst; dreymal rief ihn die argusäugige, eifersüchtige Furcht in das verlaßene Dorf zurück, dreymal grif ihm wieder sein Ahnenstolz an die Seele. Der letztere siegte dies-mal, und er spornte nach Italien.

Aber kein Tag verging, wo unsern Ritter nicht Liebe und Eifersucht zu seiner Adelaiden zurückführten: und alle Zerstreuungen der Reise waren nicht hinlänglich, diesen unangenehmen Gedanken aus seiner Seele zu verscheuchen.

Damals standen die Zauberer eben in ihrem größten Ansehen: und Wahrsager- und Zeichendeuterkunst, Nekromantie und Astrologie wurden von den Philosophen und Theologen des Jahrhunderts ausgeübt, a priori und a posteriori demonstrirt, von jedem Betrüger als das sicherste Erwerbsmittel ausgeübt, und von den Großen, so wie von dem Pöbel, gebraucht und gefürchtet.

Das waren freylich ganz andre Zeiten, als die unsrigen, wo es keine andre Zauberer giebt, als schöne Mädchen und hübsche Weiber; wo kein Mensch einen Todten aus dem Grabe ruft, als etwa der Redner, wenn er im höchsten Pathos der Rede den Geist des Todten in den Cirkel seiner Zuhörer heraufbeschwört, und wo die Astrologie nur noch an dem Hrn. Prediger Stöwe, ohnweit B*, und zwar nur als die Prophetin eines Wetterhahns — getrieben wird.

Als Graf Freyburg auf seiner Reise die tyrolischen Alpen paßirte, hörte er von einem Zauberer sprechen, dem, wie man sagte, Engel und Teufel zu Gebote stünden, und der gleichsam die Schlüßel des Himmels und der Hölle in Verwahrung hätte.

Um sich vor einem Uebel zu verwahren, welches er als ein wahrer Ritter mehr fürchtete, als den Tod, begab sich der Graf in die Höhle des Zauberers, die in einem dunkeln Thale zwischen zwey Gletschern lag, bot ihm seine Börse dar; und verlangte von ihm Auskunft über die gegenwärtige oder künftige Treue seines zurückgelassenen Weibchens.

Mit einer Stimme, die, wenn nach Plato's Ideen Mond und Sterne Seelen haben, Mond und Sterne erblassen gemacht haben würden, oder wie Bileam, der Sohn Balack, als er das Volk Israel mit seinem prophetischen Fluch belegen sollte, hub der alte Zauberer also an:

Armer Getäuschter, was du durch meine Kunst zu wissen oder zu bewerkstelligen glaubst, das hängt von Glück und Zufall ab, und da hat meine Macht ein Ende. Ein buhlerisch Weib, wenn sie ihren theuern Ehgemahl in die große Rolle gekrönter Ehemänner sezzen will, weis mehr Kunstgriffe, als alle Dämonen, die mir zu Gebote stehn: ist in ihrem Gewerbe mehr Zauberin, als wir alle. Jeder Liebhaber, der ein Weiberherz berükken will, wird im vorkommenden Fall mehr Kniffe zeigen, als Beelzebub, da er die große Verschwörung gegen den Allmächtigen anzettelte.

Wohlan denn, merke dir's! Bist du unter dem unseligen Einfluß des Hahnreygestirns geboren: so

wirst du deinem Schicksal nicht entgehen: und kein Zauberer und keine Zauberkunst werden dich vor den Hörnern an der Stirne bewahren können.

Aber hier hast du ein kleines Wachsbild; an diesem kann jeder Ehemann wissen, ob die Hörnersaat für ihn blüht, oder nicht.

Ist ihm seine Frau treu: so bleibt das Wachs schön und weis, wie du es hier siehst. Wird sie von irgend einem schönen Jungen in Versuchung geführt, dann verändert sich die Farbe, und wird gelblich; andeutend die Schwindsucht der Liebe. Wird aber ihre Ehre würklich befleckt, so wird es durchaus schwarz, und erhält einen übeln Geruch.

Graf Freyburg ward durch dies Geschenk des Zauberers angenehm überrascht, und fühlte sich durch dasselbe hinlänglich entschädiget für die rauhe Anrede, mit welcher ihn derselbe anfangs geschreckt hatte.

Der große Alexander verwahrte die weltberühmte Iliade des Homer nicht heiliger in dem Schränkchen, welches er in der Schlacht gegen die Perser erobert hatte, als der Ritter das geweihte Wachsbild.

Und mit erleichtertem Herzen und raschem Sporn setzt er seine Reise fort.

Endlich kommt er in Carls Lager in Mayland an, wo der bekannte Roland, Carls Schwiegersohn, mit welchem er manches Abentheuer bestanden, ihn sogleich den übrigen Rittern als einen edlen und tapfern Krieger bekannt machte.

Drey Tage drauf ward ihm vom Kaiser ein ansehnliches Detaschement anvertraut, bey welcher Gelegenheit der Ritter sich ausgezeichnet tapfer bewieß, indem er den dreymal stärkern Feind zurückschlug, und vier Schlösser eroberte.

Der großmüthige Kaiser belohnte seine Tapferkeit dadurch, daß er ihm die eroberten Schlösser schenkte, und ihn in jeder Versammlung der Ritter seinen tapfern Freyburg nannte.

Was aber das Glück unsers Grafen vervollkommnete, war dies, daß sein Wachsbild, nach welchem er keinen Morgen und keinen Abend zu sehen unterließ, auch nicht im geringsten die Farbe änderte, und das schönste, reinste Weiß behielt.

Wer war froher, als Graf Freyburg. Tausend Plane, wie er, nachdem er von seinem Kaiser mit so viel Ruhm gekrönt und mit Reichthümern beglückt worden, mit seiner treuen, einzig-geliebten Adelaide das Leben genießen und glücklich seyn wollte, durchkreuzten sich in seinem Kopf. Wie sehnlich wünschte er das Ende des Krieges, um seine Lorbern und seine Reichthümer zu Adelaidens Füßen niederzulegen.

Aber das Glück ist ein treuloses Mädchen: gerade wenn der Liebhaber seiner Treue am sichersten zu seyn glaubt, schwankt die Wankelmüthige, und verräth ihr Herz an einen andern.

Indem er eines Tages aus dem Zelte geht, um sich zum Kaiser zu begeben, der ihn rufen lassen, begegnet er einen jungen Springinsfeld von Ritter, der sich, mit blendendem Helm und großem Federbusch geputzt, auf einem stolzen Pferde herumtummelt, der aber, wie leicht zu erachten, wohl nicht viel andern Schlachten beygewohnt hatte, als denen, wo man mit unbeschnittenen Nägeln ficht.

Stolz und prahlend, wie Leutchen seines Schlags gewöhnlich sind, redete er Graf Freyburg also an: Edler Ritter, kennt ihr nicht Wilhelm von Riparol? alle Tapfern des Reichs nennen meinen Namen mit Ehren: diese Halskette, — diesen Federbusch und diesen Degen, hab' ich im Tournir aus mancher schönen Hand zum Dank davon getragen; der Kaiser selbst kennt und ehrt mich: saget, habt ihr was bey ihm zu suchen? morgen speise ich an seinem Tische, und ihr sollt eures Wunsches gewährt seyn.

Graf Freyburg sahe den jungen Prahlhans mit etwas großen Augen an, und errieth sogleich den Nagel, den er im Kopfe trug.

Ein kaltes „Dank euch" kalt, wie's der ehrliche Mann zum Narren spricht, ist die ganze Antwort auf den stolzen Antrag.

Aber mit jenem selbstgefälligen Hohnlächeln, womit der Thor ehrliche Leute zu verspotten glaubt, fährt der martialische Stutzer fort: Die Leute sagen,

Herr Ritter, ihr habt ein sehr schönes Ehegemahl zu Hause gelassen, und es nimmt mich wunder, wie ihr es habt wagen können, ein junges Weibchen ihrer verlieoten Einsamkeit Preis zu geben. Denn, bey meiner Ritterehre, sie müßte nicht mit Mutter Eva vom verbotenen Apfel gekostet haben, oder nicht mit der Erbsünde behaftet seyn, wenn sie euch nicht, indem ihr euer Haupt mit Lorbern zu krönen suchet, noch einen kleinen Stirnschmuck dazu verschaffete.

Freyburg, der kurz zuvor, ehe er unsern Fäntchen begegnete, nach dem Wachsbilde gesehen, aber heute, so wie immer, auch nicht die mindeste Veränderung der Farbe daran wahrgenommen hatte, antwortete ihm mit der geichgültigsten Miene: so etwas mag Anshelm von Riporol von seinen Buhldirnen erfahren; aber nicht Graf Freyburg von seinem Weibe.

Freilich, versetzt spöttisch der Ritter, unter rohen Dorfbewohnern mag sie vielleicht den Baum des Erkenntnisses noch nicht gefunden haben. Aber wenn so ein junger Ritter mit solchem Federbusch und solchem Schwerdt, wie diese hier, in eurer Abwesenheit vor ihrem Ehebett seufzete, ob sie ihm wohl den Pantoffel in's Gesicht werfen sollte?

Euch, Lotterfäntchen? euch? zehnmal würde sie ihn euch in's Gesicht werfen, zum Dorfe würde sie euch hinausjagen!

So fährt Freiburg hizzig auf, und greift nach

dem Degen. Und mit gezuckten Schwerdtern stehen beyde sich gegen einander über, und drohen sich den tödlichen Streich. Einige Ritter fliegen in's Mittel, und trennen sie von einander.

Man zögerte nicht, den Kaiser über Tisch mit dem vorgefallenen Zwist des Grafen zu unterhalten, und er heißt beyde sich stellen.

Vor ritterlicher Wuth wirft Graf Freyburg den Handschuh auf die Erde, und fordert den Springinsfeld zum Kampf. Trotzig wie Paris, als ihm Menelaus einen Zweykampf anbot, steht der freche Beleidiger da, und spricht: Man beschuldigt sonst Ritter Riparol der Feigheit nicht, denn manche Lanze, die er gebrochen, hat seinen Namen der Welt genannt; und wenn Roland dem Grafen zur Seite fechten würde, würde Riparol nicht verzagen; aber bey einem Zweykampf blieb der Streit noch unentschieden. Denn gesetzt, er hätte mich auch überwunden, würde er wissen, ob sein junges Weibchen nicht vom Apfel gekostet? Denn wenn regnete es Wahrheit vom Himmel auf den besten, schneidendsten Degen herab? Laßt uns also das bessere Entscheidungsmittel wählen. Graf Freyburg gestatte mir, nach Schwabenland zu steuern, und mich seiner Adelaide zu zeigen. Die That spricht den Mann; Versuchung erprobt die Treue des Weibes.

Ich habe, ihr wißt es, edle Ritter, große Güter an der Seine und an der Garonne: trag' ich nicht

über das junge Weibchen den Sieg davon; so sollen sie dem Grafen und seinen Kindern und Kindeskindern überlassen seyn. Mir ist's bei der Sache um nichts, als um mein Vergnügen zu thun.

Dies nur mache ich zur Bedingung, daß Graf Freyburg durch keinen Brief und keinen Boten, weder zu Pferde noch zu Wagen, noch zu Fuß Adelaiden unsern Vertrag zu Ohren kommen lasse.

Der Graf, der, wie wir wissen, keinen andern Wunsch hatte, als sich Reichthümer und Ehre zusammenzuhäufen, um mit seiner Adelaide einst desto glücklicher zu leben, nahm den Vorschlag des Ritters, so gefährlich er auch für seine Ruhe werden konnte, dennoch an. Sogleich erscheinen gerichtliche Personen; der Kontrakt wird in Gegenwart des Kaisers aufgezeichnet, und Anshelm soll nach drey Tagen die entscheidende Reise antreten.

In den theologischen Schriften der damaligen Gelehrten finde ich verschiedene gelehrte Dissertationen über die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des erwähnten Vertrags, den freylich zu unsern Zeiten wohl selten ein junger Ehemann eingehen würde. Aber unsre Zeiten sind auch leider die Zeiten der Sittenverderbniß, und ich würde, so sehr ich dafür bin, daß nur erprobte Tugend wahre Tugend ist, dennoch als ein frommer Christ keinem Manne rathen, sein Weibchen einer so verführeri-

schen Probe auszusetzen. Es könnte gar leicht mit diesem Keuschheitsexperiment so ergehen, wie mit den Heilversuchen gewisser Aerzte, (die ihre Kranken gerade so behandeln, wie die Anatomen die Katzen, — um physische Experimente zu machen;) der Kranke könnte darüber sterben. Denn bey aller Achtung, die ich für das schöne Geschlecht habe, dessen Ehre ich mich eben in dieser Erzählung zu rächen anheischig gemacht, scheint es mir doch, daß die Tugend eines Weibchens immer etwas Kränkelndes ist: man muß sie nicht zu stark schütteln oder rütteln, oder auf irgend eine Weise sehr anstrengen, wenn das Keuschheitsexperiment ihr nicht den Tod bringen soll. So viel von der Gefährlichkeit jenes Kontrakts der beyden Ritter!

Ob und wie fern derselbe rechtmäßig gewesen; ob und wie fern es dem Grafen erlaubt war, die Tugend seiner Frau wenigstens zum Experiment Preiß zu geben, oder dem Ritter von Ripparol, dies Experiment mit eigener Hand zu machen, — darüber finde ich in den erwähnten Dissertationen so viel Affirmativa und Negativa, Definitionen, Distinctionen, Divisionen, Subdivisionen und Subsubdivisionen, als immer nur in einer theologischen Streitschrift: *de immaculata conceptione sanctae virginis; de castitate penetrante aut communicativa; de scorto Babylonio; de inexplicabili & adhuc in-*

explicato numero apocalyptico 666. zu finden sind, Und es ergeht mir daher es mit jenen Dissertationen, wie den Herren Theologen mit ihren Streitschriften gewöhnlich zu ergehen pflegt: ich werde dadurch nur mehr verwirrt.

Ich sehe mich also genöthigt, dem Leser über diese, jedem frommen Ehemann außerordentlich wichtige Fragen ein eigenes Argument vorzulegen.

Ich will, um mich besser zu verständigen, diesmal meine Gründe in der syllogistischen Form vortragen, die mir der Leser um so viel eher verzeihen wird, da mir von den durchstudirten Dissertationen, die alle in der syllogistischen Form geschrieben sind, durch ein sehr erklärbares physychologisches Phänomen, noch etwas anklebt. Also:

pro primo.

Maj. Ein jeder frommer Christ soll für die Beförderung und Vervollkommnung seines Nächsten sorgen.

Min. Nun ist aber eine Frau ohnfehlbar der Nächste ihres Mannes: —

Prob. Denn die eigentliche eheliche Vereinigung macht ohne Zweifel jeden Mann zum Nächsten seiner Frau, und jede Frau zum Nächsten ihres Mannes.

Conclusio. Daher muß auch der Mann für die Besserung und Veredelung seines Weibes Sorge tragen.

pro secundo.

Maj. Eine Tugend, die nicht eine Versuchung bestanden, ist keine Tugend.

Min. Nun kann aber kein Mann in seiner eigenen Person die eheliche Tugend seiner Frau in Versuchung führen.

Prob. Denn der Versucher muß immer eine Art von feindlichem Angreifer seyn. Ein Mann aber kann keine andere als freundschaftliche Angriffe auf seine Frau machen.

Concl. Daher ist es einem Manne erlaubt, um die eheliche Tugend seiner Frau eigentlich zur Tugend zu machen, und die große Pflicht der Besserung unsers Nächsten an seiner Frau auszuüben, einen andern an seine Stelle zu schicken.

Da die Kantische Philosophie nach und nach in allen Fächern des menschlichen Wissens, als z. B. in der Oekonomie, Technologie, Chirurgie die Oberhand behaupten wird, so daß wir nächstens a priori und a posteriori pflügen, säen, erndten, a priori und a posteriorl Pflaster auflegen und Bandagen machen sehen werden (wie denn einer der jüngsten, d. h. einer der größten Weltweisen ohnlängst dem Nach-

folger des großen Friedrichs den cosmo-politischen Vorschlag gethan, ihm eine Pension von fünfhundert Thalern zu bewilligen, um dafür den Chirurgen der königlichen Hauptstadt Berlin, und wenn die verlangte Pension dafür zu stark scheinen sollte, auch den Hebammen derselben, wöchentlich ein Collegium über die Kantische Philosophie zu lesen) so will auch ich in meiner so wichtigen Streitfrage nicht mit bloßen Gründen a priori verfahren, sondern auch einige a posteriori hinzuthun.

Lesen wir nicht in der Bibel, daß der fromme Patriarch Abraham die Sara zu dem König Abimelech hinschickte, um ein solches Keuschheitsexperiment an ihr zu machen?

Zwar heißt es an dem nämlichen Ort, daß Gott deswegen ein Strafgericht über den König und sein Land verhängt. Aber das war nur deswegen, weil der König über den Versuch selbst in Versuchung gerieth, und das Experiment beynah zu weit getrieben hatte. Allein Abraham, der eigentliche Anstifter jenes Versuchs, ging frey aus; und wir lesen nicht, daß ihm deswegen auch nur ein Haar gekrümmt worden.

Ein zweytes Argumentum a posteriori leite ich daraus ab, daß, da Eva mit dem unseligen Apfel den Adam versucht, und dadurch Unheil über die ganze Welt gebracht, die Söhne Adams jure talionis be-

rechtiget sind, die Töchter Eva's gleichfalls zu versuchen, und ihre Tugend auf die Probe zu stellen.

Wenn es daher, nach den a priori und a posteriori beygebrachten Gründen einem Ehemann erlaubt ist, die Tugend seiner Frau durch irgend einen andern männlichen Adamssohn auf die Probe zu sezzen; und diesen nicht weniger, einen solchen Auftrag anzunehmen; so halte ich mich doch zugleich in meinem Gewissen verpflichtet, hier anzumerken, daß Keiner, besonders kein unverheiratheter Mann, eine solche Probe, wie man zu sagen pflegt, auf eigne Hand, und ohne von dem ehelichen Bettgenoß selbst dazu bestellt zu seyn, es unternehmen muß, selbst alsdann nicht, wenn diese Bestellung von Seiten der zum Experiment bestimmten Frau selbst geschehen wäre.

Denn da der Versuch selbst auf dem rechtmäßigen Wege des Auftrags von dem Ehemann gar leicht gefährlich ablaufen kann, wie uns die Bibel selbst das schon erwähnte Beyspiel von dem König Abimelech aufbehalten: so ist er in dem zweyten Fall, wenn nemlich der Versucher von dem Ehemann nicht ausdrücklich zu diesem Geschäfte berufen worden, mehrentheils für den Versucher, und die Versuchte, gleich gefährlich: wie denn nach angeführten Beyspielen der alten und der neuern Zeiten die Tugend manches Adamssohns, und mancher Evatochter darüber zu Grunde gegangen, daß ich beynahe glauben sollte, es

wären bey allen physischen und chemischen Experimenten, welche von Pythagoras und Aristoteles an, bis auf den Paracelsus und Lavoisier herab, nicht so viel Gläser gesprengt, nicht so viel Retorten zerbrochen oder wenigstens beschädigt worden, als Keuschheiten bey jenen Tugendproben.

Ich kehre von meiner entsezlichen Abschweifung, in welcher ich aber doch nichts geringeres, als einen der wesentlichsten Fälle der Ehecasuistik zum Nuzzen und Frommen jedes christlichen Ehepaars zu erörtern bemüht gewesen, zurück zu Graf Freyburg, und sage, daß er, ob er gleich, wie meine Leser es sich selbst sagen werden, meine gelehrten Erläuterungen noch nicht gelesen haben mochte, den sonderbaren Antrag mit dem Ritter einging, und die Keuschheit seines Weibchens — aufs Spiel sezte.

Aber als er des Abends nach Hause kam, und kurz vorher, ehe er in's Bett ging, nach dem Wachsbild sahe, auf welchem sich zufällig etwas Staub angesezt hatte: da glaubte er in dem etwas schwärzerscheinenden Wachs die Anwandelung der Untreue seiner Adelaide wahrzunehmen: und nie fiel ihm der ganze Leichtsinn, mit welchem er die Tugend seines Weibes der gefährlichsten Versuchung ausgesezt, so sehr wie eine Felsenlast auf die Seele: die ganze Nacht hindurch sank der Schlaf nicht auf sein Auge: denn also monologisirte er bey sich selbst.

Was hast du gethan, Unbedachtsamer! Welchen Vertrag eingegangen? Die Ehre deines Weibes, deine eigne Ehre aufs Spiel gesezt? Wer kennt nicht Weiber? Ein junges, hübsches, geschminktes Fäntchen, Lächeln im Blick und süße Schmeicheleyen auf den Lippen, macht tiefern Eindruck auf sie, als Verdienst und Tapferkeit und Tugend in eigener Person. Wie wenn nun Adelaide dem flatterhaften Springinsfeld ein Ohr liehe: und was ist wahrscheinlicher? Sie siebzehn Jahr — ohnlängst verheirathet, und mit aller Wonne der Liebe bekannt — ich — seit vier Monden abwesend — ja Anshelm, der zärtlich-martialische Anshelm, so ganz gemacht, ein leichtes Weiberherzchen zu bethören ... Hah! des Leichtsinns! Hah! der Unbesonnenheit! Gelingt's ihm, und es gelingt ihm gewiß, dann hah! dann bin ich die Fabel in Frankreich, der Spott der Ritter, das Märchen der Troubadours.

O! du theures Wachsbild! (es lag bis dahin vor ihm am Bette, aber nun drückte er's an sein Herz) du Siegel von der Treue meines Weibes, bleib immer so weiß, so zart, wie du bis dahin warst, kein Stänbchen, (hier wischt er das Bild an die Bettdekke, und entdeckt mit der höchsten Freude, daß das, was er für einen Anfang der Farbenwandelung gehalten hatte, nichts als — angeflogener Staub war) beflecke deine Reinheit, und

kein Gedanke der Untreue meines theuren Weibchens Herz.

So seufzte der Graf; unterdes Anshelm sich zu seiner Reise rüstete. So zuversichtlich er auch auf seine Figur und holdes zierliches Weiberwesen rechnete; so vergaß er doch nicht, sich mit einigen andern wesentlichern Ueberredungs-Argumenten der Liebe, als da sind, Edelsteine, goldne Hals- und Armketten, volle Beutel u. s. f. reichlich zu versorgen. Die schöne Tochter des Acrisius hatte so manchen Reiz glücklich überstanden: aber dem goldnen Regen wich sie doch.

Er machte immer nur sehr kleine Tagreisen; damit nicht durch zu viele Strapazen sein Teint gebleicht, sein Blick matt, und sein ganzes Ansehen die Miene der Entkräftung haben möchte.

Unser Fäntchen reisete so langsam, daß es uns leicht wird, ihn zu überflügeln und bey der verlassenen Adelaiden eher einen Besuch zu machen, als er dort anlangt.

Adelaide lebte auf ihrem Wohnsiz, abgerechnet, daß sie ihren theuren Freyburg vermißte, so ruhig und glücklich, als man nur immer leben kann. Ein paar kleine Schooshündchen, Blumen und Stickerey — füllten wenigstens ein kleines Winkelchen des Herzens aus, welches ohne den Gedanken an Freyburg — durchaus ein vacuum war.

Züchtige Schamhaftigkeit, jungfräuliche Bescheidenheit und weibliche Eingezogenheit schienen sie zu begleiten, wie die Grazien die Göttin der Liebe. Kein Blick, kein Wunsch, kein Gedanke für so manchen schönen Gast, der, da ihr Rittersitz so nahe an der Heerstraße lag, bey ihr vorsprach, und der sie selbst mit der lebhaftesten Unterhaltung immer nur langweilte, wenn er nicht aus der Gegend Italiens entweder kam oder des Weges zog, oder wenigstens einmal in jenen Gegenden gewesen war, wo ihr geliebter Freyburg sich aufhielt. Der Südostwind, welcher über die Appenninen hinweht, und der Südnordwind, der von dem Appenninen nach Schwabenland streicht, waren ihre Lieblingswinde. Mit dem erstern wollte sie immer nach ihrem geliebten Freyburg hinfliegen; und der andere schien ihr Nachricht von ihm zu bringen.

Indem sie eines Tages auf einer Terrasse sizzet, und nach der Heerstraße hinaufschaut: erblickt sie von ferne einen stattlichen Ritter mit einem großen Gefolge. Sogleich schließt sie, er müste aus Italien kommen, und schickt den Gärtner hin, um nähere Kunde darüber einzuziehen.

Aber Anshelm (denn er war's) der Adelaiden schon eher wahrgenommen, spornte sein Roß, und überflügelte den Boten so, daß er unvermuthet vor der Dame stand, die ihm mit jungfräulicher Miene

den freundlichsten Willkommen bot. Der schöne Fremdling zögerte nicht, ihr zu berichten, wie er gradesweges aus Mayland komme, und ihr tausend Grüße von ihrem geliebten Freyburg mitbrächte: und nun ergoß er sich mit einem Strom beredter Geschwäzzigkeit über das Lob des abwesenden Grafen.

Euer Gemahl, gnädige Frau, ist ein Held, wie selten Helden sind, ein Mars unter den Helden. Vom Kaiser geehrt, von allen Rittern beneidet: sein bloßer Name ist der Schreck der Feinde.

Aber, verzeiht es zu sagen, alle sein Glück — wie vermag es ihn glücklich zu machen? Entfernt von euch — wie könnt' er anders, als unglücklich seyn? Welcher Lorbeer schmückte schöner das Haupt eines Helden, als ein Myrthenkranz von eurer Hand? Welcher goldne Helm, von den Händen des Kaisers selbst verehrt, strahlte schöner, als ein holder Blick aus diesem Zauberauge?

Ich selbst, euer unterthänigster Diener, bin nicht der unangesehenste an dem Hofe des großen Carls: einer meiner Ahnen hatte sogar einst eine Kaiserliche Niece zur Gemahlin: mancher Ritter beneidete mi[illegible] jezt dieses, jezt jenes Damenherz.

Aber alles achtete Ritter Anshelm nicht; alles schien ihm gering, unendlich gering — gegen Adelaidens Reiz, den ihm tausend Ritterstimmen priesen. Und wie sehr hat mich der Ruf getäuscht. Ich hofte ein

schönes, das schönste Weib zu sehen, und ich finde ein Meisterstück des Himmels, die Göttin der Liebe selbst in menschlicher Gestalt. Diesen Busen. . . diesen Mund. . . . und diesen Fuß hatte die Göttin, als sie sich auf dem Berge Ida den Augen des schönen Schäfers zeigte, und den goldenen Apfel davon trug. So sprach der Ritter, und gewisse Bewegungen der Hand nach den geschilderten Schönheiten verriethen Adelaiden, was dem keuschen Weibe auch schon die übertriebenen Schmeicheleyen nur zu verständlich gesagt hatten, daß der ritterliche Stuzzer — ein sehr unverschämter Fauner war. Sie beschloß auf der Stelle, ihn dafür zu züchtigen, und dem Fäntchen zu zeigen, daß deutsche Weiber die Schamlosigkeit gallischer Wüstlinge zu rächen im Stande sind. Herr Ritter, sprach sie mit einem angenommen Ton der Empfindsamkeit, solche holde Liebenswürdigkeiten hören sich besser im Dunkeln, als hier im Angesicht der Sonne. Hier, dieser Corridor zur rechten Hand führt zu einer Thür, da ist der Schlüssel zur Thür, schließt sie hinter euch zu, und erwartet mich gewiß um Mitternacht.

Nie ward wohl ein Ritter früher erhört, als unser Anshelm von Adelaiden: gleich entzückt von Adelaidens Reizen und der unwiderstehlichen Allgewalt der seinigen, küßt er dem schlauen Weibe Hand und Busen, nimmt den Schlüssel, und geht in den Thurm hinein. Das entsetzliche Dunkel, die ehernen Gitter, die Ketten und Schlösser, die Lagerstreu von Stroh, und so manches andre, was er hier um sich herum erblickt, scheint ihm eben keinen Tempel zur Feyer der Geheimnisse Cytherens zu verkündigen. — Wie, denkt er bey sich selbst, könnte dies vielleicht

Verrätherey, und dies — ein Gefängniß seyn? Aber nein; die Finsterniß ist den Unternehmungen Amor's günstig. Hah! zögre nicht Mond, und steige von dem saphirnen Thron herab, daß Adelaidens Liebe mich beglükke. Der Mond verschwindet, die Nacht kommt, — und kein Bote der Liebe — keine Adelaide; — es schlägt zehn, eilf, zwölf, und jeder Schlag trift bis in's Herz des Ritters — und keine Adelaide. Die Eule, die von der Thurmspitze herunterkrächzt, scheint nur des harrenden Ritters zu spotten. Vergebens strebt er mit Hand und Fuß, Schloß und Riegel zu zerbrechen; alles scheint hier fest und undurchdringlich, wie die Pforten der Hölle. Voll rasender Verzweiflung wirft er sich matt und entkräftet auf einen Strohsack nieder, und sucht, vergebens, einzuschlafen.

Mit dem anbrechenden Tage öffnet sich ein Fenster an einem fernern Gebäude neben dem Thurm, und mit spöttischem Tone ruft eine Stimme von dort her: „Wisset, schöner Ritter, daß ihr hier Gefangener seyd. Euer Verbrechen ist von der Art, daß wir euch besser selbst dafür abstrafen, als euch den Händen der Gerechtigkeit überliefern mögen. Denn sagt's nur selbst: Ehrenräuber, verdienen sie weniger Züchtigung als Straßenräuber?" Die schreckliche Stimme schweigt, und ein Spinnrocken stürzt zu seinen Füßen nieder; er erschrickt, und hebt ihn auf: ein weißes Papier schlingt sich rings um den daran befestigten Flachs, und folgende Worte sind darauf zu lesen: Welcher Ritter hier im deutschen Schwabenlande so unehrerbietig züchtigen Damen begegnet, der muß spinnen. Darum spinnet, Ritter Anshelm, spinnet, spinnet, wenn man euch zu

essen geben soll. Jene Stimme und diese Abschrift sind eben so viel Dolchstiche in der Seele unsers Ritters: er schäumt, er wüthet, er rast, er schilt, er schmäht, er flucht aus seinem Thurm zu dem Fenster hinauf, woher die Stimme und der Rokken kam, — ein wahrer Löwe im unzerbrechlichen Gefängniß. Aber Liseln, (denn so hieß des Mädchen, deren spitziges Mäulchen jene Worte des Schreckens zu dem Ritter hinabgerufen,) ermahnte den Ritter unter kicherndem Gelächel: Spinnet, lieber Anshelm, spinnet. Denn warum soll ein so schöner, süßer Ritter verhungern? Zwar wird's euch ein gewaltig ungewöhnliches Ding seyn, mit eben der Hand Fäden zu ziehen, mit welcher ihr die Lanze geschwungen: aber Noth und Zeit lehren alles die Menschen. Habt ihr nicht gesehen, wie das Vögelchen mit den kleinen Füßchen sich so künstlich das Wassereimerchen hinaufträgt, und mit dem spizzigen Schnäbelchen so geschickt nach dem Zukkerstückchen langt? Noth und Zeit haben's ihn gelehrt. Noth und Zeit wird auch Ritter Anshelm spinnen lehren. Darum spinnet, schöner Ritter, heute Abends noch kommt Lysely wieder, zu sehen, wie viel Ritter Anshelms Heldenhand gesponnen hat. Und dann sollt ihr zu essen haben. Spinnet gut, spinnet fein, heute Abends komm' ich wieder.

Der große Mann im Unglück, sagt der weise Seneka, ist ein Schauspiel, würdig der Götter.

Aber die eherne Nothwendigkeit zwingt auch den Ritter zum spinnen.

Von Schmach und Schaam niedergebeugt, von Hunger und Durst bis zur Wuth gequält, — greift er endlich nach dem Rocken, und fängt an zu spinnen.

Der Abend kömmt, und Liseln stellt sich heute treuer ein, als gestern Adelaide.

Nun Ritter, spinnet ihr? ich komme zu sehen, ob ihr euer Taglohn verdient.

Der Ritter, halbtodt vor Schaam, zeigt seinen Faden. Liseln sieht den Faden mit prüfendem Auge

an, und ruft: Hah, Rittter! welch ein Faden, fast so dick wie eure Lanze; ein Ankerseil daraus zu machen mag er wohl gut seyn! Nein! so ein Faden ist nicht des Taglohns werth. Drum wollt ihr heute nicht nüchtern zu Bette gehen, so sagt: was hat euch hieher geführt? Warum habt ihr das Kriegsheer verlassen? Eine halbe Stunde liegt der Ritter in schamvoller Betäubung da, und will vor Schande vergehen: aber der Magen bellt laut auf; und unter tausend Flüchen und Verwünschungen gesteht er Liselp die ganze Absicht seiner Reise. Und sogleich fliegt ein Korb mit Brod und Wasser zu ihm in den Kerker hinein. Aber Liselp ruft ihm, ehe sie weggeht, noch mit warnender Stimme zu: Feiner, feiner, müßt ihr spinnen, holder Ritter; denn sonst . . . werdet ihr schmal beißen. Sie hielt Wort, und der Ritter muste sich so lange mit Brod und Wasser behelfen, bis er einen feinern Faden spann.

Hunger und Noth förderten ihn auch in dieser Fertigkeit sowohl, daß er innerhalb acht Tagen so einen feinen Faden spann, daß man Flandrische Kanten draus hätte machen können.

Adelaide, so sanft sie von Natur war, fühlte sich durch die Frechheit des Ritters dennoch so sehr beleidigt, daß sie sich nicht die kleine Schadenfreude versagen konnte, mit Liselp durch ein Paar Ritzen des Thurms bisweilen den Ritter seinen Flachs spinnen zu sehen; eine Freude, die manche züchtige Dame an manchem verliebten Geck, der sie wie eine lästige Mücke umschwärmt und quält, von Herzen gern zu sehen wünschte.

Sie unterließ nicht, das Geständniß des Ritters gerichtlich aufzuzeichnen, und ihren Schreiber, den Schulz und den Pfarrer des Dorfs als Zeugen darüber anzunehmen, damit der Triumf ihres geliebten Freyburg desto vollkommener seyn möchte.

Aber was machte dieser unterdessen? Seit Ansheim's Abreise sahe er mit jedem Tage wohl zehnmal nach dem Wachsbilde, und immer fand er es zum

höchsten Trost seines Herzens frisch und weiß; ausgenommen, daß es ihm dann und wann etwas in's Gelbe zu fallen schien; kaum sieht er's, und das blühende Roth seiner Wangen schwindet dahin, wie bey einem Leichnahm. Aber nur zu bald entdeckt er, daß die zu verschiedenen Zeiten des Tages mit verschiedener Helligkeit spielenden Sonnenstrahlen jenes einstweilige Gelb verursachen, und Ruhe und Freude kehren in sein Herz zurück.

Indem er eines Tages das theure Wachsbild voll Entzücken über sein unbeflecktes Weib an's Herz drückt, kömmt ein Laufbote von Adelaiden aus Schwabenland, und bringt ihm die Nachricht von der sonderbaren Strafe des unglücklichen Ritters und Adelaidens unveränderter Treue. Die Leser werden leicht erachten, daß er das Botengeld etwas williger bezahlt, als der arme Ritter Anshelm sein Garn vom Rocken abspann. Sogleich ging er zum Kaiser, und berichtete ihm den ganzen Vorgang der Sache, und erhielt, dem eingegangenen Vertrag mit Anshelm gemäß, alle Güter desselben für sich und seine Kinder und Kindes-Kinder.

Sobald sich Ritter Anshelm nach einigen Wochen aus dem schmachvollen Kerker und von der unritterlichen Arbeit des Spinnens befreyt sahe; (denn Adelaide hatte ein zu gutes Herz, als daß sie ihn zu lange so hart hätte strafen können,) so begab er sich, von Schaam und Reue bis zum Wahnsinn gequält, in eine öde Wildniß, und ward Einsiedler, und die Chronik sagt, daß er seit der Zeit seiner Befreyung auch nicht einen Laut von sich hören lassen.

Aber Graf Freyburg lebte mit seiner treuen Adelaide bis zum spätesten Alter in der wonnevollsten Zufriedenheit, und sein Geschlecht blüht noch im Schwabenland.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jenisch, Daniel,

Geist und Sitten der Vorzeit in komischen Erzählungen

Berlin 1792
Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940718-1